This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06661875 6

Allgemeine Staatengeschichte.

Herausgegeben von K. Lamprecht.

I. Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. — II. Abteilung: Geschichte der außereuropäischen Staaten. — III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten.

Dritte Abteilung:

Deutsche Landesgeschichten.

Herausgegeben

von

Armin Tille.

Siebentes Werk:

Dr. **Ernst Seraphim,** Geschichte von Livland

Erster Band.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Gotha 1906.

Friedrich Andreas Perthes

Aktiengesellschaft.

371S73

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Deutsche Landesgeschichten.
Herausgegeben von Armin Tille.
Siebentes Werk.

Geschichte
von
Livland.

Von
Dr. Ernst Seraphim.

Erster Band.
Das livländische Mittelalter und die Zeit der Reformation.
(Bis 1582.)

Gotha 1906.
Friedrich Andreas Perthes
Aktiengesellschaft.

371373

Patriae resurgenti.

Vorwort des Herausgebers.

Die Ziele, die Verlag und Herausgeber mit den „Deutschen Landesgeschichten" verfolgen, sind im Vorwort zum Fünften Werke: Wehrmann, Geschichte von Pommern, 1. Band (1904), S. V bis IX, dargelegt worden, und darauf sei an dieser Stelle verwiesen.

In dem vorliegenden Siebenten Werke wird die Geschichte eines Stückes Erde verfolgt, das nicht zum heutigen Deutschen Reiche gehört, das nicht einen Teil des ehemaligen Deutschen Bundes gebildet hat und dessen politischer Zusammenhang mit dem Reiche auch im Mittelalter stets nur lose gewesen ist. Trotzdem nehmen wir Livland als deutsches Land in Anspruch und dürfen dies mit Recht und Stolz, da das reich gegliederte Küstenland des Baltischen Meeres nicht nur von Deutschen kolonisiert, sondern tatsächlich jahrhundertelang und bis in unsere Tage trotz der Zugehörigkeit zu nichtdeutschen Staaten von deutscher Kultur beherrscht worden ist.

Jedes Land mit deutscher Bevölkerung soll allmählich in dieser Sammlung eine geschichtliche Darstellung erhalten, und hiermit wird zum ersten Male weit nach Nordosten in das Kolonialgebiet gegriffen. Für Preußen, Braunschweig und Hannover, die Provinz Sachsen, Pommern sowie für Nieder- und Oberösterreich liegen bis jetzt, wenn auch zum Teil noch unvollständig, Landesgeschichten vor. Alle diese Arbeiten stehen als selbständige Werke

nebeneinander, und doch umschlingt sie ein gemeinsames Band: das Bewußtsein, daß Teile des deutschen Volkes in jedem dieser Gebiete leben und ihm seine kulturelle Eigenart verliehen haben. Die Geschichte jedes Landes ist nur die Darstellung einer bestimmten Variation deutschen Wesens, und wer deutsches Volkstum als Ganzes begreifen will, der muß jeden deutschen Volksteil kennen; nur durch emsiges Vergleichen und durch die Ausscheidung des Örtlich-Besonderen kann es gelingen, den deutschen Volkscharakter zu erfassen.

Dieser Gesichtspunkt läßt den Wunsch und die Erwartung gerechtfertigt erscheinen, daß jedes neue Werk dieser Sammlung auch im Kreise derer, die der bestimmten Landschaft ferner stehen, Teilnahme und Beachtung finden möge.

Leipzig, im Oktober 1905.

Dr. **Armin Tille.**

Vorwort des Verfassers.

Die Geschichte Livlands — dieser Name wird im alten Sinne für die 1562 auseinandergefallenen heutigen russischen Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland gebraucht — soll in zwei Bänden von der Begründung der deutschen Kolonie bis auf die Gegenwart erzählt werden.

Hier liegt der erste Band abgeschlossen vor, der bis zum Ende der staatlichen Selbständigkeit der altlivländischen Konföderation reicht.

Über die früheren Darstellungen livländischer Geschichte und über die von mir verfolgten Ziele habe ich mich im einleitenden Kapitel ausgesprochen. Weiß ich auch, daß zu einer wirklich abschließenden kritischen Darstellung der livländischen Geschichte noch nicht die Zeit ist, so konnte dies doch nicht hindern, schon jetzt eine Geschichte von Livland zu veröffentlichen, denn gerade durch sie soll ein Weiterforschen vieler angeregt und erleichtert werden. Ich hoffe auch jetzt, über die wesentlichen Ideen in der livländischen Geschichte und deren Vertreter das Richtige gesagt zu haben.

Es ist mir ein Bedürfnis, bei dieser Gelegenheit Herrn Dr. Armin Tille in Leipzig meinen aufrichtigen Dank für die große Liebenswürdigkeit zu sagen, mit der er mich durch Prüfung der einzelnen Druckbogen und wertvolle Hinweise unterstützt hat.

Der erste Band erscheint in einer Zeit, da sich die Geschicke der deutschen Bevölkerung meiner baltischen Heimat nach schwerem Druck wieder hoffnungsvoller gestalten. Möchte das Buch zur Vertiefung des geschichtlichen Sinnes in Livland beitragen und das Verständnis des deutschen Mutterlandes für seine nun über siebenhundert Jahre ihr Volkstum treu bewahrenden Söhne erweitern.

Riga, im Herbst 1905.

Dr. Ernst Seraphim.

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	VII
Vorwort des Verfassers	IX
Einleitung: Übersicht über die Quellen und seitherigen Darstellungen der Geschichte Altlivlands	1—17
I. Kapitel: Vorgeschichte und Gründung der deutschen Kolonie	18—35
II. Kapitel: Die Befestigung der deutschen Herrschaft im Kampfe gegen die einheimische Bevölkerung, Russen und Dänen	36—57
III. Kapitel: Die innere Entwickelung Livlands im 13. Jahrhundert	58—94
IV. Kapitel: Der Kampf um den livländischen Einheitsstaat bis zum Frieden von Danzig (1397)	95—119
V. Kapitel: Der Deutsche Orden im Konflikte mit Polen und Litauen bis zum Frieden von Brest (1435). — Innerlivländische Zustände bis zur Landeseinigung von Walk (1435)	120—144
VI. Kapitel: Innere Gegensätze und Ausgestaltung bis zur Reformation	145—172
VII. Kapitel: Die Reformation und ihre Einwirkungen auf Livland	173—222
VIII. Kapitel: Der große Russenkrieg und der Auseinanderfall der livländischen Konföderation	223—275
Literaturnachweise	277—282
Personenregister	283—289
Ortsregister	290—293

Einleitung.

Übersicht über die Quellen und seitherigen Darstellungen der Geschichte Altlivlands [1]).

Ein Vorzug seltener Art ist es, daß wir gleich bei Beginn der mittelalterlichen livländischen Geschichte einen Führer haben, der mit eindringlicher Sachkenntnis die Anfangszeiten beschreibt: die lateinische Chronik Heinrichs von Lettland (Henrici chronicon Livoniae). Die Chronik ist uns in vielfachen Handschriften überkommen, von denen der Codex Zamoiscianus in Warschau der beste und wertvollste ist. Die heute allein in Betracht kommende Ausgabe findet sich in dem 23. Bande der Scriptores in den Monumenta Germaniae historica (1874) (auch eine billige Schulausgabe). Eine gute Übersetzung „Heinrich von Lettlands livländische Chronik" hat Eduard Pabst 1867 mit wertvollen Fußnoten herausgegeben.

Der Verfasser der hochbedeutsamen Chronik war ein in Livland tätiger, dem dritten Bischof Albert von Riga persönlich nahestehender und aus den offiziellen Akten der bischöflichen Kanzlei schöpfender Priester, der vieles als Augenzeuge miterlebt hat, jedenfalls kein Lette von Geburt, sondern ein Deutscher, den man am besten als Lettenmissionar bezeichnen kann. Er beschreibt in vier Büchern die Bekehrungs- und Eroberungszeit bis 1227, d. h. bis zu den Jahren, wo die Insel Ösel durch die Bischöflichen und Ritter erobert wurde. Er ist in allen

1) Eine gedruckte Darstellung über dieses Thema gibt es zurzeit nicht. Die Angaben der ersten Hälfte des Kapitels habe ich teilweise auf die Ausführungen meines hochverehrten Lehrers Prof. Dr. Richard Hausmann basiert, die er in seinem Kolleg in Dorpat gegeben hat. Die Titel und Namen sind nach Winkelmanns Bibliotheca Livoniae historica (Berlin 1878) zitiert.

Stücken ein Kind seiner Zeit, fromm und wundergläubig, ein treuer Anhänger Bischof Alberts, dabei ein guter, scharfer Beobachter, wenn auch ohne tiefen Einblick in die eigentlichen politischen Zusammenhänge. Wahrscheinlich um 1190 geboren, scheint er 1203 nach Livland gekommen und 1208 zum Priester an der Ymera (bei Burtneek) geweiht worden zu sein. Eifrig tätig ist er als Missionar am Embach, in Ugaunien und Jerwen, also in estnischen Gebieten. Im Jahre 1215 besuchte er auch das Laterankonzil zu Rom und begleitete Wilhelm von Modena, den päpstlichen Legaten, als Dolmetscher in Livland; nach Alberts Tode (1229) tritt er in den Hintergrund, dessen Nachfolger scheinen ihm nicht dieselbe Vertrauensstellung eingeräumt zu haben. Gelebt muß er noch sehr lange Zeit haben, da er in einer Urkunde von 1259 als hochbetagter und hinfälliger Leutpriester (plebanus) zu Papendorf im Wolmarschen als Zeuge auftritt. Die Sprache seiner Chronik ist ein gutes, mittelalterliches Latein.

Wo diese vortreffliche Quelle versagt, da tritt die „Ältere Livländische Reimchronik" ein, von der zwei Handschriften, der vollständige, aber weniger gute Codex Palatinus in Heidelberg und der Kodex der Livländischen Ritterschaft, sowie Fragmente in Kopenhagen existieren. Beste Ausgabe von Leo Meyer (Paderborn 1876).

Der Verfasser der in niederdeutschen Versen geschriebenen Chronik ist unbekannt, er hieß jedenfalls nicht Dietlieb von Alnpeke, wie früher allgemein angenommen wurde, da sich dieser Name als spätere Interpolation erwiesen hat. Die Hypothese Schirrens [1]), er sei ein Zisterziensermönch Wiebold Dosel gewesen, dürfte kaum haltbar sein, vielleicht war er, wie Fr. Wachsmuth behauptet hat, ein Ordensbruder, und zwar der, welcher der Schlacht gegen die Eingeborenen 1287 als einziger entrann. Fest steht, daß er mit seinen Sympathien auf seiten des Deutschen Ordens steht und namentlich in den späteren, auf Autopsie beruhenden Partien als neue Quelle ersten Ranges anzusehen ist. Nach der Sprache scheint er aus Hessen-Thüringen zu stammen. Ratlef hat überzeugend nachgewiesen, daß der Autor vielfach auf offizielle Quellen zurückgreift. So wenig wie der Chronist Heinrich war der Dichter der älteren Reimchronik ein politisch selbständiger Kopf, die vielfach episodenhafte, an Heinrichs Chronik nicht heranreichende Darstellung wird von Kreuzfahrerideen beseelt, die großen geschichtlichen Zusammenhänge sind

1) Mitteilungen zur livl. Geschichte VIII. Riga 1855.

auch ihm nicht klar. Als Quelle ersten Ranges muß er gleichwohl gelten, zumal Urkunden nur in geringer Zahl aus jener Zeit erhalten sind.

Erst vor einem Menschenalter wurde die sogenannte „Jüngere livländische Reimchronik" des Bartholomäus Hoeneke durch J. G. Kohl in eigentümlicher Weise entdeckt. Diesem fiel in Bremen ein Kodex von Joh. Renners „Livländischer Historie" in die Hände, in der der Verfasser sagt, er habe für die ältere Zeit als einzige Quelle die Reimchronik des Bartholomäus Hoeneke benutzt. Dieser ist Ordenskaplan unter den Meistern Eberh. von Munheim, Burch. von Dreylewen und Goswin von Herike, vielleicht Ordenspriester in Weißenstein, gewesen. Höhlbaum hat die Chronik aus Renner herausgeschält und 1872 in Leipzig herausgegeben. Sie umfaßt die Jahre 1315 bis 1348 und schildert den Krieg Munheims gegen Riga, die Ordenskämpfe gegen Litauer und Russen, und schließlich den großen Estenaufstand von 1343 in niederdeutscher Sprache. Da Hoeneke Augenzeuge vieler Ereignisse war, ist sein Werk von großem Wert, namentlich von 1340 bis März 1348. Ob die Chronik direkt an die ältere Reimchronik angeknüpft hat, muß dahingestellt bleiben.

Für die Jahre 1348 bis 1358 fehlt uns eine originäre Quelle, dann setzt die lateinische Chronik Hermanns von Wartberge, das Chronicon Livoniae ein, von der E. Strehlke im Danziger Archiv eine Abschrift fand, die er im 2. Bande der Scriptores rerum Prussicarum 1863 herausgab. Der aus Norddeutschland stammende Verfasser kam 1358 ins Land und war Ordenspriester unter Meister Arnold von Vietinghoff. Als überaus geschickter Mann wurde er Kaplan des Deutschordens und wiederholt in diplomatischen Diensten verwandt; so war er 1366 Protokollführer beim Danziger Frieden, auch an Kriegszügen gegen die Litauer scheint er teilgenommen zu haben. Daneben dienen ihm als Quellen Urkunden, also offizielles Material, und für die älteren Zeiten die uns bekannten Chroniken, mit denen er aber bisweilen recht willkürlich umgeht, je nachdem sein ordensfreundlicher Standpunkt es verlangt. Obwohl das Urkundenmaterial dieser Zeit schon reich ist, gibt Hermanns Darstellung doch ein gutes, wertvolles Bild der Zeit bis 1378.

Mit ihm schließt die Geschichtschreibung für das mittelalterliche Livland ab. Bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tritt hier wie in Preußen eine große Lücke ein, da die für Westeuropa charak-

teristische Annalistik bei der geringen Zahl der Klöster, in denen vornehmlich eine solche hätte gedeihen können, bei uns zu keiner rechten Ausbildung gekommen ist. Nur in dem ältesten Kloster Livlands, dem 1205 gegründeten Dünamünde, wurden Annalen (Annales Dunamundenses) aufgezeichnet. Sie beginnen zwar schon mit dem Jahre 1211, sind aber offenbar erst nach 1260 gleichzeitige Quelle. Von 1290 bis 1305 ist eine Lücke, dann sind sie bis zum Jahre 1321 weitergeführt, wo der Konvent nach Padis in Estland verlegt wurde [1]). Dort haber hat man sie nicht weitergeführt. sind. Ihr Vorzug liegt in ihrer chronologischen Genauigkeit.

In diesem Zusammenhange ist ferner eine Anzahl bestimmte Zeitverhältnisse betreffender Aufzeichnungen, Denkschriften und Ähnliches zu nennen, so eine nur durch Rekonstruktion herzustellende Chronik des Dompropstes Naghel, der erst in Diensten des Ordens, dann des Erzbischofs Silvester Stodewescher, diesen auf dem Konzil zu Basel vertrat [2]). Ferner wird eine Chronik des Ordensanwalts Dr. jur. Joh. von Reve zum Jahre 1434 erwähnt. Eine dritte Deduktion eines Unbekannten ist die im Königsberger Archiv abschriftlich erhaltene „Historische Darstellung der Streitigkeiten des Erzbischofs Silvester Stodewescher mit dem Deutschen Orden in Livland" [3]). Den Standpunkt Rigas in diesen Händeln vertritt das nach dem Einband genannte rote Buch Inter Archiepiscopalia [4]). Der Verfasser ist der rigasche Stadtsekretär Hermann Helewegh († 1490), der im Auftrage des Rates geschrieben hat. 1456 erhielt er die Weisung, eine Darstellung des Kirchholmer Vertrages und der daraus resultierenden Zustände zu schreiben. Seine bis 1489 fortgeführten Aufzeichnungen in niederdeutscher Sprache sind verloren, wir besitzen nur eine im 17. Jahrhundert vom Ratsherrn Joh. Witte fertiggestellte hochdeutsche, bearbeitete Kopie. Kaum eigenen Wert, da sie wesentlich Kompilation ist, hat die Kleine Meisterchronik [5]). Sie und andere nicht mehr vorhandene erzbischöfliche und Meisterchroniken haben einen gewissen

---

1) Herausgegeben zuletzt von Höhlbaum, Beiträge zur Quellenkunde Altlivlands. Riga 1872.

2) G. Berkholz in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen. Riga 1873.

3) Archiv für die Gesch. Liv.-Est-Kurlands VII, 1854. (Reval.)

4) Herausgegeben von Brachmann in den Scriptores rerum Livonicarum II.

5) G. Rathlef, Verhandlg. der gel. estn. Gesellschaft VIII, 1875.

Einfluß auf spätere Historiker gehabt, besonders stützt sich auf sie die erste gedruckte Geschichte Livlands von Thomas Horner aus Eger, der u. a. 1557 die livländische Gesandtschaft an Iwan den Grausamen als Sekretär mitmachte, nach 1558 in den Dienst Gotthard Kettlers trat, dann geadelt und schließlich der Schwager Salomon Hennings, des Kanzler von Gotthard Kettler, wurde. Wir besitzen von ihm eine 1551 in Königsberg gedruckte, dem Ordensmeister Recke gewidmete kompendiöse Livoniae Historia in compendium ex annalibus contracta a Thoma Hornero Egerano“ [1]). Schirren hat in Upsala Eynne schone hystorie van vunderlyken geschefften der heren to lyfflanth myth den Rüssen vnde Tartaren (1491—1507) aufgefunden [2]). Ein alter Druck der schönen Historie liegt zwar nicht vor, aber ihr Verfasser ist bekannt, es ist der im Dienste Plettenbergs für einen Kreuzzug gegen die Russen wirkende Ablaßprediger Christian Bomhouwer, der Pfarrherr von Rujen und später, 1514 bis 1418, Bischof von Dorpat war. Die auf urkundlichem Material basierende Schrift ist zwar eine Tendenzschrift, aber von nicht geringem Quellenwert.

Für die Reformation in Livland besitzen wir leider keine originale Chronik. Die Zeit der Auflösung der livländischen Selbständigkeit behandeln dagegen Johann Renners „Neun Bücher Livländischer Historien“, deren Originalhandschrift 1870 J. G. Kohl in Bremen entdeckte. Eine Gesamtausgabe von Höhlbaum und Hausmann erschien 1876 in Göttingen. Der Verfasser, ein kundiger Jurist, kam vom Reichskammergericht zu Speyer nach Livland, wo er in Ordensdiensten in Pernau und Weißenstein tätig war, ging 1556 wieder als Notar nach Speier, lebte dann in Bremen und ist hier 1583 gestorben. Sein Werk, das auf umfassendem Quellenmaterial beruht, ist von Sympathie für den Orden erfüllt, nur Kettler haßt er als Verderber und Verräter; sein Urteil ist im einzelnen richtig, läßt aber einen weiten politischen Blick vermissen. Das Werk gehört jedenfalls zu den wertvollen Chroniken, die wir nicht missen möchten. 1561 war die Chronik vollendet; als dann die Russowsche Chronik erschien, arbeitete Renner die seinige um und fügte noch Nachrichten über Stephan Bathory hinzu. Sie ist in niederdeutscher Sprache geschrieben. Gegenüber dem protestantischen Renner steht der Katholik Tilemann Bredenbach, ein Priester zu Kleve, der auf

1) Herausgegeben von Napierski in den Scriptores rer. Livon. II.
2) Archiv für die Gesch. Liv-Est-Kurlands VIII.

Grund des ihm von dem aus Dorpat nach Deutschland geflüchteten Domherrn Ph. Olmen übergebenen Materials eine Geschichte des Unterganges der livländischen Selbständigkeit schrieb, die er als Folge des Abfalls von der katholischen Kirche hinstellt. Trotz dieser Tendenz enthält die Aufzeichnung manches gute, freilich mit großer Vorsicht aufzunehmende Detail [1]). Vom ausgesprochen protestantischen Standpunkte aus verfaßte der evangelische Prediger Timan Brakel sein 1579 erschienenes „Christlich gesprech von der grawsamen Zerstörung in Liflandt durch den Muscowiter vom 58 Jar her geschehenn" usw. [2]). Der Autor war zuerst beim letzten Bischof von Dorpat, Hermann, Hofprediger, wurde dann von den Russen gefangen genommen, nach Moskau geführt und erst nach mehr als Jahresfrist freigelassen, lebte dann als Prediger in Narwa, Ösel, worauf er nach Deutschland zurückging und in Lübeck, Antwerpen und anderen Orten amtierte. Gestorben ist er 1602 in Riga. In Reimen verfaßt, ist sein Buch in den selbständigen Teilen eine tendenziöse Sittenschilderung Livlands bis 1577.

Weit bedeutsamer, ja als Quelle ersten Ranges zu betrachten ist die Chronik Balthasar Russows, Chronica der Prouintz Lyfflandt usw. [3]). Der Verfasser, der gleich Timan Brakel den Livländern eine Bußpredigt halten will und das Unglück des Untergangs aus der Sündhaftigkeit der Livländer ableitet, war Prediger an der Heiligengeistkirche zu Reval, wo er 1600 gestorben ist. Die erste Ausgabe, 1578 in Rostock erschienen, ist noch ganz aus der Verzweiflung des Kriegselendes heraus geschrieben, die zweite Auflage, welche die Ereignisse bis 1583 schildert (erschien 1584), verrät bereits den Friedensschluß. Russow war ein warmherziger Patriot, aber auch ein subjektiver, in seinen Urteilen sehr einseitiger Mann, bei dem der Theologe den Geschichtschreiber oft beeinflußt. So ist das Bild, das er von seinen Zeitgenossen entwirft, die Charakteristik ihrer Verkommenheit und politischen Indolenz und Selbstsucht zwar nicht falsch in den Grundlinien, aber übertrieben und verzerrt. Er vergaß, daß es in Deutschland damit kaum besser bestellt war, und hat das historische Urteil über das Livland jener Tage bis

1) Von A. de Slaczewsky herausgegeben in den Hist. ruth. Scriptores exteri I. Berlin-Petersburg 1841.

2) Rig. Stadtblätter 1815.

3) Herausgegeben von Napiersky in den Scriptores rer. Livon. II. 1848. Hochdeutsche Ausgabe von Ed. Papst. Reval 1845.

in unsere Zeit hinein zum Nachteil beeinflußt, da man vielfach nicht erkannt hat, daß er in erster Reihe ein Buße predigender Sittenschilderer sein wollte. Vortrefflich ist er in seinen zeitgenössischen Berichten über Reval und Estland; Livland dagegen steht ihm ferner. Er zeigt sich in diesen Partien als überzeugter Anhänger Schwedens und eifriger Royalist, während er den Adel oft ungerecht beurteilt. Aus dessen Reihen sind ihm denn auch literarische Gegner entstanden, so in Elert Kruse, der einen „Warhafftigen Gegenbericht" herausgab [1]), so in Heinr. v. Tiesenhausen († 1600), der „Begangene Irrtümbe und Fehler des liefländischen Chronickenschreibers Balthasaris Russouwens" erscheinen ließ [2]). Der großen Popularität der Chronik haben die Angreifer aber keinen Abbruch tun können, auch nicht Salomon Henning, der Kanzler Gotthard Kettlers, des ersten Herzogs von Kurland, der eine bis 1590 reichende „Liffländische Churländische Chronika" 1590 zu Rostock herausgab, zu der David Chyträus die Vorrede geschrieben hat [3]). In Rostock war Henning 1547 mit dem damaligen Ordensschaffer Kettler zusammengetroffen, und war ihm dann nach Livland gefolgt, wo er in enger Verbindung mit ihm blieb. Als sein Gönner zum Herzog von Kurland emporstieg, wurde er Rat desselben und später als Kirchenvisitator seine rechte Hand bei der Einrichtung der Kirchen und Schulen. In vielfachen diplomatischen Geschäften erprobt, erwarb er in Polen den Adel und starb 1589. Seine Chronik ist in erster Reihe eine tendenziöse Apologie Kettlerscher Politik, darum mit großer Vorsicht aufzunehmen. Von eigenartiger Bedeutung ist auch sein „Warhafftiger und bestendiger Bericht, wie es bißhero und zu heutiger stunde, in Religions sachen, Im Fürstenthum Churland und Semigaln, in Liefflandt, ist gehalten worden" usw. (Rostock 1587), eine Verteidigungsschrift der in Kurland geltenden lutherischen Lehre, die von Königsberg aus als nicht rechtgläubig angegriffen worden war [4]).

Ein unter dem Namen des sonst nicht nachweisbaren Bartholomäus Grefenthal gehendes Chronicon Livoniae, von dem nur eine Handschrift in Dresden existiert, reicht bis 1558 und ist

1) Herausgegeben von Dr. A. Buchholtz. Riga 1861.

2) Herausgegeben von K. Schirren im Archiv VIII.

3) Herausgegeben von Th. Kallmeyer in den Scriptores rer. Livon. II. 1848.

4) Gleichfalls in den Scriptores rer. Livon. II. 1848.

mutmaßlich nach 1592 geschrieben. Neben manchen uns bekannten Quellen und Chroniken basiert das Buch auf vielen Urkunden, u. a. hat es ein Kopialbuch der Kanzlei des letzten Erzbischofs von Riga, Wilhelms von Brandenburg, benutzt [1]). Namentlich wirtschaftspolitisch und genealogisch von Wert sind die „Geschlechtsdeduktion der Familie von Tiesenhausen", sowie seine Jahresrechnungen 1578 bis 1593, sein Rechenschaftsbericht über verwaltete Kleinodien usw., die unter dem Titel „Des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen des Ältern von Berson Ausgewählte Schriften und Aufzeichnungen", die Gräfin Marie von Przeździecka geb. Gräfin Tyzenhaus 1890 in Leipzig hat herausgeben lassen.

Wir haben außer den genannten Werken, die das ganze Livland behandeln, auch eine Reihe von Aufzeichnungen, die sich speziell mit der Stadt Riga beschäftigen, die im 16. Jahrhundert eine sehr einflußreiche Stellung einnahm und sich zwanzig Jahre länger als das übrige Land ihre Selbständigkeit bewahrt hat (bis 1582). Dann folgten schwere Zeiten für die Stadt, Differenzen mit Polen und innere Wirren ständischen Charakters (Kalenderunruhen). Wir müssen uns hier auf eine Aufzählung der bedeutendsten Schriften beschränken. Da ist zuerst die für die Reformation, die Kalenderunruhen usw. sehr wichtige, vielfach von anderen bis an das Ende des 18. Jahrhunderts fortgesetzte Wiekensche „Kurze Beschreibung, was sich Gedenckwurdiges in Riga begeben und zugetragen hat von Ao. 1521 bis ..." (1775) [2]). Der Verfasser und seine Fortsetzer sind wohlbewanderte und tatkräftige Bürger der Stadt, deren Interessen sie vertreten. Darin beruht zum Teil der Wert ihrer Aufzeichnungen. Sehr bedeutsam sind ferner die Tagebücher von Jürgen (von 1539 bis 1557) und Kaspar Padel (bis 1593) [3]). Beide waren hervorragende, in der Politik und den Geschäften Rigas wohlerfahrene Persönlichkeiten von Charakter, deren Angaben überaus wertvoll für die rigaische Stadtgeschichte des 16. Jahrhunderts sind. Ähnliches gilt von den Aufzeichnungen des rigaischen Ratssekretärs Joh. Schmiedt zu den Jahren 1558—1562, die Bergengrün 1892 in Leipzig herausgegeben hat. Eine Fortsetzung der Kaspar Padelschen Tagebücher

1) Herausgegeben in Monumenta Liv. ant. V (1857) und Archiv IV.
2) Gedruckt im Auszuge in den Nord. Miszell. XII. XIII. Riga 1790.
3) Herausgegeben von Böthführ in den Mitteilungen XIII. Riga 1884.

bilden Bodeckers „Chronika Livländischer und Rigascher Ereignisse 1593 bis 1638", die Napiersky 1890 in Riga veröffentlicht hat. Wenn auch trocken und ohne viel Urteile sind alle die Werke als zeitgenössische Zeugnisse nicht hoch genug anzuschlagen. Noch weiter führt das Werk des rigaischen Bürgermeisters Melchior Fuchs († 1678), der, um in Stockholm die Stadt vertreten zu können, sehr eingehendes Material aus der polnischen Zeit sammelte und darauf seine bis 1654 reichende Historia mutati regiminis et privilegiorum civitatis Rigensis [1]). Der letzte Chronist Rigas in dieser Zeit ist der wackere Westfale Franz Nyenstede der 1554 nach Dorpat kam, von dort aus Rußland bereiste und sich 1571 in Riga ansässig machte, wo er zu Reichtum (er erwarb das Gut Sunzel) und zu politischer Stellung gelangte. 1583 war er Ratsherr, 1585 Bürgermeister. An den Verhandlungen mit Polen, den Kalenderunruhen und den späteren Händeln nahm er lebhaften Anteil, verlor im Widerspiel der politischen Leidenschaften Einfluß und Amt, bis er 1605 wieder eingesetzt wurde. 1622 starb er. Sein Leben ist ein Spiegelbild jener wildbewegten Zeit. Persönlich berührt er sympathisch als patriotischer, tatkräftiger und humaner Mann, der, obwohl er die polnische Herrschaft an sich nicht bekämpfte, ihre schweren Schäden tief empfand. Für die polnische Zeit können wir ihn beim Mangel von Quellenmaterial nicht missen; für Riga speziell enthält sein „Handbuch" (1571—1607), trotz vieler Irrtümer im einzelnen, wichtige und lesbare Darlegungen [2]). Für die livländische Geschichte kommt seine „Livländische Chronik" (bis 1609) in Betracht, die namentlich für die letzten fünfzig Jahre bedeutsames Material enthält. Das Werk ist offenbar sehr populär gewesen, da sich viele, wenn auch gekürzte und korrumpierte Abschriften erhalten haben, während das Original, das 1604 verfaßt ist, nicht mehr aufzufinden ist [3]).

Dieselbe Zeit, sie zugleich bis 1611 fortführend, behandelt Dionysius Fabricius, katholischer Dompropst zu Fellin und glühender Parteigänger Polens, in seiner Historia Livonica. Der große polnisch-schwedische Krieg steht im Mittelpunkte der Darstellung, bei deren Benutzung allerdings viel Vorsicht anzuwenden ist [4]). Ein

1) Herausgegeben von Napiersky in den Mon. Livon. ant. IV, und nach besserer Handschrift von Berkholz in den Mitteilungen 1874.

2) Herausgegeben von Tilemann in den Mon. Liv. hist. II. 1848.

3) Gleichfalls von Tilemann in den Mon. Liv. hist. II herausgegeben.

4) Herausgegeben von Napiersky in den Scriptores rer. Livon. II. Eine

Gegenstück zu ihm bildet der estländische Ritterschaftssekretär und eifrige Parteigänger Schwedens, Moritz Brandis († 1602), der aber fast noch unzuverlässiger und tendenziöser ist als Fabricius. Seine Chronik [1]) hat gar keinen Wert; besser steht es mit den Collectanea [2]), einer Sammlung von estländischen Urkunden und Protokollen.

Arm an Chronisten ist für Livland das 17. Jahrhundert gewesen. Hier ist zuerst die „Ehst-, Lyf- und Lettländische Geschichte" von Thomas Hiaerne, zu nennen. Der Verfasser ist als Sohn eines Predigers in Ingermanland 1638 geboren, hat in Dorpat studiert, in schwedischen Diensten in Estland gestanden und ist bereits 1678 gestorben. Sein Werk reichte zuerst bis 1621, in Dorpat befindet sich eine Fortsetzung bis 1639. Seine Literaturkenntnis ist sehr groß, und er ist kritischer als Brandis für die ältere Zeit, was freilich nicht sehr viel besagen will. Für das 17. Jahrhundert hat er schwedische, im Stockholmer Reichsarchiv gesammelte Urkunden benutzt. Ungedruckt ist ein wohl fälschlich dem estländischen Mannrichter und Rittmeister Gustav v. Lode zugeschriebener „Kurtzer Auszug derer Geschichte, die sich in Ehst-Liev-Lett-Churland und Semgallen zugetragen bis Anno 1677". Vielleicht ist der Verfasser der Prediger David Werner, von dem wenigstens eine lateinische Übersetzung herrührt. Einen Auszug daraus und eine Fortsetzung bis 1693 hat A. Fr. v. Fischbach bearbeitet. Eine weitere selbständige Fortsetzung hat bis 1726 Otto Fabian v. Wrangel geschrieben, die für den nordischen Krieg wertvoll ist [3]).

Die letzte Chronik von Wert hat der estländische Prediger Christian Kelch (geb. 1657 zu Pommern, Pastor zu St. Johannis in Estland, dann zu St. Jakobi in Wiesland, seit 1610 zu St. Nikolaus in Reval, wo er im Dezember desselben Jahres an der Pest starb) verfaßt. Seine „Liefländische Historia" usw. reicht bis 1689 resp. 1690, seine „Kontinuation" bis 1706. Besonders letzterer Teil ist überaus wichtig durch das zeitgenössische Material. Sein Standpunkt als bedingungsloser Anhänger Schwedens und der daraus resultierende Mangel an Verständnis für Livlands staatsrechtliche Sonderstellung im Reich machen

sehr lesbare Verdeutschung haben Karl und Georg v. Freymann im Jahresbericht der Felliner literär. Gesellschaft 1900 geliefert.

1) Herausgegeben in den Mon. Livon. ant. III. 1842.

2) Desgl. herausgegeben von Napiersky in den Mon. Livon. ant. I. II. 1835.

3) Chronik von Estland (selbständig von 1693 bis 1726), herausgegeben von Dr. J. Paucker. Dorpat 1845.

ihn freilich oft ungerecht in seinem Urteil, so daß er nur kritisch zu benutzen ist [1]).

Die Kelchsche Chronik beendet die Reihe der zeitgenössischen Aufzeichnungen. Mit dem 18. Jahrhundert tritt ein fast völliger Stillstand ein. Was auf dem Gebiete historischer Darstellung damals geschrieben worden ist, hat als solche fast nur geschichtswissenschaftliches Interesse oder interessiert den Forscher durch gelegentliches Urkundenmaterial. Manche Schrift ist ferner lediglich als politische Parteischrift anzusehen. Bedeutsam ist des livländischen Patrioten C. F. Schoultz v. Ascheraden „Versuch über die Geschichte von Livland und dessen Staatsrecht" bis 1710. Das ungedruckte, 582 Seiten umfassende, 1773 niedergeschriebene Manuskript befindet sich im Archiv der Livländischen Ritterschaft. Eine Fundgrube von überaus wichtigen Nachrichten, Personalien, Urkundenexzerpten verdanken wir dem verdienstvollen Bürgermeister von Dorpat, Fr. Konrad Gadebusch, dessen bis 1761 reichende vier Teile „Livländische Jahrbücher" 1780—1783 in Riga erschienen sind. Gadebusch war ein ebenso gelehrter wie klarer Kopf, der sich große Verdienste erworben hat, ein Polyhistor bester Art. In diesem Zusammenhange sind die patriotischen Sammler J. Chr. Schwartz (Manuskripte im Kurl. Prov.-Museum) und J. Chr. Brotze (Rig. Stadtbibliothek) zu nennen. Eifrig bemüht, die heimische Vergangenheit zu entwirren und zu schildern, war der rigaische Oberpastor G. v. Bergmann, der eine bedeutende Bibliothek besaß und 1776 in Leipzig eine „Geschichte von Livland, nach Bossuetischer Art entworfen", herausgab. Kritischer ist wohl L. A. Gebhardi in seiner in Halle erschienenen „Geschichte von Liefland, Ehstland, Kurland und Semgallen" I, 1785; II, 1789, die speziell im zweiten Teil, der Kurland umfaßt, noch heute brauchbar ist. Veraltet sind W. Chr. Friebes „Handbuch der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands zum Gebrauch für jedermann" (Riga 1791—1794), J. v. Jannaus „Geschichte von Lief- und Ehstland, pragmatisch vorgetragen" (Riga 1793—1797).

Von Arbeiten des 19. Jahrhunderts ist vor allem das von Recke und Napiersky von 1827 bis 1832 in Mitau herausgegebene „Allgemeine Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland", zu nennen, ein trotz aller begreiflichen Mängel auch heute noch unentbehrliches Nachschlagebuch. Vielfach ist

1) Neuausgabe von Joh. Lossius. Dorpat 1875.

dieses Werk freilich durch neue Teileditionen, welche die Prediger, Ärzte, Schulmeister der einzelnen Provinzen behandeln, ergänzt und fortgeführt worden. Hier haben sich u. a. J. Paucker, J. Hasselblatt, A. Seraphim, Brennsohn, vor allem aber Otto in Mitau bleibende Verdienste erworben. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden.

Eine historische Darstellung der ganzen baltischen Geschichte, die heute noch ihren vollen Wert behalten hat und ein rühmliches Zeichen glänzenden Fleißes und minutiöser Bearbeitung darbietet, hat der Staatsrat A. v. Richter (Riga 1857—1858) erscheinen lassen. Sie ist in zwei Bänden resp. fünf Teilen ausgegeben und führt den Titel: „Geschichte der dem russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben". Obwohl von keinem zünftigen Historiker verfaßt, ist sie ein Werk, das noch für lange Zeit seinen Wert behalten wird und immer wieder Auskunft erteilt. An Gründlichkeit kann jeder Historiker von ihm lernen. Die „Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Ehst- und Kurland" von O. v. Rutenberg (Riga 1855—60) ist dagegen eine zwar glänzend geschriebene, aber tendenziöse und doktrinär-liberale Arbeit, die heute überwunden ist. Ihren Wert hatte seinerzeit die „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands bis 1561" (St. Petersburg 1867—1870) von Karl Cröger; heute kommt sie aber nicht mehr in Betracht.

Ein Aufschwung baltischer Geschichtschreibung ist mit dem unvergeßlichen Namen C. Schirrens verknüft, der bis 1869 als akademischer Lehrer in Dorpat mit Scharfsinn, Geist und Patriotismus tätig war und der anregende Lehrer einer ganzen Gruppe livländischer Historiker geworden ist. Auch Georg Waitz in Göttingen hat auf diese vielfach, sie zur Quellenkunde hinführend, eingewirkt. Hier seien Richard Hausmann (Dorpat), Schiemann (Berlin), Höhlbaum († zuletzt in Gießen), Archivdirektor O. Stavenhagen (Mitau), Stadtarchivar Ph. Schwartz (Riga), Friedrich Bienemann († zuletzt in Freiburg) und L. Arbusow (Riga) genannt. In Kurland hat namentlich Oberlehrer H. Diederichs sich Verdienste um die Förderung historischen Sinnes erworben. Der Mittelpunkt baltisch-historischer Forschung wurde der seit 1874 in Dorpat wirkende Professor Richard Hausmann, der verehrte Lehrer der ganzen jüngeren baltischen Historikergeneration, der als Forscher, Darsteller und Lehrer heute noch tätig ist und in den Publikationen der historischen Vereine manche wertvolle Arbeiten veröffentlicht hat.

Größere historische Darstellungen haben Professor Th. Schiemann und Ernst und August Seraphim geschrieben. Schiemann gab 1885, damals noch als Stadtarchivar in Reval in der Onckenschen Sammlung den ersten Band seiner großen Geschichte: „Rußland, Polen und Livland" heraus; 1887 folgte der zweite Teil, der die „Geschichte Livlands bis zum Tode Walters von Plettenberg" und „Iwan der Schreckliche und seine Zeit" umfaßt. Das Buch ist glänzend und mit voller Beherrschung des weitschichtigen Quellenmaterials geschrieben, dazu reich illustriert und in jeder Hinsicht eine wertvolle Arbeit, deren Verfasser sich als ein scharfsinniger Historiker erwiesen hat. Mehr einen populären Charakter, wenngleich ebenfalls auf dem gesamten gedruckten Material aufgebaut, trägt Ernst Seraphims „Livländische Geschichte, von der Aufsegelung der Lande bis zur Einverleibung ins russische Reich" (2 Bände, Reval 1894, 1895). Neue Auflage, I, 1896. II, 1903. III. „Geschichte des Herzogtums Kurland" (1895 in Band II) 1903, von August Seraphim, Reval). Eine hervorragende Publikation bilden die „Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval" von Dr. Eugen v. Nottbeck und von Dr. Wilhelm Neumann (Reval 1896—1904). Text wie illustrativer Teil sind alles Lobes wert. An weitere Kreise wenden sich die „Geschichte der Stadt Riga" von C. Mettig (Riga 1897), sowie desselben Verfassers Skizzen „Baltische Städte" (Riga 1901—1904).

Während die genannten Werke die Darstellung der Vergangenheit zum Gegenstande haben, haben einige größere Memoirenwerke des ausgehenden 19. Jahrhunderts nicht geringe Wichtigkeit für die Kenntnis der Gegenwart. Wir nennen hier als die drei bedeutendsten: „Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. Generalsuperintendent von Livland. Nach Briefen und Aufzeichnungen" (Leipzig 1891). „Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen" (2 Bände, Berlin 1902), und Vier Söhne eines Hauses. Zeit- und Lebensbilder aus Estlands Vergangenheit. Herausgegeben von Dr. O. v. Grünewaldt-Haackhof (2 Bände, Leipzig 1900).

Auf dem Gebiete der Agrargeschichte ist vor allem A. Tobien zu nennen, dessen „Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert", I. Band: Die Bauerverordnungen von 1804 und 1819 (Berlin 1899), ein hervorragendes Werk ist, das einleitend zugleich die livländische

Agrargeschichte früherer Zeiten berücksichtigt. Wichtig ist ferner A. v. Gernets „Geschichte und System des bäuerlichen Agrarrechtes in Estland" (Reval 1901).

Das Bild baltischer geschichtlicher Arbeit, das wir in Grundlinien gezeichnet haben, würde unvollständig sein, würden wir nicht der Tätigkeit der gelehrten Gesellschaften, die sich zum Teil der munifizenten Fürsorge der Stände und Körperschaften der Ostseeprovinzen erfreuen, und ihrer hervorragenden wissenschaftlichen Publikationen gedenken, die einen Umfang angenommen haben, um den uns das Ausland vielfach beneiden kann. Wir übergehen hierbei die Zeitschriften, in denen sich im Laufe der Zeit sehr reichhaltiges Material angesammelt hat, so in den „Nordischen Miszellen", herausgegeben von Kaffka (Riga 1807—1811), den „Rigaischen Stadtblättern" von 1810 bis heute, dem „Inland", einer Wochenschrift, die von 1836 bis 1863 bestand, den „Mitteilungen und Nachrichten der evangelischen Kirche Rußlands", die seit 1838 besteht, den „Livländischen Beiträgen", herausgegeben von Wold. v. Bock, 1867 bis 1871, der „Russischen Revue" 1872 ff., und vor allem in der „Baltischen Monatsschrift" seit 1859 bis heute.

Die älteste der gelehrten Gesellschaften ist die seit 1817 bestehende Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, deren „Sitzungsberichte" „Arbeiten" (1847—1851) und (seit 1854) mannigfaches Material für Archäologie, Geschichte und Personenkunde enthalten. Ganz Hervorragendes leistet ihre Sektion für Genealogie und Heraldik, deren „Jahrbücher" auf der Höhe moderner genealogischer Forschung stehen. Die Lettisch-literarische Gesellschaft, die seit 1827 besteht, gibt ein „Magazin" heraus, das für Linguistik, Archäologie und prähistorische Forschung viel Brauchbares beisteuert. Der bekannte Gelehrte August Bielenstein war lange Zeit die Seele der Gesellschaft. Der eigentliche Zentralpunkt baltischer Forschung liegt aber in Riga in der heute mehr als fünfhundert Mitglieder umfassenden Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der russischen Ostseeprovinzen zu Riga, deren „Mitteilungen" (von 1840 an) eine Fülle von historischen Spezialarbeiten enthalten, während die „Sitzungsberichte" (seit 1873) die kleineren Aufsätze wiedergeben. In dieser Gesellschaft haben Männer wie Napiersky (†), Boetführ (†), Bergengrün, Schwartz, B. Hollander, Bienemann jun. der beste Kenner der schwedischen Zeit, H. Baron Brui-

ningk, der langjährige hochverdiente Präsident und gründliche Forscher auf dem Gebiete mittelalterlichen Kirchenwesens, L. Arbusow, C. Mettig, Wilhelm Neumann und der in Archäologie, Numismatik wie in der Geschichte Rigas und Livlands gleich bewanderte, unermüdliche A. Buchholtz (†), A. v. Transehe, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte und der Agrarpolitik, u. a. m., sich nicht geringe Verdienste um die heimische Geschichtsforschung erworben. Neuerdings liegt in den Händen dieser Gesellschaft auch die Herausgabe des großen baltischen Urkundenbuches, von dem noch zu sprechen sein wird. — Im Jahre 1838 wurde zu Dorpat die Gelehrte Estnische Gesellschaft begründet, deren „Verhandlungen" (seit 1840) und „Sitzungsberichte" (seit 1868) für die Geschichte des estnischen Volkes, Gräberfunde, Sprache, Literatur von großer Bedeutung sind. Langjähriger Präsident war Professor Leo Meyer, der bekannte Linguist (zurzeit in Göttingen), gegenwärtig ist es Oberlehrer Schlüter. In Reval wirkt die Estländische literarische Gesellschaft (seit 1842). Ihre „Beiträge" (seit 1868) bieten eine nicht zu missende Quelle für die estländische Geschichte, an denen Historiker wie Greiffenhagen, Hansen, Paucker, O. Stavenhagen, v. Gernet u. a. verdienstvollen Anteil haben. Besonders aber ist des von dieser Gesellschaft seit 1842 herausgegebenen „Archivs für die Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands" zu gedenken, dessen Bände I—VII F. G. v. Bunge besorgt hat, während die Neue Folge auch unter dem Titel: „Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit" von C. Schirren von 1861 ab herausgegeben worden ist. — Die 1864 gegründete Narwasche Altertumsgesellschaft, die bis 1868 „Schriften" und „Sitzungsberichte" herausgegeben hat, ist eingegangen, dagegen existiert noch der 1865 in Arensburg gegründete Verein für KundeÖsels, der neuerdings wieder mehr Leben zeigt, sowie der Felliner literarische Verein (gegründet 1882), der „Jahresberichte" ausgibt. Vor wenigen Jahren ist in Pernau eine Altertumsforschende Gesellschaft begründet worden, die an Wert wachsende „Sitzungsberichte" erscheinen läßt.

Eng im Zusammenhange mit der Tätigkeit der genannten wissenschaftlichen Vereine, in denen zum Teil ein sehr reges Leben herrscht, stehen die Urkundensammlungen, die es in auffallend großer Zahl gibt. Die Monumenta Livoniae antiquae (1835 bis 1847) und die Scriptores rerum Livonicarum (I. II.

1846, 1848, 1853 stehen heute nicht mehr auf der Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen, einen bleibenden Wert aber besitzt das von F. G. v. Bunge 1853 begründete, dann im Auftrage der baltischen Ritterschaften und Städte von H. Hildebrand, und nach ihm von Philipp Schwartz fortgesetzte „Liv-, Est- und Kurländische Urkundenbuch", von dem 1896 Band X (1444—1449) erschienen ist. Die Überfülle des Materials hat behufs Beschleunigung der Arbeiten zur Ausgabe einer Zweiten Abteilung geführt, die Leonid Arbusow leitet. Davon ist Band I 1900 erschienen und umfaßt die Jahre 1494 Ende Mai bis 1500. Vorbereitet werden Ständetagakten, Urkunden aus schwedischer Zeit sowie Privaturkunden.

Eine unentbehrliche Quellensammlung bildet die von v. Toll, Bunge und Pabst (letzter Band Ph. Schwartz) herausgegebene „Est- und Livländische Brieflade" seit 1856 ff. Die Briefe beginnen mit der dänischen und Ordenszeit.

Recht reichhaltig sind auch die auf die Geschichte Rigas sich beziehenden Sammelwerke, von denen hier nur drei neuere genannt seien: „Schragen der Gilden und Ämter der Stadt Riga bis 1621" (im Auftrage der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands herausgegeben), von Wilh. Stieda und Constantin Mettig (Riga 1896); ferner „Aktenstücke und Urkunden zur Geschichte der Stadt Riga 1710 bis 1740", I (1902), II (1903), herausgegeben aus dem Nachlaß des Dr. phil. Anton Buchholtz von August v. Bulmerincq, im Auftrage der oben genannten Gesellschaft, und „Zwei Kämmereiregister der Stadt Riga. Ein Beitrag zur deutschen Wirtschaftsgeschichte", herausgegeben von August v. Bulmerincq (Leipzig 1902).

Dabei sind hier eine große Menge älterer, zum Teil noch heute verhältnismäßig wertvoller Sammelwerke nicht genannt. Vollständigkeit lag aber nicht im Plan dieser Skizze, die lediglich dem den baltischen Provinzen Fernstehenden darlegen soll, welch bedeutendes wissenschaftliches Leben trotz der Ungunst der politischen Verhältnisse gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts und in der Jetztzeit in Livland — das Wort im alten, weiten Sinne für alle drei Provinzen begriffen — herrscht. Wer sich im einzelnen informieren will, der greife zu dem einzigartigen Werk von Eduard Winkelmann: Bibliotheca Livoniae historica. Systematisches Verzeichnis der Quellen und

Hilfsmittel zur Geschichte Estlands, Livlands und Kurlands (2. Aufl. Berlin 1878). Das Werk enthält auf 499 Seiten Lexikonformat nicht weniger als 11756 Nummern, denen sich noch mannigfache Register anschließen. Eine Fortsetzung für die letzten 25 Jahre wird vorbereitet. Es dürfte wenige Provinzen geben, deren wissenschaftliche Arbeit in so mustergültiger Weise zusammengestellt worden wäre, wie das hier geschehen ist!

* * *

Das vorliegende Buch stellt sich zur Aufgabe, auf der Basis der gedruckten Darstellungen und Monographien dem deutschen Leser, natürlich nicht unter stetem Rückgreifen auf das Urkundenmaterial, ein Bild der geschichtlichen Entwickelung der eigenartigen deutschen Kolonie Livland zu geben, die, so besondere Züge sie auch aufweist, doch in Tugend wie in Fehle nur ein Zweig des mittelalterlichen Deutschland war. Das hervorzuheben, auf die politischen und sozialen Zusammenhänge mit dem Mutterlande hinzuweisen, hat dem Verfasser besonders am Herzen gelegen.

Der zweite Band soll die liv-, est- und kurländische Geschichte unter polnischer, schwedischer und in den knappsten Zügen auch unter russischer Herrschaft zum Gegenstande haben.

I.

Vorgeschichte und Gründung der deutschen Kolonie.

Die Geschicke der Ostküste der Ostsee vor Ankunft der Deutschen sind auch heute noch dunkel. Sprachwissenschaft und Gräberfunde, dürftige Angaben alter Chronisten, kurze Andeutungen in skandinavischen Sagas und Rückschlüsse aus den Berichten der ersten livländischen Geschichtschreiber geben uns nur spärliche Kunde von jenen Tagen, die chronologisch kaum zu bestimmen sind. Aus den Gräberfunden läßt sich wohl schließen, daß die ältesten Bewohner der heute zum russischen Kaiserreich gehörenden Provinzen Livland, Estland und Kurland keine Metalle kannten, sondern mühsam Werkzeuge und Waffen aus Stein herstellten. Beile, Meißel, Hämmer und Schleifsteine aus Granit, Grünstein und Porphyr, seltener aus Feuerstein, sind auf uns gekommen. Auch die Knochen der Jagdtiere bearbeiteten die Bewohner zu Haus- und Kriegszwecken, und natürlich auch alle Arten von Holz, von denen nur nichts auf uns gekommen ist, während sie ihre Behausungen bisweilen in der Art der in der Schweiz nachgewiesenen Urbevölkerung auf Pfählen ins Wasser bauten. Aus jener grauen Vorzeit, von der weder zu sagen ist, wie lange sie gedauert, noch welcher Rasse die damals lebenden Stämme waren, sind ferner Überreste der Fauna erhalten, die denen der schweizerischen Pfahlbauten überraschend ähneln, nur der Bison fehlt ganz. Wir finden dagegen den Biber, den Elch, das Wildschwein, den Urstier, Fuchs und Haushund, und, wenn auch selten, den Edelhirsch. Reichlich sind die Spuren von Fischen aller Art und von Muscheln, die alle auf Beschäftigung und Nahrung dieser Jagd- und Fischerstämme des Steinzeitalters hinweisen. Roher Schmuck, gebrannte Topfscherben, geschnitzte Knochen geben den Beweis für die ersten Anfänge des Handwerks und der Töpferei.

Ein Bronzezeitalter, das sich gewöhnlich an die Steinzeit anschließt, läßt sich in Livland nicht nachweisen, die vereinzelten Bronzefunde sind offenbar Importware. Auch die im Westen typische vorchristliche Eisenzeit (la Tène) fehlt hier vollständig, und erst mit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung beginnt die Epoche prähistorischer Gräberfunde, die bedeutsame Ausbeute ergibt. Wir können zu ihr die ersten acht Jahrhunderte rechnen; daran schließt sich die zweite Eisenperiode, die wiederum bis zur deutschen Kolonisation reicht.

In die erste Eisenzeit fallen römische Kaisermünzen aus dem 2. Jahrhundert, die beweisen, wie weit der römische Einfluß nach Norden gekommen ist. Ob wirklich Italiener und Gallier dorthin gekommen sind, ist doch fraglich, der kulturelle Einfluß der römischen Welt reichte aber bis zur Düna. Die Einheimischen exportierten und erkannten die römischen Münzen als die einzigen an. Über die Düna scheint der römische Handel nicht hinausgereicht zu haben. Zu den Importartikeln gehörten namentlich Glasperlen, Metallschmuck und Waffen. Auffallend ist das geringe Vorkommen des Bernsteins. Töpferwaren haben die fremden Händler wohl schwerlich ins Land gebracht, da die Töpferei hier bereits ausgeübt wurde. Auch Eisengeräte, seltener Waffen, auf die das offenbar nicht sehr kriegerische Volk wenig Gewicht legte, wurden später im Lande selbst hergestellt, doch beweist die auffallende Übereinstimmung mit römischer Provinzialware der ersten Kaiserzeit die starke römisch-abendländische Beeinflussung. Das zeigt sich vornehmlich bei der aus Zinkbronze verfertigten Fibel, der Sicherheitsnadel der älteren Zeit, die das lose umgeworfene Gewand zusammenhielt. Neben römischen Mustern lassen sich auch altnordische Einflüsse feststellen. Die Funde dieser Periode — Fibeln aller Art, Kopf- und Armringe, Fingerringe, Nadeln, Bronzeperlen und Spiralen — weisen auf eine noch in den Kinderschuhen steckende Bevölkerung.

Das Bild wird erst reicher und mannigfaltiger, wenn wir die Wende des 8. Jahrhunderts überschreiten. Wir treten damit in die Zeit ein, in der dieselben Stämme schon das Land bewohnten, wie bei der Ankunft der Deutschen, eine Zeit, in der sich der allmähliche Übergang vom nomadisierenden Fischer- und Jägervolk zur Seßhaftigkeit zu vollziehen begann. Luxusartikel sind bereits viel häufiger, Schmuck, Waffen, Hausrat, Stoffe aller Art beweisen einen Fortschritt. Charakteristisch für diese zweite Eisenzeit ist die Hufeisenfibel oder Rundschnalle, die in Süd-

europa schon in der Kaiserzeit verbreitet, im Nordosten erst jetzt auftaucht und die verschiedensten Formen annimmt. Die Funde aus den Gräbern sind aber nicht nur reicher, sie lassen auch bereits verschiedene Stämme mit gesondertem Charakter und Geschmack unterscheiden. In Kurland fällt z. B. die große Menge der Trinkhörner auf, nördlich der Düna im südlichen Livland bildet der Nationalschmuck, die an einer Schildkrötenfibel hängenden Ketten mit mannigfachen Mittelstücken ein Charakteristikum: die langen Ketten wallten bis zu den Knieen hinab und boten bei Männern und Frauen einen malerischen Anblick. Für den kriegsfrohen Sinn der Bewohner — es waren Liven — sprechen die schönen Waffen, die vielfach auch mit Silber, selbst mit Gold geschmückt und oft von ansehnlicher Größe waren. Bei den nördlicher wohnenden Esten finden sich silberne Stirnbänder, kleine Halsketten sowie silberne Hals- und Armringe. Eigen ist dem Schmuck ein schönes Wellenornament. Bei den Inselbewohnern staunen wir über die schönen Waffen, wohl Beutestücken aus Skandinavien. Andere Züge weisen die im Inneren Kurlands und zu beiden Seiten der mittleren Düna bis zur livländischen Aa wohnenden Letten auf: die Waffen stehen an Pracht sehr zurück, die Silberplattierung fehlt hier, dagegen bevorzugten die Letten anderen Schmuck, so eigenartige Kopfwulste, Klapperbleche, Schellen, Nackenbleche für die Frauen. In die Augen fällt die hohe Fertigkeit im Weben und Spinnen. Neben den im Lande gefertigten Gegenständen wurde offenbar ein schwungvoller Importhandel mit künstlerischen Geräten und Waffen, ferner mit dem unentbehrlichen Salz und dem Wadmal, einem aus Gotland stammenden Wollenstoff, dessen Name für eigengewebtes, festes Tuch sich noch bis heute im Landvolk erhalten hat, getrieben. In hohem Wert stand auch der Mensch, der Sklave, der für die Naturalwirtschaft schwer zu entbehren war.

Ehe wir Art und Kulturhöhe jener Zeit weiter zu bestimmen versuchen, müssen wir die Stämme kennen lernen, die damals Liv-, Est- und Kurland besiedelten. Es waren zwei einander völlig fremde Völker, die hier hausten: gegen Süden und im Inneren lettische Stämme, den Litauern verwandt und gleich ihnen indogermanischer Abstammung, an den Küsten und im Norden dagegen finnisch-ugrische Scharen — Esten, Liven und Kuren. Den zeitlichen Vorrang werden die Letten wohl in Anspruch nehmen dürfen; vielleicht erst im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. mögen die finnischen Stämme an der Küste gelandet und, den Flußläufen in das Innere folgend, vorgedrungen sein und den ersteren den

Boden streitig gemacht haben. Sicher wissen wir freilich nur, daß um die Wende zum 13. Jahrhundert die Gliederung der Stämme die folgende war: Im Norden, bis zum finnischen Meerbusen, saßen in ihren heutigen Sitzen die Esten. Ihre Landschaften Harrien, Wierland und Allentaken lagen am Nordrand Estlands bis zur Narowa, südlich davon erstreckten sich die Landschaften Wieck und Jerwen. Der Westküste gegenüber lagen die Inseln Ösel und Dagden, die, ebenso wie das heutige Nordlivland, zu beiden Seiten des Wirzjärw von Esten bewohnt waren. Hier waren die Hauptlandschaften Saccala um Fellin im Westen, Ugaunien um Dorpat im Osten. Den Esten eng verwandt waren die Liven und Kuren. Jene besiedelten Südlivland von der Küste bis zur unteren Düna und mittleren Aa, diese, deren ursprüngliche Heimat wohl bei den Kareliern am Onegasee zu suchen ist, die ganze Küste Kurlands und landeinwärts besonders das Tal der Windau. Reste dieses Volksstammes haben sich als Liven an der Nordspitze Kurlands erhalten, während sie sonst überall ausgerottet oder ins Lettenvolk übergegangen sind. Alle diese finnischen Stämme waren tapfer, freigebig und kriegerisch, kühne Seefahrer und verwegene Seeräuber, immer bereit zum Kampf und zum Plündern.

Todfeindschaft — auch heute noch zu ausgesprochener gegenseitiger Abneigung gemildert fortbestehend — trennte sie von den weicheren, friedliebenderen Letten, die sich nur mit Mühe der Angriffe der Esten und Liven erwehrten. Nach Art und Dialekt bildeten sie mehrere Gruppen: im Südosten des heutigen Livland saßen die Lettgallen oder auch Letten schlechtweg genannt, die Hauptlandschaft war hier Tolowa an der livländischen Aa; die Semgallen oder Niederletten siedelten an der kurländischen Aa, dann weiter ostwärts bis nach Dünaburg die kriegerischen Selen. Im Süden des heutigen Kurland hausten die wilden, kriegerischen Litauer, deren furchtbare Beutezüge eine Geißel der Nachbargebiete bis nach Estland bildete.

Alle diese Völker hatten es bis zur Ankunft der Deutschen zu einer festen Form staatlichen Lebens noch nicht gebracht: ein fast ununterbrochener Krieg aller gegen alle zerrüttete immer wieder das Land. Um sich vor den Kriegszügen zu schützen, die namentlich im Winter über die zugefrorenen Sümpfe unternommen wurden, bauten die Eingeborenen primitive Burgen, deren wir noch über 350 nachweisen können. Vielfach führten Knüppeldämme zu diesen Burgen, die mit starken Stein- und Erdwällen und Holzpalisaden befestigte Zufluchts-

stätten für die flüchtenden Familien und das Vieh darstellten, schwerlich aber Residenzen der Häuptlinge in friedlichen Zeiten waren, während deren höchstens Wachtmannschaften oben hausten. Mit raffinierter Grausamkeit, wie wir sie aus Indianerkriegen kennen, unter scheußlichen Martern wütete Gau gegen Gau, Stamm gegen Stamm: die Gehöfte wurden niedergebrannt, Gefangene getötet oder in die Sklaverei verkauft. Die Stammeszugehörigkeit bildete hierbei keine unüberbrückbare Grenze, denn schwach war noch das Gefühl der Rassengemeinschaft, übermächtig dagegen herrschten die elementaren Triebe der Rache, Habgier und des Hasses. Besser scheint es noch bei den finnischen Stämmen damit bestellt gewesen zu sein, jedenfalls berichtet ein unverdächtiger Zeuge, daß in der Landschaft Harrien alljährlich die Esten zu einem großen Thing sich zusammengefunden hätten, auf dem doch offenbar gemeinsame kriegerische Unternehmungen, wie die Züge gegen die Russen, beraten und beschlossen worden sind. Den inneren Fehden wurde freilich auch hier kein Riegel vorgeschoben: Inselesten und Festlandsesten lagen oft in blutigem Kampfe miteinander. Es ist mit Recht im Hinblick auf diese Verhältnisse betont worden, daß die deutsche Eroberung trotz der in der Zeit begründeten Härte der deutschen Herrschaft für die Eingeborenen das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer nationalen Eigenart gewesen ist. Die eines deutschen Bauernstandes wider Willen entbehrenden deutschen Edelleute, Bürger und Priester tasteten das Volkstum der Unterworfenen nicht an, während Letten und Esten, wenn damals das Slawentum an der Ostsee gesiegt hätte, nicht nur ihre nationale Freiheit, sondern unzweifelhaft auch ihre nationale Existenz eingebüßt hätten.

Über die innere Organisation der Stämme läßt sich wohl folgendes sagen: Jedes Stammesgebiet zerfiel in eine Reihe von Landschaften, und diese in Gaue. Beide hatten Häuptlinge an ihrer Spitze, deren Machtvollkommenheit aber nicht fest umgrenzt war: sie waren Führer in der Schlacht, verhandelten mit dem Feinde und schlossen Bündnisse. In Friedenszeiten ragten sie durch Weisheit und ihr durch größeren Beuteanteil angewachsenes Vermögen, d. h. stärkeren Landbesitz mit größeren Äckern, Bienenbäumen und Vieh, aus der Menge der Freien hervor. Vielfach war die Würde wohl erblich, jedenfalls tatsächlich, die „Sippe" spielte mithin auch hier, wie bei Slawen und Germanen, eine Rolle, die Ansätze zu ständischer Gliederung innerhalb der Volksfreien waren vorhanden.

Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Jagd waren die Grundlagen der

aus dem Nomadenleben zur Seßhaftigkeit übergehenden Bauern. Der Lette siedelte, wie noch heute, gern in Einzelgehöften, der Este dagegen in Dorfgemeinden, deren Hütten am Flußlauf oder sonst in günstiger Lage weilerartig zusammen standen. Die Bauart des lettischen Hauses war das primitive Blockhaus ohne Rauchfang und wohl auch ohne Fensterluken. Es stellte in einem und demselben Raume Wohnstube, Baderaum, Rauchkammer, Korndarre und auch Stall dar. Bei Wohlhabenden befanden sich Vorratskammern in der Nähe; allen gemein waren große siloartige Gruben für Getreide, die sich bis ins 18. Jahrhundert nachweisen lassen. In den kurzen, heißen Sommern verließen Menschen und Vieh die dunklen Blockhäuser (Pirten genannt) und lebten unter freiem Himmel in Hütten, die aus Stangen und Baumrinden gefügt waren. Die lettische Wohnform machte sich früh auch bei den Esten geltend: die rohe Zeltform der estnischen Jurte, wie sie noch heute bei der sibirischen Bevölkerung üblich ist, wich der lettischen Pirte.

Daß die ganze Landwirtschaft eine höchst primitive Naturalwirtschaft war, versteht sich von selbst. Sie gründete sich auf Rodung des Waldes. Gaben doch die mächtigen Urwälder, darunter gewaltige Eichenbestände, dem Lande seine Signatur, um den Wald drehte sich der ganze Wirtschaftsbetrieb der Eingeborenen. „Aus ihm gewannen sie durch Rodung den Acker für ihr Getreide, die Weide für ihr Vieh, er gab in unerschöpflicher Menge sein Holz zur Feuerung und zum Bau der Hütten; sein Inneres barg unzähliges Wild, dessen Felle Kleidung und Tauschmittel lieferten, und im Falle der Not boten die düsteren Verstecke der Wälder die letzte und sicherste Zuflucht [1])." In den oberflächlich gerodeten, nur durch die Asche gedüngten und dann bis zur Erschöpfung unrationell auszubeuteten Boden säte der Lette und Este seine Gerste oder seinen Roggen. Auch Hafer und Rüben wurden angebaut, Weizen, Erbsen und Bohnen sind dagegen nicht sicher beglaubigt, noch weniger Flachs und Hanf, auch kannte man wohl nur Sommergetreide und keine Winterfrucht. Der einfache Hakenpflug, die Holzegge, die Sense und die Sichel waren allgemein in Gebrauch. Was der Boden an Korn trug, wurde zuerst in Garben auf dem Felde zusammengestellt, bei gelegener Zeit gedörrt, gedroschen und von den Frauen auf der Handmühle vermahlen. Der Mann war Krieger, Jäger und Fischer. Auch die Bienenzucht stand in Ansehen, Wachs und Honig aus den Bäumen, in

1) A. v. Transehe, Die Eingeborenen Altlivlands im 13. Jahrhundert.

denen die Bienen ihre Stöcke hatten, galten als gesuchter Handelsartikel, der Honig diente zugleich als Zusatz zum selbstgebrauten Bier und zur Bereitung des süßen Metes. Von Haustieren kannten die Eingeborenen vor der deutschen Periode bereits Ziege, Rind, Schaf, Pferd, das Schwein, den Haushund und das Huhn.

Die ethischen und religiösen Begriffe erhoben sich natürlich in nichts über das Niveau primitiver Völker. Letten wie Esten huldigten einem Naturdienste, verehrten die Gestirne, Feuer und Wasser, Donner und Blitz, und schlachteten ihren Göttern auf blutigen Opfersteinen Tiere wie Menschen, vor allem Kriegsgefangene. Verhältnismäßig reicher als bei den Letten fließen die Quellen über die Esten, deren reiche Sagen- und Märchenwelt sich u. a. in dem Nationalepos vom Kalewssohn (Kalewipoeg) widerspiegelt und uns eine poetische Schöpfungsgeschichte und den Kult des Allvaters Tara überliefert hat. Man verehrte diesen in heiligen Hainen, wo sein Bild in Eichen geschnitten war. Wie die Friesen einst bei Bonifatius' Ankunft, so sahen die Esten mit starrem Entsetzen, wie die heiligen Bäume unter den Streichen der Christenpriester zusammenbrachen. Und ähnlich wie germanische und slawische Völker glaubten auch Liven, Kuren, Letten und Esten den Willen der Götter aus den Eingeweiden der Opfertiere oder aus dem Schreiten von Rossen oder Ochsen erkennen zu können. Ob hierbei und bei anderen Kulthandlungen berufsmäßige Priester tätig waren, läßt sich nicht erweisen. Daß alle Stämme an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten, ergibt sich aus der Mitgabe von Schmuck und Waffen ins Grab, wobei es wenig bedeutet, daß die livisch-estnischen Stämme die Leichen meist zu verbrennen und dann beizusetzen, die Letten sie dagegen unversehrt der Erde zu übergeben pflegten.

Das Familienleben war nur schwach entwickelt. Die Frau wurde gekauft oder geraubt, auch die Vielweiberei war nicht selten, ja bisweilen kauften Vater und Sohn aus dem gemeinsamen Vermögen eine gemeinsame Frau. Das Leben verging in Mühen und Kampf und nicht viel wird für die Ausbildung von Gemüt und Geist übrig geblieben sein. Zu schreiben verstanden die Letten jedenfalls nicht, vielleicht sind ihnen Runenzeichen nicht unbekannt gewesen; Heldengesänge und Lieder aber gingen von Mund zu Munde und so von Generation zu Generation.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die Bevölkerung des ostbaltischen Gebietes schon vor dem Eintreffen der Deutschen vielfachen

Einflüssen fremder Kultur unterworfen gewesen ist, und man hat das oft nicht gebührend berücksichtigt.

Die erste nachweisbare Beeinflussung durch umliegende Völker ist die durch germanische Goten. Zahlreiche Anklänge an das Altgotische finden sich im finnisch-ugrischen Sprachschatz und mancher Familienbrauch germanischer Abstammung stößt in Sage und Gebräuchen der Esten auf. Wie diese Einflüsse zu erklären sind, steht dahin. Während einige Forscher eine wirkliche Besiedelung der Lande durch Goten annehmen und Altlivland dem gewaltigen Reiche des sagenhaften Hermanerich einfügen, der 375 den Hunnenstürmen erlag, glauben andere nur an gotische Kolonistengruppen militärischer Natur, die zwischen den finnischen Völkern saßen, noch andere meinen die gotischen Spuren aus Einflüssen des Handels herleiten zu sollen.

Jahrhunderte des Dunkels folgen, ehe uns neue, fremde Kulturelemente entgegentreten: normannische. Als die Waräger in kühnen Wikingerzügen in Nowgorod und Kiew Fuß faßten und südwärts bis Byzanz vordrangen, wurde der Weg über Estland und auf der Düna immer wieder von beutelustigen Normannen benutzt. Ösel und Dagden erscheinen in den altskandinavischen Erzählungen und wohlbekannt war den Wikingern die Mündung der Newa. Im Jahre 870 ziehen skandinavische Scharen aus, um die Kurenfeste Apule (wohl bei Grösen in Südkurland) zu erobern. Doch auch von Vergeltungszügen der Eingeborenen hören wir, so von einem Rachezug der Esten gegen Sigtuna am Mälarsee. Aber auch friedliche Beziehungen fanden statt: ein in Södermanland gefundener Runenstein, den Sigris ihrem Manne Swen gesetzt hat, berichtet, daß ihr Gatte oftmals als Kaufmann über Domesnäs ins Semgallerland gefahren ist. Er ist gewiß nicht der einzige gewesen. Dem Kaufmanne folgte auch hier der Priester, der Missionar. Skandinavische Priester sind fraglos ins Land gekommen, als Knud der Große († 1036), der Herr von Norwegen, Dänemark und England, auch Estland unterwarf und den Embach zur Grenze seines Einflusses machte. Diese Bestrebungen fanden feurige Förderung durch den prachtliebenden Erzbischof Adalbert von Bremen, den Ratgeber und Freund Kaiser Heinrichs IV., einen Kirchenfürsten, dem die Gründung eines Patriarchats des Nordens vorschwebte. Auf seine Anregung gründete König Swen Estridson 1048 eine Kirche in Domesnäs. Diese Pläne schlugen freilich fehl, da Thronwirren in Skandinavien und der Sturz Adalberts hindernd dazwischentraten, aber andere nahmen die Idee

wieder auf. Erzbischof Eskil von Lund wußte, erfüllt von den Missionsideen der neugegründeten französischen Mönchsorden, etwa um die Zeit, wo die Deutschen in Livland ans Land stiegen, Papst Alexander III. für die Mission unter den Esten zu interessieren, so daß er den Mönch Fulco zum Bischof von Estland ernannte und den skandinavischen Herrschern die Mission in jenen Gebieten ans Herz legte. Aber ein Erfolg war auch ihm nicht beschieden: nach dreimaligen Versuchen gab er sein Werk auf.

Einschneidender und dauernder als der skandinavische wurde der russische Einfluß, von dem litauischen zu geschweigen, da diesem kaum ein Kulturmoment zugeschrieben werden kann. Rußland dagegen erfreute sich bis zum Einbruch der Mongolen einer gewissen Blüte und warf seine überschüssigen Kräfte nicht nur nach Süden an das Schwarze Meer, sondern auch westwärts gegen das baltische Gestade. Es dürfte am Platze sein, diese, heute oft zu ungehöriger Nationalitätenpolitik gemißbrauchten, historischen Vorgänge in ihren Grundzügen festzulegen. Schon um die Jahrtausendwende hören wir von russischen Einfällen und Kämpfen gegen die sich zur Wehr setzenden Esten, Liven und Letten: der Fürst von Polozk fordert Tribut im Gebiete der mittleren Düna und 1030 zieht der Großfürst Jaroslaw I. von Nowgorod gegen die Esten und gründet am Embach die Zwingburg Jurjew, wohl an der Stelle, wo später Dorpat lag. Kaum aber war der energische Herrscher tot, so erhoben sich die Eingeborenen und zerstörten (1061) die Feste. Erst nach mehr als einem Menschenalter wandten sich die Russen unter Wladimir Monomach mit doppelter Stärke nach Westen: 1116 werden die Grenzburg Odenpäh erobert und besetzt, Jurjew nochmals gewonnen und den Esten ein Zins aufgezwungen. Wechselnde Kämpfe folgen, nach zwei Jahren schon haben die Esten das Joch abgeworfen, ja 1177 hören wir von einem großen Zuge der geeinten Estenstämme bis vor Pleskau. Noch einmal, 1192, faßten die Nowgoroder in Jurjew Fuß, aber dauernd das Land zu besetzen gelang ihnen nicht. Der Widerstand der freiheitsliebenden Esten hatte sich als zu stark erwiesen.

Größere Erfolge konnten die Russen dagegen den Letten und Liven gegenüber verzeichnen. Hier hatten sie es zu einer, wenn auch an gewisse Schranken gebundenen Herrschaft gebracht, die von den Deutschen, als sie ins Land kamen, als zu Recht bestehend anerkannt werden. Es kommen hierbei zwei Gebiete in Betracht: mußte erstens der Machtbereich des Fürstentums Polozk und seiner beiden Vasallen-

fürstentümer Kukenois (Kokenhusen) und Gercike (Zargrad) an der Düna, zweitens die Ansprüche Pleskaus (Pskows) auf die lettische Landschaft Tolowa. Hier und bei den Liven, die nach Polozk zinsten, handelte es sich lediglich um ein in Zins und Tribut sich äußerndes Abhängigkeitsverhältnis, das die innerpolitische Ordnung nicht antastete, dort, bei Gercike und Kukenois, dagegen um eine durch im Lande selbst ansässige russische Fürsten ausgeübte direkte Herrschaft. Mission wurde zielbewußt von keiner Seite getrieben. „Es ist nämlich", wie der Chronist sagt, „eine Gewohnheit der Könige der Russen, so oft sie ein Volk bezwungen haben, es nicht dem christlichen Glauben zu unterwerfen, sondern es zu unterjochen zum Zahlen von Tribut und Geld."

Naturgemäß hat sich hier in den südlichen Gebieten, wo sich die russische Herrschaft ohne starkes Widerstreben durchsetzte, russischer Einfluß in Lebensgewohnheiten, Rechtsanschauungen und vielleicht auch in ethischen Vorstellungen geltend gemacht. So mögen z. B. die lettischen und wohl auch die estnischen Wochentagbenennungen, so die vielen dem Russischen entlehnten Worte im Litauischen und Lettischen ihre Erklärung finden. Wie stark die kulturelle Umwandlung der Eingeborenen durch die Polozker, Pleskauer und Nowgoroder hätte werden können, darüber heute zu schreiben, ist müßig, da nicht slawische, sondern abendländisch-katholische Gesittung zu Ende des 12. Jahrhunderts die Führung übernahm. Daß es geschah, war kein Zufall, sondern das letzte feste Glied einer großartig gefügten Kette des deutschen Mittelalters, der Besiedelung des Ostens, die durch drei Faktoren bedingt und gefördert wurde: die christliche, durch die Kreuzzüge angefachte Mission, den internationalen Handel und eine in den Wirtschaftsverhältnissen des Westens begründete agrarische Auswanderung, die Ritter und Bauer über die Elbe ins slawische Land führte. Alle drei Momente haben zusammen gewirkt, doch war es der Kaufmann, der zuerst den Weg voranschritt und dem die anderen gefolgt sind.

Die Kolonisation des Ostens, die ihre Erklärung in tiefen, sozialen Wandlungen der deutschen Bevölkerung westlich der Elbe findet, hatte nach ihren Anfängen unter dem großen Karl und den Ottonen in der Hohenstaufenzeit einen neuen Aufschwung genommen, der freilich — Friedrich Barbarossa vielleicht abgerechnet — nicht als ein Ausfluß königlicher Politik anzusehen, sondern zielbewußter landesfürstlicher Initiative zuzuschreiben ist: Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe

sind die glänzendsten Vertreter einer Bewegung, die Brandenburg, Mecklenburg und Pommern dem deutschen Wesen gewann: Ritter, Bürger und Bauer nahmen vom Lande Besitz, in das die Kirche, vor allem Prämonstratenser und Zisterzienser, Christentum und Kultur brachten. Auch nach Schlesien, Preußen und Polen, ja ins ferne Ungarn ergoß sich schon im 12. Jahrhundert der Strom deutscher Auswanderer, deren letzte nach Osten brandende Wellenschläge das baltische Gestade erreichten. Was für den Edelmann und Bauer unerreichbar blieb, war für den Kaufmann, der über See ging, keine ultima Thule. Freilich verhältnismäßig spät war der deutsche Kaufmann im Mittelalter in den internationalen Handel eingetreten. Die Vorherrschaft des skandinavischen und des englischen Handels wie die führende Stellung Konstantinopels wurde nur langsam eingeengt und, erst seit den Kreuzzügen und dem Emporblühen des oberitalienischen Handels fand eine grundlegende Änderung statt. Die Städte Oberitaliens zentralisierten den Orienthandel in ihren Mauern und Häfen und leiteten ihn über die Alpen nordwärts durch Deutschland an die Nordsee und namentlich an die baltische See. Die Häfen der Ostsee emanzipierten sich damit von dem skandinavischen Handel. Die Gründung Lübecks durch Graf Adolf II. von Holstein erhält erst in dieser Beleuchtung ihre universelle Bedeutung. Ihr folgten andere Handelsplätze, wie Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald und Stettin, doch Lübeck blieb herrschend, zumal es schon Heinrich der Löwe reich mit Privilegien begabte.

Diese alte Travestadt und Wisby, der stolze Handelsmittelpunkt der Ostsee auf der Insel Gotland, stehen auch an der Wiege livländischer Geschichte.

Wisby war der Hauptstapelplatz für die von und nach Rußland gehenden Waren. Schon seit dem 12. Jahrhundert besaßen die russischen Kaufleute hier ihre eigene Kirche, hierher brachten sie Leder und Felle, Getreide und Wachs, und tauschten sie gegen Heringe und Salz, Tücher und Eisenwaren, billigen Wein und Ähnliches aus. Im Herbste kehrten sie heim nach Nowgorod am Ilmensee, der trutzigen Städterepublik, von der das Wort galt: „Wer kann gegen Gott und Groß-Nowgorod", nach dem mächtigen Pleskau, nach Polozk an der Düna, nach Smolensk und den anderen Handelsplätzen. Doch bald folgten ihnen die abendländischen Kaufleute nach, um als „Gäste" im Russenlande selbst zu handeln. In Groß-Nowgorod war der heilige Olaus der Schutzpatron ihres Kaufhofes, für den bald eigene Gesetze und Rechte

entstanden. Ängstlich wachten die Wisbyschen Kaufleute aber darüber, daß nicht andere ihrem Beispiele folgten, für die aus Lübeck und anderen Häfen zu ihnen kommenden Kaufleute mußte Wisby als Stapelplatz gelten, über den ostwärts hinauszusegeln streng verboten blieb. Aber die deutschen Kaufleute konnten sich auf die Dauer damit nicht zufrieden geben, und zwar um so weniger, je größer ihre Bedeutung in Wisby selbst wurde. Angesehene und reiche lübische und andere deutsche Handelsherren hatten sich in Wisby niedergelassen und bildeten einen gesonderten Gemeindeverband innerhalb der städtischen Kommune, wieder andere weilten nur vorübergehend auf der Insel und vereinigten sich dort in der Fremde nach mittelalterlicher Weise genossenschaftlich als Gesellschaft „des gemeinen deutschen Kaufmannes in Gotland". Die Macht beider Vereinigungen wurde bald so bedeutend, daß sie den Wisbyern ein Stein des Anstoßes wurden: heftige, erst 1163 beigelegte Zwistigkeiten brachen aus, die offenbar aus dem Begehren der Deutschen entstanden, die Monopolschranke der Wisbyschen zu brechen und selbständig in Nowgorod und im Dünatal Handel zu treiben. Sie sind damit durchgedrungen: früh schon entstand in Nowgorod um die Kirche des heiligen Petrus das deutsche Kontor mit reichen Warenräumen, Wohnhäusern und Versammlungssälen, früh schon gab es eigene Gesetze für die Nowgorodfahrer, die „Schra dere Dhutschen to Nogarden". Bald darauf wird der „gemeine deutsche Kaufmann" sich auch in bezug auf den Dünahandel emanzipiert haben und von Lübeck aus mit Umgehung von Wisby nach Livland gesegelt sein. Das Jahr läßt sich nicht feststellen, das früher genannte Jahr 1158 (1159) ist unhaltbar, aber sehr bald nach jenem Kompromiß von 1163 wird der Zeitpunkt anzusetzen sein. Als 1199 die Nowgoroder den „Gästen" den aus Handelseifersucht gesperrten Verkehr wieder frei gaben, war auch der Seeweg zur Düna den Deutschen nicht mehr fremd. Schnell hat sich in Niedersachsen die Kunde von den aus Lübeck unternommenen Handelsfahrten ins Land der „götzendienerischen" und „gottvergessenen" Liven verbreitet und überall Widerhall gefunden, da die Europa durchglühenden Kreuzzugsgedanken Gemeingut aller geworden waren. So geschah es denn, daß sich einer der lübischen Kauffahrteiflotten, wie das bei größeren Seereisen üblich war, ein Geistlicher anschloß, um als Schiffsprediger und Seelsorger in der Ferne zu dienen. Es war der Kanonikus des Augustinerchorherrenstiftes zu Segeberg in Holstein, Meinhard, ein frommer, vom Feuer der Mission ergriffener

Greis. „Lediglich um Christi willen“ faßte er den Entschluß, im unwirtlichen Lande zu bleiben, und schritt, gewiß durch reiche Mittel, die ihm wohl seine Abstammung aus edlem Geschlecht darbot, unterstützt, wahrscheinlich 1184 zur Ausführung seines Planes. Ohne politische Absichten kommend, erbat er sich die Erlaubnis zur Mission vom Fürsten Wladimir von Polozk, der sie ihm gern erteilte, wenn nur der Tribut nicht geschmälert würde. In demselben Jahre gründete Meinhard auf hoher Uferwand an der Düna bei Üxküll (Ykeskola) das erste Kirchlein, dessen Geistliche er nach der Regel seines Ordens zu einem Konvent vereinigte. An die Kirche schloß sich im folgenden Jahre eine Steinburg — etwas ganz Fremdes und daher Angestauntes! Steinmetzen aus Gotland waren die Erbauer der Feste, die auch zum Schutz der Eingeborenen gegen die wilden Nachbarvölker dienen sollte. Bald folgte eine zweite Kirche und eine zweite Burg auf einem Dünaholm. Die Liven, von dieser Machtentfaltung eingeschüchtert, versprachen die Taufe anzunehmen, doch als im Herbst die meisten Kaufleute heimsegelten, vergaßen sie der Taufe, die sie in der Düna abwuschen, ja es fehlte nicht an offener Gewalttat gegen die missionierenden Geistlichen, unter denen namentlich der Zisterzienser Theoderich (Dietrich), der im Gebiete der Thoreider (um Treyden) predigte, zu leiden hatte. Trotz dieser wenig erfreulichen Lage glaubte man im Erzstift Bremen, wo der wenig tatkräftige Erzbischof Hartwich IX. die großen Patriarchatsideen Adalberts aufnehmen wollte, in Livland den Anfang damit machen zu können. Trotz der Abmahnungen des Papstes weihte Hartwich den greisen Meinhard 1186 zum Bischof der Liven (von Üxküll). Geholfen hat er freilich damit weder sich noch Meinhard. Dieser, der sich in der Aussicht auf tatkräftige Unterstützung aus Bremen getäuscht sah, verzweifelte am Fortgang seines Werkes und faßte den Entschluß, mit den Seinigen über Gotland heimzukehren. Doch die Liven, die fürchten mochten, er werde mit einem Heere zurückkommen, hinderten ihn mit List und Drohungen an der Abreise. Es ist bezeichnend für das lose Band, das ihn mit Bremen verknüpfte, daß er heimlich Theoderich nach Rom zum Papste Cölestin sandte und diesem die trostlose Lage darlegen ließ. In Rom wurde der Abgesandte freundlich aufgenommen und ihm für alle eine Ablaßbulle bewilligt, die gegen die Heiden nach Livland zögen. Zu einem Zweifachen wurde damit der Grund gelegt: zu der engen Verbindung der Kolonie mit Rom und zu den auf Ablaß aufgebauten Kreuzzügen nach Livland, durch die neben das Kreuz das

Schwert gepflanzt wurde. Damals freilich blieb ein sichtbarer Erfolg aus und ohne bessere Tage gesehen zu haben, starb der hochbetagte Bischof am 14. August 1095 zu Üxküll, von wo sein Leichnam später nach Riga gebracht worden ist: dort hat sich ein spärlicher Rest seines Grabmals und dessen Inschrift bis heute erhalten. Meinhard war kein großer Staatsmann, aber ein treuer Hirt seiner störrigen Gemeinde, ein mutiger Pfadfinder, dessen Verdienst um so höher zu werten ist, als er in hohem Alter die schwere Last auf seine Schultern nahm. Dankbar verehrt ihn die Nachwelt als den Apostel von Livland.

Sein Nachfolger schlug andere Bahnen ein. Obwohl der Abt des Zisterzienserklosters Lokkum, Bertold, ein Vertreter jener Prälaten der Hohenstaufenzeit war, die, kampf- und streitlustig, in der Bibel so gut Bescheid wußten wie mit dem Schwert, bedurfte es doch lebhafter Überredung seitens des Erzbischofs Hartwich, um ihn zur Annahme des Bischofsamtes im Livenlande willig zu machen. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in seinem Sprengel erkannte er mit nüchternem Blick, daß jede Wirksamkeit illusorisch sein würde, die sich nicht auf eine achtunggebietende Macht stützen könnte. Dieser sich zu vergewissern, wandte auch er sich an Papst Cölestin, der ihm eine Kreuzzugsbulle verlieh. Bertold durchzog nun, das Kreuz gegen die Heiden in Livland predigend, Friesland, Westfalen und Niedersachsen, und erreichte diesmal so viel, daß er im Juli 1198 mit einer Flotte in die Dünamündung einlaufen konnte. Doch schon bei seinem ersten Zusammenstoß mit den heidnischen Liven wurde er ein Opfer seines Ungestüms: sein Schlachtroß trug ihn den Seinen voran in die Mitte der Feinde, die ihn umringten und mit ihren Lanzen durchbohrten. Dort etwa, wo später Riga errichtet worden ist, erlitt der zweite Bischof am 24. Juli den Tod. Zwar rächten ihn die Kreuzfahrer und zwangen die Liven zum Versprechen der Taufe, doch kaum waren sie im Herbst davongesegelt, so begannen die Liven das alte Spiel des Abfalls und vereinigten sich dann zur Fastenzeit 1199, alle Fremden, die zu Ostern noch im Lande wären, den Göttern zu opfern. Da beschlossen die Priester, das Land zu verlassen, und traten am 18. April die traurige Heimreise an. Nur wenige Kaufleute, die sich durch große Geschenke an die Livenhäuptlinge vor dem Äußersten geschützt glaubten, blieben im unwirtlichen Gebiete zurück, doch die bisher geleistete Kulturarbeit schien vergebens gewesen zu sein, die junge Kolonie hatte aufgehört zu existieren.

Doch ein gütiges Geschick schenkte Livland den hervorragenden Staatsmann, der zu der Neubegründung notwendig war, in dem Bremer Domherrn Albert. Er stammte aus vornehmem bremischen Stiftsadel und war ein Neffe des Erzbischofs Hartwich II. Seinen Vater kennen wir nicht, seine Mutter heiratete in zweiter Ehe einen Herrn von Appeldern. Aus dieser Ehe entstammten drei Söhne, Engelbert, Dietrich und Johann, die alle in Livland hervorragend tätig gewesen sind. In der Stellung eines Domherrn hatte Albert Gelegenheit gehabt, die ihm eigenen Gaben des Scharfblicks und der Energie staatsmännisch zu schulen und das weise Gleichmaß zur Reife zu bringen. Weder sentimentale Harmlosigkeit noch feuriger Übereifer waren ihm eigen, nirgends erscheint er überschwenglich, nirgends tyrannisch, und selbst wo er geirrt hat, läßt er den das erreichbare Ziel verfolgenden Realpolitiker erkennen. Ruhig im Siege, besonnen in der Gefahr, ein Meister der Verhandlung, dabei ein frommer Mann: so hat sein Bild mit warmer Liebe der Chronist der ersten Jahrzehnte livländischer Geschichte, der Lettenpriester Heinrich gezeichnet, und auch die Nachlebenden verehren in ihm dankbar den Mann, der die erste dauernde Verbindung Livlands mit dem Westen geknüpft und dem Lande die unverrückbare Grundlage seiner Kultur gegeben hat.

Charakteristisch war für ihn schon die kluge Art, in der er die Vorbereitung zur Livlandfahrt traf und sich unter den sich befehdenden und kreuzenden Machteinflüssen zu behaupten wußte. Ohne mit seinem geistlichen Oberhaupt und Oheim Hartwich von Bremen, aus dessen Händen auch er die Weihe zum Bischof empfing, zu brechen, war er doch weit entfernt, auf den schwachen Erzbischof ernste Hoffnungen zu setzen. Mächtige Gönner zu gewinnen, ein starkes Kreuzheer zusammenzubringen, erkannte er vielmehr als Notwendigkeit. Danach handelte er. Er eilte zuerst, eingedenk der früheren Missionsbestrebungen Lunds in Estland, an den dänischen Hof, um sich den als Staatsmann und Kirchenfürsten gewaltigen Primas von Skandinavien, Absalom von Lund, günstig zu stimmen, und es glückte ihm, diesen wie den König Konrad II. und dessen mächtigsten Vasallen Herzog Waldemar von Schleswig zu Freunden zu machen: des letzteren Hand beherrschte den Lübecker Hafen, von dem aus die Pilger nach Livland zogen. Schwieriger war die Lage in Deutschland, wo Kaiser Philipp von Staufen, vom Papst gebannt, gegen Otto von Braunschweig, Heinrichs des Löwen Sohn, in heftiger Fehde lag. Obwohl Alberts Sympathien Philipp zugewandt waren,

zögerte er doch, sich an ihn zu wenden, um es nicht mit dem mächtigen Papste Innozenz III. zu verderben. Erst nachdem der Papst eine Kreuzzugsbulle für Livland erlassen und Ablaß versprochen hatte, erschien Albert zu Weihnachten 1199 auch am königlichen Hoflager zu Magdeburg, und wurde gütig aufgenommen. König Philipp nahm die Güter der Livlandfahrer unter Königsschutz, und so mancher Edle am Hoflager, so Graf Konrad von Dortmund und Hermann von Iburg, hefteten das Kreuz auf die Schulter. So konnte Albert im Frühjahr 1200 mit 23 Schiffen in die Düna einlaufen und die Eingeborenen nach anfänglicher Gegenwehr die deutsche Macht in bisher nie gesehener Stärke so nachdrücklich empfinden lassen, daß sie Geiseln stellten und Unterwerfung versprachen. Zwei der bedeutendsten Livenhäuptlinge, Kaupo und Anno, schlossen sich alsbald offen den Deutschen an. Noch vierzehnmal ist Albert — gewöhnlich zwischen Ostern und Pfingsten — nach Deutschland zurückgekehrt und hat hier mit großem Erfolg das Kreuz gepredigt und die Pilger der heiligen Jungfrau zu Ehren nach Livland geleitet, um gegen die Heiden ihrer Schwerter Schärfe zu gebrauchen. So manche von den Kreuzfahrern kamen mit Weib und Kind und blieben in der neuen Heimat, so u. a. der tapfere Konrad von Meyendorf, den Albert mit Üxküll belehnte, und der Ritter Daniel, der Lennewarden zu Lehen erhielt.

Doch lag es auf der Hand, daß die fluktuierenden Pilgerscharen nicht genügten, um die Herrschaft über das Land zu gewinnen; es bedurfte festerer Organisationen, eines Mittelpunktes für die Mission, für den Handel und für die Verwaltung. Albert verlegte daher den Sitz des Bischofs aus der Burg Üxküll, die von der Mündung der Düna zu weit entfernt lag, um als Zentrale für den die Lebensader der Kolonie bildenden Handel dienen zu können, und wählte etwa eine Stunde von der völkerverbindenden See einen Platz, den er von den Liven käuflich erwarb. Hier legte er im Jahre 1201 den Grund zu einer Stadt, die ihren Namen von dem kleinen Rigebach erhalten haben wird. Zuerst entstanden die Domkirche, anfänglich wohl in Holz, dann Gebäude für das Kapitel. Die Hauptsache aber war die Errichtung eines Marktes, die Ansiedelung von Kaufleuten an diesem Markte und die Verleihung eines besonderen Rechts. Die ersten Bürger führte Alberts Bruder Engelbert von Appeldern im folgenden Jahre aus Deutschland herbei. Langsam begann dann der Bau der Stadtmauer, die noch 1207 kaum hoch genug war, um den Bewohnern Schutz zu gewähren. Ob die Schlüssel

Bremens und die Türme Hamburgs, die wir im Wappen Rigas finden, auf die Herkunft der ersten Bürger Schlüsse gestatten, sei dahingestellt.

Nicht minder wichtig als die werdende Stadt wurde für die Kolonie der Ritterorden, den Albert ins Leben rief und der ihm die stehende Armee schaffen sollte, deren er nicht entbehren konnte. Die mittelalterlichen Traditionen, denen geistliche Ritterorden nicht fremd waren, kamen ihm hierbei entgegen. So entstand nach der Regel der Templer der Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi" (fratres militiae Christi), später auch „Swertbrudere", Schwertbrüderorden, genannt. Im Gegensatz zu den im heiligen Lande gegründeten Ritterorden unterstand die livländische nicht dem Papst direkt, sondern dem livländischen Bischof, der sehr bald auch Bischof von Riga heißt. Zwar war die Unterordnung nicht gerade der Lehnspflicht gleich, da eine Ablegung des Lehnseides (homagium) nie stattgefunden hat, doch war die Anerkennung Alberts als des geistlichen Oberhauptes (dominus spiritualis) bei dem geistlichen Charakter des Ordens und der Herrschaft geistlicher Tendenzen von nicht geringer Bedeutung. Eine lehnsherrliche Gerichtsbarkeit des Bischofs über die Ordensritter bestand wohl nicht, da sie in dieser Hinsicht dem Ordensmeister unterstellt waren. Papst Innozenz hat die Verfassung des Ordens am 12. Oktober 1204 in der von Albert gewünschten Weise bestätigt, doch ist nicht daran zu zweifeln, daß seine weitreichende Herrschernatur das Land der heiligen Jungfrau bereits in seine Pläne eingeschlossen hatte und die Stunde voraussah, wo aus den, beim Wachsen der Ordensmacht unausbleiblichen, inneren Parteiungen in Livland Kläger und Beklagte den Weg zu seinem Tribunal finden würden, vor das er Kaiser und Fürsten entboten hatte.

Zur Gründung der Stadt Riga und des Ordens gesellte sich ein Drittes: die Errichtung des Zisterzienserklosters zu Dünamünde, das neben dem aus Üxküll nach Riga übergeführten Augustinerkonvent die geistige Pflanzstätte der Kolonie darstellen sollte. Dünamünde ist entweder eine direkte Gründung des Zisterzienservmutterklosters Marienfeld oder aber durch Brüder des thüringischen Klosters Pforte gegründet worden. Bereits 1205 wurde der Bau begonnen, 1208 hielten die Mönche ihren Einzug, zu deren erstem Abte Albert den treuen Gefährten aus Meinhards Tagen, Theoderich von Treyden, bestimmte. Neben dem Dom von Riga wurde Dünamünde der Ausgangspunkt neuer Klöster, so des von Padis in Estland, und neuer Pfarren und Kirchen, die, von

Zisterziensern oder Prämonstratensern bewohnt, dem Lande geistige und materielle Kultur gebracht haben.

Noch eines Momentes gilt es schließlich zu gedenken: 1209 hat Albert das Augustinerchorherrenstift in Riga in einen Prämonstratenserkonvent verwandelt. Er ließ sich dabei wohl in erster Reihe von dem Bestreben leiten, dadurch die Beziehungen zu Bremen zu lockern; das Augustinerhabit erinnerte immer wieder an das Meinhardsche Kloster Segeberg, das in dem bremischen Sprengel lag. Mit den Prämonstratensern zog jetzt ein Orden ein, dessen Regel die absolute direkte Unterwürfigkeit unter die bischöfliche Gewalt verlangte. Bei der Umwandelung mag wohl auch das hohe Ansehen des Ordens mitgewirkt haben, in dem die Erinnerung an den heiligen Norbert, seinen Gründer, fortlebte, sowie die engen Beziehungen Alberts zu den beiden dem Orden entsprossenen Bischöfen Isfried und Philipp von Ratzeburg.

So waren die Waffen, geistliche und weltliche, geschmiedet, die Kolonie gegründet. Nun galt es, sie im Kampfe mit den Gewalten, die der Festsetzung des Deutschtums mit Feindschaft oder Mißtrauen gegenüberstanden, zu erproben! Sie sollten sich bewähren — in kaum einem Menschenalter wurde der Kampf um die Zukunft der Kolonie erfolgreich durchgeführt!

Bremens und die Türme Hamburgs, die wir im Wappen Rigas finden, auf die Herkunft der ersten Bürger Schlüsse gestatten, sei dahingestellt.

Nicht minder wichtig als die werdende Stadt wurde für die Kolonie der Ritterorden, den Albert ins Leben rief und der ihm die stehende Armee schaffen sollte, deren er nicht entbehren konnte. Die mittelalterlichen Traditionen, denen geistliche Ritterorden nicht fremd waren, kamen ihm hierbei entgegen. So entstand nach der Regel der Templer der Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi" (fratres militiae Christi), später auch „Swertbrudere", Schwertbrüderorden, genannt. Im Gegensatz zu den im heiligen Lande gegründeten Ritterorden unterstand die livländische nicht dem Papst direkt, sondern dem livländischen Bischof, der sehr bald auch Bischof von Riga heißt. Zwar war die Unterordnung nicht gerade der Lehnspflicht gleich, da eine Ablegung des Lehnseides (homagium) nie stattgefunden hat, doch war die Anerkennung Alberts als des geistlichen Oberhauptes (dominus spiritualis) bei dem geistlichen Charakter des Ordens und der Herrschaft geistlicher Tendenzen von nicht geringer Bedeutung. Eine lehnsherrliche Gerichtsbarkeit des Bischofs über die Ordensritter bestand wohl nicht, da sie in dieser Hinsicht dem Ordensmeister unterstellt waren. Papst Innozenz hat die Verfassung des Ordens am 12. Oktober 1204 in der von Albert gewünschten Weise bestätigt, doch ist nicht daran zu zweifeln, daß seine weitreichende Herrschernatur das Land der heiligen Jungfrau bereits in seine Pläne eingeschlossen hatte und die Stunde voraussah, wo aus den, beim Wachsen der Ordensmacht unausbleiblichen, inneren Parteiungen in Livland Kläger und Beklagte den Weg zu seinem Tribunal finden würden, vor das er Kaiser und Fürsten entboten hatte.

Zur Gründung der Stadt Riga und des Ordens gesellte sich ein Drittes: die Errichtung des Zisterzienserklosters zu Dünamünde, das neben dem aus Üxküll nach Riga übergeführten Augustinerkonvent die geistige Pflanzstätte der Kolonie darstellen sollte. Dünamünde ist entweder eine direkte Gründung des Zisterzienserklosters Marienfeld oder aber durch Brüder des thüringischen Klosters Pforte gegründet worden. Bereits 1205 wurde der Bau begonnen, 1208 hielten die Mönche ihren Einzug, zu deren erstem Abte Albert den treuen Gefährten aus Meinhards Tagen, Theoderich von Treyden, bestimmte. Neben dem Dom von Riga wurde Dünamünde der Ausgangspunkt neuer Klöster, so des von Padis in Estland, und neuer Pfarren und Kirchen, die, von

Zisterziensern oder Prämonstratensern bewohnt, dem Lande geistige und materielle Kultur gebracht haben.

Noch eines Momentes gilt es schließlich zu gedenken: 1209 hat Albert das Augustinerchorherrenstift in Riga in einen Prämonstratenserkonvent verwandelt. Er ließ sich dabei wohl in erster Reihe von dem Bestreben leiten, dadurch die Beziehungen zu Bremen zu lockern; das Augustinerhabit erinnerte immer wieder an das Meinhardsche Kloster Segeberg, das in dem bremischen Sprengel lag. Mit den Prämonstratensern zog jetzt ein Orden ein, dessen Regel die absolute direkte Unterwürfigkeit unter die bischöfliche Gewalt verlangte. Bei der Umwandelung mag wohl auch das hohe Ansehen des Ordens mitgewirkt haben, in dem die Erinnerung an den heiligen Norbert, seinen Gründer, fortlebte, sowie die engen Beziehungen Alberts zu den beiden dem Orden entsprossenen Bischöfen Isfried und Philipp von Ratzeburg.

So waren die Waffen, geistliche und weltliche, geschmiedet, die Kolonie gegründet. Nun galt es, sie im Kampfe mit den Gewalten, die der Festsetzung des Deutschtums mit Feindschaft oder Mißtrauen gegenüberstanden, zu erproben! Sie sollten sich bewähren — in kaum einem Menschenalter wurde der Kampf um die Zukunft der Kolonie erfolgreich durchgeführt!

II.

Die Befestigung der deutschen Herrschaft im Kampfe gegen die einheimische Bevölkerung, Russen und Dänen.

Das Volk, in dessen Gebiet die Deutschen zuerst gelandet waren, die Liven, war auch dasjenige, das zuerst dem Christentume gewonnen wurde. Die Furcht vor dem Schwerte der Fremden, die Hoffnung, bei der Unterwerfung Schutz gegen die Ein- und Überfälle der Litauer, Esten und Kuren zu finden, wirkten mit dem feurigen Eifer der Glaubensboten zusammen, so daß sich schon im Winter 1205 auf 1206 die Dünaliven, im kommenden Jahre die Thoreider mit dem angesehenen Kaupo von Kubesele an der Spitze der neuen Lehre und der Herrschaft der Abendländer beugten. An vorübergehenden Rückfällen und Aufständen der Liven hat es zwar nicht gefehlt, aber im Grunde konnten sie und die Letten des eigentlichen Livland schon früh als Unterworfene gelten, die mit dem neuen Zustande der Dinge sich wenigstens äußerlich versöhnt hatten. Die Erziehung lettischer und livischer Knaben, die als Geiseln in Alberts Hände gegeben worden waren, in deutschen Klöstern und deren spätere Missionstätigkeit in der alten Heimat hat diesen Prozeß der Angliederung gewiß beschleunigt, wie denn der Eindruck der mächtigen Kultur des Westens auf die alteingesessene Bevölkerung überwältigend gewesen zu sein scheint. Wir wissen z. B., daß Kaupo zusammen mit Theoderich von Treyden Rom besucht hat und, von der Majestät des päpstlichen Stuhles überwältigt, heimgekehrt ist. Innozenz III. nahm den Liven-fürsten gnädig auf, „küßte ihn", wie der Chronist Heinrich erzählt, „und nachdem er über den Zustand der um Livland her befindlichen Völker viel nachgefragt, stattete er für die Bekehrung des livischen Volkes Gott reiche Danksagung ab. Nach Verlauf einiger Tage hat

derselbe hochwürdige Papst Innozenz dem Kaupo seine Geschenke, nämlich 300 Goldstücke, dargereicht und ihm, als er nach Deutschland zurückkehren wollte, mit rechter Zärtlichkeit Lebewohl gesagt und eine Bibel, von des seligen Papstes Gregorius Hand geschrieben, dem livländischen Bischofe durch den Bruder Theoderich zugeschickt."

Das waren Einflüsse fürs ganze Leben, Einflüsse, die sich schließlich stärker erwiesen als alle freiheitlichen Regungen und alle Verlockungen zum Abfalle seitens der anderen Stämme, die der jungen Pflanzung oft genug schwere Gefahren bereiteten, wie z. B. im Jahre 1210, wo Kuren, Esten, Litauer, Semgaller und Russen einen Überfall auf Riga ins Werk setzten, den die Bürger nur mit äußerster Mühe — selbst Geistliche und Frauen griffen zu den Waffen — zurückzuschlagen vermochten.

Das Bedeutungsvolle bei diesen Kämpfen und bei der Christianisierung war aber die Auseinandersetzung der deutschen Kolonisatoren mit der zu Recht bestehenden russischen Herrschaft über das Düna- und Aagebiet und die in deren Folge eintretende vollständige Verdrängung des russischen Einflusses.

Es war nicht Alberts Absicht, die russischen Teilfürsten von Gercike und Kukenois und den Fürsten von Polozk, die Herrschaftsansprüche hatten, durch besondere Betonung seiner weltlichen Machtstellung in Livland zu seinen Feinden zu machen, vielmehr dachte er so wenig daran, die Zahlung des Tributs und des Zinses an die Russen zu beschränken, daß Wolodimir von Polozk auch seinerseits Alberts Mission duldsam aufnahm. Aber die Tatsachen erwiesen sich schließlich stärker als alle ausgleichenden Absichten. Als die Notwendigkeit der Herstellung eines organischen deutsch-abendländischen Staatswesens von Albert erkannt, Riga gegründet, der Orden ins Leben gerufen wurde, erwachten die Russen aus ihrem Gleichmute. Schon im Sommer 1203 erschien Wolodimir unerwartet in Livland und griff Üxküll an; bald darauf hatten die Rigaischen einen Angriff des Fürsten Wjatschko von Kokenhusen und der ihm verbündeten Litauer abzuschlagen. Es ist hier nicht der Ort, dem wechselvollen Verhältnis zwischen Deutschen und Russen im einzelnen zu folgen. Im Jahre 1206 hatte es sich bereits so zugespitzt, daß eine polozker Gesandtschaft in Riga erklärte, der Großfürst sei Herr und Schiedsrichter über Deutsche und Liven. Als Albert im folgenden Jahre mit starker Macht gegen den Fürsten von Kokenhusen zog, erschien der Bedrohte persönlich in Riga, bat um Hilfe gegen die

Litauer und trug die Hälfte seines Ländchens und seiner Burg Albert an, von seinem Lehnsherrn in Polozk schwieg er aber bezeichnenderweise. Doch seine Unzuverlässigkeit führte bald zu neuem Bruche und zum Verluste seines Fürstentums. Die Russen erkannten dabei die militärische Überlegenheit der Deutschen und gaben ihre Sache verloren: „sie taten ihre Habe zusammen, teilten Pferde und Rüstung unter sich und flohen jeder seines Weges". So endete das Fürstentum Kokenhusen. Fünfzehn Jahre später (1223) machte Wjatschko zwar noch einen Versuch, sich im Estenlande festzusetzen, doch schon 1224 ist er bei der Eroberung Dorpats durch die Deutschen ums Leben gekommen. Kokenhusen hatte Albert schon 1209 zur Hälfte dem Orden, zur Hälfte dem Ritter Rudolf von Jericho zu Lehen gegeben.

Eine andere Entwickelung nahm das Verhältnis zu Wsewolod, Fürsten von Gercike. Ein 1209 unternommener Kriegszug brachte die Burg und mit ihr den Fürsten in die Gewalt der Deutschen. Das veranlaßte den Fürsten, sich zu unterwerfen. Er huldigte in Riga Albert, der ihn feierlich unter Überreichung dreier Fahnen belehnte, von ihm aber einen Teil des Gebietes abgetreten erhielt. Gercike ist das einzige Fahnenlehen in Livland. Nach späteren Feindseligkeiten erlitt es noch manche Schmälerung und erlosch nach Wsewolods Tode (um 1239).

Es ist charakteristisch, daß sowohl bei der Eroberung Kokenhusens wie der Verlehnung von Gercike die Oberhoheit des Großfürsten von Polozk völlig ignoriert wurde. Kein Wunder deshalb, daß dieser seine Lehnsrechte nachdrücklich geltend zu machen suchte. Albert hat dem mächtigen Gegner weises Entgegenkommen gezeigt: 1210 schloß er einen Vertrag, laut welchem die Liven unter Garantie des Bischofs Zins und Tribut weiterzuzahlen verpflichtet waren. Gehalten scheint man den Vertrag nicht zu haben, denn 1212 besandte der Großfürst den Bischof und lud ihn zu einer Zusammenkunft nach Gercike ein, damit Albert sich wegen der Liven „verantworte"; er forderte ferner für den russischen Kaufmann sichere Reise auf der Düna. Vor Gercike hat denn in der Tat eine dramatisch bewegte Zusammenkunft stattgefunden, bei der Wolodimir bald mit Drohungen, bald mit Schmeicheleien in Albert drang, der Mission im Livenlande zu entsagen. Albert erwiderte, für den Zins der Liven wolle er eintreten, von der Mission könne er nicht lassen. Ergrimmt traf der Großfürst die Vorbereitungen zur Schlacht, als noch im letzten Augenblicke eine Einigung gelang. Unter Zusicherung des Beistandes gegen die Litauer und freien Handelsweges auf der

Düna schloß der Großfürst einen „ewigen Frieden", in dem er seinerseits auf den Tribut von den Liven verzichtete und damit selbst seine Herrschaft aufgab.

Das also war der Gang der Dinge im Dünatal: die russische Herrschaft wurde hier im Laufe weniger Jahre gebrochen, ihre Reste nach wenigen Jahrzehnten völlig absorbiert und vernichtet. Erst damit war den Versuchen der Liven und Letten, die alte Freiheit wiederzugewinnen, der Boden entzogen, denn ohne Anlehnung an die östlichen Fürstentümer mußten sie völlig aussichtslos erscheinen. Die Folgen äußerten sich auch sonst: schon begann südlich der Düna deutscher Einfluß sich mächtig zu entfalten. Die Semgaller unter Westhard von Terveten unterwarfen sich und suchten Beistand gegen die Litauer, wider die Albert im Selenlande die Selburg errichtete.

Albert konnte mit Genugtuung auf das Erreichte zurückblicken. Mochten sich im Ritterorden auch schon Spuren beginnender Selbständigkeit zeigen, sie waren noch ungefährlich und wurden reichlich durch die Huld aufgewogen, die ihm vom deutschen Könige zuteil wurde. Als er 1207 im April am Hoflager König Philipps zu Sinzig am Mittelrhein erschien, gab dieser ihm Livland zu Lehen und erhob ihn damit zum Fürsten des Reiches.

Albert wandte sich nunmehr, gemeinsam mit dem Orden, der großen Aufgabe zu, die kriegerischen und freiheitsliebenden Esten dem Christentum zu gewinnen, einer Aufgabe, die nicht nur in Anbetracht der Tapferkeit der Esten viel Arbeit erheischte, sondern wiederum zu einem Zusammenstoße mit den Ansprüchen Nowgorods und Pleskaus, weiter nach Norden zu Konflikten mit den Dänen, die Estland zu ihrer Machtsphäre rechneten, führen mußte.

Gewissermaßen die Brücke zu den Estenkämpfen bildete die Unterwerfung der Letten in der Landschaft Tolowa, die bekanntlich in einem Tributverhältnis zu Pleskau stand und deren Bewohner zum Teil auch von dort die Taufe erhalten hatten. Schon früh jedoch hatten sie beschlossen, da sie bei den Deutschen Hilfe gegen die wilden Nachbarn fanden, den christlichen Glauben, den sie von den Russen übernommen hatten, „in die Gewohnheit der Lateiner umzuwandeln" und eine jährliche Abgabe für den beständigen Schutz zu Kriegs- und Friedenszeiten zu zahlen. Diese freiwillige Unterwerfung Tolowas unter die Deutschen beobachteten die Pleskauer anfangs zwar mit Mißtrauen, aber mit den Waffen schritten sie nicht ein, da man deutscherseits an der Tributzahlung

nach Pleskau nichts änderte. Erst als die Deutschen im Jahre 1208 nach Estland einzudringen begannen, erhob Fürst Wolodimir von Pleskau seine Waffen, verheerte Tolowa und ließ sich Tribut zahlen.

Ein Einfall der Esten aus Ugaunien ins Lettenland bot zu dem gegen sie vorbereiteten Vorgehen den Anlaß. Vergeltung übend folgte ihnen der Meister des Ordens, Wenno, durch Pilger, Kaufleute und Letten verstärkt, und plünderte und verbrannte Odenpäh. Nun brachen ihrerseits die Esten aus Saccala und Ugaunien los, verheerten das Gebiet von Trikaten und zogen vor Bewerin, die Burg des Lettenhäuptlings Talibald. Doch die Töne der Posaune, die ein Priester von der Mauer blies, hatten sie nie vorher vernommen, und wurden dadurch in panischen Schrecken versetzt, so daß sie sich eilends zur Flucht wandten. Das gab den Letten das Signal, den Abziehenden siegestrunken nach Saccala zu folgen und nicht eher zu ruhen, als bis ihnen „die Hände vom Morde erlahmt waren". Es war eine blutige, rauhe Zeit, aber sie rief doch auch Begeisterung und Tapferkeit, Freiheitsliebe und religiösen Idealismus wach, so daß unser Auge wohl mit Stolz auf jenen Tagen ruhen kann, da das Schwert und das Kreuz abendländischer Kultur im Estenlande eine Stätte bereiteten. Es war die Heroenzeit livländischer Geschichte, die damals ihren Anfang nahm, da aus Lübecks Hafen, dem Banner der heiligen Jungfrau folgend, die Edlen und Tapferen aus Westfalen und Niedersachsen, die Meyendorff, Buxhöwden, Isenburg, Plesse, Tiesenhausen, Hönbach und viele andere mit ihren Mannen nach Livland zogen, um hier gegen die tapferen Heiden einen Kriegszug, eine sogenannte „Reise", zu unternehmen. Pilger und Vasallen des Bischofs, vor allem der Orden, der „vom Herrn täglich gemehrt wurde an Rittern und Knechten", eroberten also, unterstützt von den Letten, in vierjährigem Kampfe Saccala und Ugaunien, ja 1212 drangen sie aus dem Dorpatschen in das eigentliche Estland, in die Landschaft Jerwen, ein. Die Estenburgen Fellin, Dorpat, Odenpäh mußten kapitulieren und die durch Seuchen und Hunger dezimierten Esten 1212 sich zu einem dreijährigen Waffenstillstand bequemen, der alles Land bis zum Palefluß den Eroberern in die Hände lieferte. Doch nach Ablauf der Frist brach der mit furchtbarer Erbitterung von beiden Seiten geführte Kampf von neuem los und nahm ungeahnte Dimensionen an. In grausiger Monotonie häuften sich Grausamkeiten auf Grausamkeiten und der nationale wechselseitige Haß der Letten und Esten feierte blutige Orgien. Schließlich vermochten

die Ugaunier nicht länger zu widerstehen, sie sandten nach Riga, baten um Frieden und versprachen die Taufe anzunehmen. Ihrem Beispiele folgten die Saccalaner.

Dadurch angespornt, unternahmen die Deutschen einen Zug nach der Wiek, wo die Burg Sontagana erobert wurde, und im Winter 1215/16 über das Eis nach Ösel, um die Seeräuber zu züchtigen. Im Herbste 1216 folgte dann ein Einfall nach Harrien, bei dem die tapferen Esten von Fellin sogar gegen ihre Landsleute Heeresfolge leisten mußten. So war ein guter Teil Estlands erobert worden, 1211 hatte Albert den Abt Theoderich von Dünamünde als Bischof von Estland mit dem Sitz in Leal eingesetzt, doch da ward auch hier dem Vordringen der Deutschen von den Russen Einhalt geboten.

Die Nowgoroder und Pleskauer erblickten in dem Vordringen der Deutschen ins estnische Gebiet eine Verletzung ihrer von alters her erhobenen, von den Eingeborenen freilich stets abgewiesenen Ansprüche. Schon waren 1210 der Großfürst von Nowgorod und der Fürst von Pleskau vor Odenpäh erschienen, hatten es gebrandschatzt und zur Tributzahlung gezwungen. Einige hatten sich auch taufen lassen. Auf dem Rückzuge versprachen die Russen, Priester zu den Esten zu senden, die die Taufe vollenden sollten; aber das haben sie, wie der Chronist Heinrich betont, verabsäumt, so daß die Ugaunier erst von den Deutschen getauft worden seien. Auch in Harrien erschienen die Russen 1210 und hoben, offenbar hier zum ersten Male, den Tribut ein. Je stärker der deutsche Einfluß wurde, um so energischer zeigten sich die Russen in ihrem Bestreben, ihn zu paralysieren, um so heftiger wurden ihre Vorstöße. Laut riefen ihre Sendboten die Esten zum Kampfe auf und bei der geringen Anzahl der Deutschen fehlte es auch nicht an hemmenden Rückschlägen. Freilich, dauernd die Herrschaft der Deutschen abzuwerfen, gelang den Esten nicht. Die Tapferkeit und Freiheitsliebe, als deren typischer Vertreter wohl Lembito, der Häuptling von Leole, angesehen werden kann, waren der überlegenen Kriegskunst der Abendländer auf die Dauer nicht gewachsen. Im Jahre 1217 im Herbste gelang es den Deutschen, deren Heerhaufen durch Zuzug aus der Heimat, so den streitbaren Grafen Albert von Lauenburg, gestärkt worden waren, und in deren Reihe zwei kriegerische Prälaten, Herr Bernhard von der Lippe, Abt von Dünamünde, und Johannes, Stiftpropst von Riga, mitzogen, einen entscheidenden Schlag zu führen. Bei der Burg Fellin brachten sie dem tapferen Feinde eine schwere Niederlage bei. Ihr

Führer Lembito fand den Tod, auf deutscher Seite fiel Kaupo, der Livenhäuptling. Die Unterwerfung der Landschaften Estlands, selbst Jerwens, war die Folge des Sieges, allerdings nur eine vorübergehende, denn schon rüstete Nowgorod zur Vergeltung, und es war klar, daß die Esten, die nur knirschend das Joch ertrugen, wie ein Mann sich erheben würden, wenn erst die Russen ins Land kämen. Mit Sorge mußte Albert in die umwölkte Zukunft blicken. Dazu kam ihm andere bedenkliche Kunde. Auf dem Laterankonzil 1215 hatte Albert das stets lockere Band, das die livländische Kirche mit Bremen verknüpfte, völlig gelöst, indem er ihre direkte Unterstellung unter Rom erfolgreich durchsetzte. Darüber herrschte in Bremen begreiflich große Verstimmung. Der Erzbischof Gerhard glaubte die ungehorsame Tochter mit Gewalt unter seine Macht zurückführen zu können und verbot die Livlandfahrt aus dem Hafen von Lübeck gerade in dem kritischen Augenblicke, wo sich Albert auf das Zuströmen von deutschen Hilfskräften angewiesen sah. Dagegen bei dem jungen Staufer Friedrich II. Klage zu erheben, war nutzlos. Dessen Interessen waren Italien zugewandt, dem deutschen Norden vollends brachte er kein Verständnis entgegen. Das war unzweideutig schon 1215 auf dem Hoftage zu Metz zutage getreten, auf dem er, um den feindlichen Welfen die vom Dänenkönige Waldemar II. bewiesene Unterstützung zu entziehen, ohne Bedenken das Land nördlich von Elbe und Elde, also auch Hamburg und Lübeck, an Dänemark überlassen hatte! Von Deutschland war somit nichts zu erwarten; getraute sich Albert nicht mit eigenen Kräften den Russen zu begegnen und die Esten niederzuschlagen, so mußte er sich wieder der Macht zuwenden, der er zu Beginn seines Werkes nähergetreten war: dem dänischen Könige und dessen Kanzler, dem Erzbischof Andreas von Lund. Daß man hier freilich der Ausbreitung der deutschen Herrschaft, da sie nach Estland hinübergriff, das man zur dänischen Interessensphäre gehörig betrachtete, nicht mehr so wohlwollend gegenüberstand wie 1200, wird Albert nicht zweifelhaft gewesen sein. König Waldemar II., Knuds VI. Bruder, war eine bedeutende Herrschernatur, die weitreichende Pläne tatkräftig zu verwirklichen wußte. Zu ihnen gehörte die Wiederaufnahme der dänischen Ansprüche auf Estland. Schon 1206 war er vorübergehend auf Ösel gewesen, und Andreas von Lund hatte hier wohlfeile, aber fruchtlose Mission getrieben, „indem er eine unendliche Menge mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet hatte". Auch auf Riga scheint Waldemar bereits seine Blicke gerichtet zu haben,

wenigstens erschienen Andreas von Lund und Nikolaus von Schleswig in der werdenden Stadt und blieben den Winter über, ehrerbietig aufgenommen, dort. Auch die Heerfahrt des Grafen Albert von Lauenburg, eines der vornehmsten Vasallen Waldemars, nach Livland mochte ähnlichen Zielen dienen.

Vielleicht war der Dänenkönig bei der Sperrung des Lübecker Hafens auch nicht unbeteiligt, jedenfalls konnte seinem Plane, alle Küstenländer der Ostsee seinem Reiche anzugliedern, nichts förderlicher sein, als ein Hilfegesuch Alberts an ihn. Und zu einem solchen entschloß sich schweren Herzens der Bischof. Zu Johannis 1218 erschien er persönlich in Begleitung seines Freundes Theoderich von Dünamünde, dem Bischof von Estland, und Bernhards von der Lippe, den er zum Bischof von Selonien geweiht hatte, am Hoflager Waldemars in Schleswig. Was hier im einzelnen verabredet worden ist, läßt sich bei der verschleierten Berichterstattung Heinrichs nicht mit Sicherheit feststellen. Dieser erzählt, der König habe versprochen, im folgenden Jahre gegen Esten und Russen „mit seinem Heere nach Estland zu kommen, sowohl zu der heiligen Jungfrau Ehre als zu seiner Sünden Vergebung. Und dessen freueten sich die Bischöfe".

An eine lediglich von religiösen Motiven diktierte Kreuzfahrt ist nun im Ernste nicht zu denken. Wir wissen vielmehr aus einer Urkunde, daß Albert die Verpflichtung eingehen mußte, die Gebiete, die der König erobern würde, ihm zu überlassen. Der Teil des Estenlandes, der noch nicht unterworfen war — und welcher konnte denn in Wahrheit als unterworfen gelten? —, sollte dänisch werden.

Nicht leicht wird Albert das Zugeständnis geworden sein, vollends bitter mußte es ihm werden, als er erkannte, daß er es unnötigerweise gemacht hatte. Während er noch das Kreuz predigend in Niedersachsen weilte, hatten die Seinen in Livland die übermächtigen Scharen der ins Land gefallenen Russen — 16000 Mann — am oberen Embach mit schier wunderbarer Tapferkeit aufs Haupt geschlagen und mit Aufgebot aller Kräfte zum Abzuge gezwungen. Die Entmutigung der Esten, die sich von den Russen preisgegeben sahen, hatten die Deutschen sogar zu einem kühnen Zuge bis ins Gebiet der Reveller an der Küste des finnischen Meerbusens benutzt und als dann vollends im Juni 1219 eine stattliche Anzahl Kreuzfahrer, unter ihnen Herzog Albert von Sachsen, in Livland eintraf, war jede Gefahr beseitigt. Was sollte Waldemar noch im Lande?

Doch schon war es zu spät, denn bereits hatte — ebenfalls im Juni —

der König in der Bucht des heutigen Reval die Anker seiner Flotte fallen lassen. Die auf hohem Fels gelegene Estenburg Lindanissa wurde zerstört und daselbst der Grund zu der dänischen Feste Reval gelegt. Ein Überfall, den die Reveller und Harrier am dritten Tage nach der Landung auf das dänische Lager machten, mißlang dank der Wachsamkeit des jungen Fürsten Witzlaw von Rügen. Auch der Anschlag auf das Leben des Königs, der während des Getümmels versucht wurde, blieb resultatlos, wohl aber fand Theoderich, der getreue Genosse aus Meinhards Tagen, den Albert zum Abt von Dünamünde und später zum Bischof von Leal gemacht hatte, unter den Streichen der Feinde den Tod. Die Erinnerung an den Sieg von Reval lebt noch heute im dänischen Volke fort, fiel doch, wie die alte Überlieferung berichtet, in dem Augenblicke, da alles verloren schien, der Danebrog, eine rote Fahne mit weißem Kreuz, vom Himmel, ein Zeichen, unter dem die Dänen des Feindes Herr wurden. Noch heute führt die Handelsflagge Dänemarks und das kleine Wappen von Reval das weiße Kreuz in rotem Felde, nachdem der Danebrog bis 1500 auch das Reichsbanner dargestellt hat. Die Legende ist offenbar daraus zu erklären, daß der Papst dem König zu der Estenfahrt eine geweihte Fahne übersandt hat.

Der König blieb nicht lange im Lande. Nachdem er seinen Kaplan Wiscelin zum Bischof von Leal erhoben, überließ er das Weitere dem Erzbischof von Lund und segelte heim. Der Erzbischof aber begnügte sich mit der Mission unter den Revellern und sah ruhig zu, wie die Deutschen, vor allem der Orden, unter Verübung arger Grausamkeiten gegen die sich verzweifelnd wehrenden Esten im Herbste 1219 und Frühjahr 1220 ganz Estland unter ihre Botmäßigkeit zwangen. Albert nahm an den Zügen nicht unmittelbar Teil, offenbar um einem Konflikte mit den Dänen tunlichst auszuweichen, doch ging er nicht so weit, die dänischen Ansprüche bedingungslos zu akzeptieren. Auf sein Drängen wurde vielmehr sein Bruder Hermann vom Erzbischof von Magdeburg an Stelle des erschlagenen Theoderich und in Opposition zu Wiscelin zum Estenbischof geweiht, doch Waldemar untersagte ihm die Reise aus Lübeck, so daß er sein Amt nicht anzutreten vermochte. Bald sollte der Konflikt zwischen dänischen und deutschen Ansprüchen unverhüllt zutage treten. Als der Ordensmeister dem Erzbischof Andreas Nachricht gab von seinen Erfolgen im Estenlande, erwiderte dieser, er freue sich dessen doppelt, da Bischof Albert ganz Estland dem Könige übergeben habe, somit alles eroberte Land ihm zu-

gehöre. Sollten die Deutschen sich um die Erfolge ihrer Siege durch diese Auffassung des Vertrages von Schleswig bringen lassen? Mit nichten. Der Meister machte offene Opposition: „Ganz Estland sei durch das Banner der seligen Jungfrau von den Rigaischen unter des christlichen Glaubens Joch gebracht worden, allein außer die revelsche Landschaft und das Eiland der Osilier." Auch Albert unterstützte die Haltung des Ordens, indem er deutsche Missionare in die vom Meister unterworfenen Landschaften schickte. In Ugaunien, in der Umgegend von Dorpat, tauften sie, unter ihnen auch Heinrich, die Eingeborenen, dann zogen sie nach Wierland, doch hier begegneten sie dänischen Missionaren, deren Wirken sie auf alle nur mögliche Weise zu unterdrücken bemüht waren. Summarischer gingen jedoch bei diesem Wetttaufen die Dänen vor, die in den Dörfern große Kreuze aus Holz errichteten, auch Weihwasser durch die Bauern hinsandten und Weiber und Kinder besprengen ließen. Das gleiche Bild begegnet uns im Jerwenschen. Vergeblich waren alle Vorstellungen bei Andreas, der hochmütig zur Antwort gab, die Rigaischen sollten nicht die leicht zu pflückenden Trauben, die anderen gehörten, ablesen und ihre Priester nicht in die Winkel Estlands schicken. Darauf erklärte Albert: „selbiger Weinberg der estnischen Kirche sei manches Jahr vor den Zeiten der Dänen von den Seinigen schon längst gepflanzt, mit dem Blute vieler Deutscher und vielem Kriegsungemach angebaut worden, und seine Priester seien nicht in den Winkeln Estlands, sondern mitten in Jerwen, ja auch in Wierland und selbst vor dem Angesicht des Erzbischofs erschienen." Doch Worte blieben fruchtlos. Andreas schritt auf dem eingeschlagenen Wege rücksichtslos weiter, ernannte einen zweiten dänischen Bischof, und zwar für Wierland, und beschleunigte die Mission in Nordestland. Um den dänischen Prätensionen noch mehr Gewicht zu verleihen, landete zudem der König in Person abermals in Reval und lud Albert vor sich. Aber dieser wich dem aus. Eilig machte er sich auf, um beim Kaiser und in Rom einen Rückhalt zu suchen. Allein auch hier klopfte er an verschlossene Türen. Der Papst war durch dänische Gesandte vorher gewonnen worden; der Kaiser, dessen Sinn auf einen Kreuzzug ins heilige Land gerichtet war, riet zur Verständigung mit Waldemar. Während Albert noch zögerte, hatte der Orden in Livland sich mit der neuen Situation überraschend schnell ausgesöhnt. Sein Streben, sich vom Bischof zu emanzipieren, war größer als das Gefühl der Gemeinsamkeit der deutschen Interessen. Über Alberts Kopf hinweg verstän-

digte er sich mit Waldemar, erkannte seine Hoheit über ganz Estland an und erhielt darauf Ugaunien und Saccala von ihm zu Lehen. Da sank dem Verratenen der Mut. Ihm schien es das geratenste, dem Orden zuvorzukommen und sich Waldemars Gunst dadurch zu sichern, daß er, die Ritter überbietend, ihm bedingungslos die ganze Kolonie, sowohl Livland wie Estland, als Oberherrn antrug. Es sind die Stunden, da der sonst so weise und besonnene Bischof kleinmütig die Zukunft des von ihm Geschaffenen selbst preisgeben wollte. Er sollte die Freude erleben, daß die Kolonie sich stärker erwies als er glaubte. Als er nach Riga heimkehrte und hier bekannt wurde, was er dem Könige zugestanden hatte, erhob sich allenthalben ein wahrhaft nationaler Widerstand, bis auf den Orden. Namentlich in Riga, wohin Waldemar bereits den Ritter Gotschalk aus Dänemark zur Ausübung der königlichen Vogtei geschickt hatte, verweigerte man den Gehorsam und zwang ihn zu schleuniger Abreise. Eine Empörung der Harrier, die, von den Öselern unterstützt, Andreas auf der Burg Reval belagerten und in arge Not brachten, kam den Deutschen zu Hilfe (1221). Den sich emportürmenden Schwierigkeiten gegenüber lenkten die Dänen ein, da sie wohl erkannten, auf wie schwachen Füßen die vom Mutterlande weit entfernte dänische Kolonie eigentlich stand. Andreas erbot sich, auf Livland zu verzichten und in Saccala und Ugaunien die geistlichen Rechte Alberts anzuerkennen, wenn dieser Waldemar das eigentliche Estland überlasse. Gern willigte Albert ein und begab sich mit dem Ordensmeister nach Reval, um den Vertrag abzuschließen. Noch einmal trat eine Stockung ein, als Waldemar im Frühjahr 1222 mit starker Heeresmacht auf Ösel ans Land stieg. Man mochte sich nichts Gutes von ihm in Riga versprechen. Doch schließlich wurde das Ärgste abgewendet: auf Ösel bestätigte der König endlich den Vertrag und schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Albert und dem Orden. Seine Oberhoheit über Saccala und Ugaunien überließ er dem Meister, der namens des Ordens seinerseits dem Bischof die geistliche Suprematie auch in diesen Gebieten einräumte, mithin einen Schritt von seinen verwegenen Selbständigkeitsgelüsten zurücktun mußte.

Die Dänengefahr war damit endgültig beseitigt, um so schärfere Formen nahmen dafür die Kämpfe mit den Landesbewohnern an. Mit elementarer Gewalt brauste von Ösel aus im Winter 1222/23 der Aufstand durch das ganze Estenland. So gut vorbereitet war die Bewegung,

daß ihr in Fellin, dem Mittelpunkte Saccalas, alle Ritter und Knechte, Priester und Kaufleute zum Opfer fielen. In der Kirche überfallen, wurden sie niedergeschlagen, ihre Leiber den Hunden als Fraß vorgeworfen. An anderen Orten wurden die Gefangenen den grausigsten Martern unterzogen, indem man ihnen die Eingeweide herausriß, ihnen das Herz noch lebend aus dem Leibe zog und es am Feuer briet. Dann „fraßen sie es, damit sie stark wider die Christen würden". Die Sendboten der Felliner entfachten in Dorpat und Odenpäh dieselbe Wut, sie gingen dann weiter nach Nowgorod und Pleskau und erbaten und erhielten russische Besatzungen für ihre festen Plätze. So entbrannten denn heiße wechselvolle Kämpfe, auf deren Schilderung wir hier verzichten müssen. Ihr Ausgang konnte auch diesmal nicht zweifelhaft sein. Trotz des Schwures der Saccalaner, nie mehr die Taufe zu nehmen, solange noch ein Knabe, ein Jahr alt und eine Elle hoch, im Lande sei, mußten sie sich auch jetzt wieder unterwerfen. Denn im Augenblicke der Gefahr vergaßen Bischof und Orden ihren Streit und standen einmütig zusammen. Am 15. August erstürmten sie Fellin und zwangen die Besiegten zur Taufe. Im folgenden Jahre fiel nach mehrfachen vergeblichen Anfällen auch Dorpat, die stärkste Burg des Landes, wieder in die Hände der Deutschen. Es war ein schweres Ringen gegen einen sich verzweifelnd wehrenden Feind, dessen Mut und Widerstand zu stärken Wjatschko, der 1208 aus Kokenhusen vertriebene Fürst — einen „Fallstrick und wahren Teufel" nennt ihn Heinrich —, sich alle Mühe gab. Mit seinem Tode besiegelte er, als die Deutschen die Burg erstiegen, seine Gegenwehr.

In Dorpat wie in Fellin schonte die Erbitterung der Deutschen vor allem die Russen nicht. Den Esten wurde weit eher Pardon gegeben als jenen, die man mit Recht als die Seele des Krieges ansah. So berichtet der Chronist denn auch vom Falle Dorpats: „Von alle den Männern, so in der Burg waren, blieb nur ein Lebendiger übrig, der war des Großfürsten von Susdal Vasall, hergeschickt von seinem Herrn mit den anderen Russen. Den kleideten hernach die Brüder der Ritterschaft und schickten ihn heim nach Nogardien und Susdal auf einem guten Rosse, daß er die Nachricht von dem Geschehenen seinem Herrn verkündige. Nachdem aber alle Männer getötet worden, begann ein groß Frohlocken und ein Spiel der Christen mit Pauken und Pfeifen und anderen Instrumenten, darum, daß sie Vergeltung geübt an den Missetätern und alle die Treulosen, so von Livland und

Estland allda versammelt waren, getötet hatten. Danach nahmen sie die Waffen der Russen und die Beutestücke allzumal, die sich in der Burg befanden und die noch übriggebliebenen Weiber und Kinder, zündeten die Burg an und kehrten sogleich am folgenden Tage mit großen Freuden heim nach Livland, für den Sieg, so ihnen von Gott verliehen worden, ihn lobend gen Himmel, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich". (Sept. 1224.)

Die Eroberung Dorpats bezeichnet das Ende der Empörung. Die Esten gaben in dumpfer Resignation den Kampf verloren und baten selbst um Frieden. Nach einem Menschenalter des Kampfes begann endlich wieder eine ruhigere Zeit anzubrechen. „Und es ruhete alles Volk unter dem Schirme des Herrn und benedeiete ihn, der da gebenedeiet ist in Ewigkeit."

Dorpats Fall befreite die Deutschen aber auch von der Russengefahr. Die Nowgoroder, die zum Entsatz herbeigezogen, aber zu spät gekommen waren, kehrten heim. Im Herbste sandten sie und die Pleskauer darauf nach Riga, um des Friedens wegen zu verhandeln. Die Rigischen nahmen die Boten an und schlossen mit ihnen einen Vertrag und bewilligten ihnen den Tribut wieder, den sie immer in Tolowa gehabt hatten. Alle näheren Angaben über den bedeutungsvollen, den Russen nicht ungünstigen Frieden fehlen leider. Nichts wissen wir über die Höhe des Zinses, die Termine der Zahlung und worin der Tribut bestanden hat. Von den Esten Ugauniens ist nicht weiter die Rede. Albert hat jedenfalls Ansprüche der Russen, falls sie überhaupt noch erhoben worden sind, nicht anerkannt. Die Furcht vor den Mongolen mag die Russen in der Folgezeit dahin beeinflußt haben, daß sie mit den Livländern Frieden hielten, der, wenn auch vorübergehend gestört, doch immer auf der Basis von 1224 wiederhergestellt worden ist. Noch 1268 griff man auf den Traktat zurück, noch 1285 ist der Tribut erhoben worden. Wann er tatsächlich aufgehört hat, ob de jure oder nur durch die Kraft der Verhältnisse, ist leider bisher nicht ermittelt worden.

Der Zufall wollte es, daß etwa um dieselbe Zeit der König Waldemar II. in eine Lage geriet, durch die er seine Gefährlichkeit für die deutsche Kolonie verlor. Anfang Mai 1223 war er in die Hand eines von ihm beleidigten Vasallen, des Grafen Heinrich von Schwerin, gefallen, der ihn in festem Gewahrsam hielt. Das gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung der Länder, die unter den

dänischen Einfluß gebeugt worden waren: Bremen, Holstein und Mecklenburg erhoben sich, die Ostsee wurde den deutschen Fürsten und Städten wieder zurückgewonnen. Natürlich wirkten diese Ereignisse auch auf die Machtstellung Dänemarks in Estland zurück, wo die Empörung der Eingeborenen nur mit Hilfe der Deutschen hatte niedergeschlagen werden können. Dieser Erkenntnis verschloß sich auch Waldemar nicht. Im Frühjahre 1224 empfing er in seinem Kerker Bischof Albert und dessen Bruder Hermann, den designierten Bischof von Estland, den er nunmehr anerkannte, und damit sprach er stillschweigend aus, daß die südestnischen Teile nicht Dänemark, sondern deutscher Herrschaft unterstehen sollten. Es war eine erneute Bestätigung des Vertrages auf Ösel von 1222. Seit 1224 durfte sich auch das Bestehen des Bistums Dorpat, wohin Hermann zwar nicht seinen Sitz, aber wohl durch Einsetzung seines Bruders Rotmar als Dompropst den Schwerpunkt des Stiftes verlegte, behaupten lassen; den Titel eines Bischofs von Dorpat führt Hermann erst seit 1235.

Und noch einmal griff das Geschick Waldemars nach Estland hinüber. Er war im Jahre 1225 der Haft entlassen worden und hatte sofort seine ehrgeizigen Pläne wieder aufgenommen. Da schlossen sich seine niederdeutschen Gegner noch einmal zusammen und brachten ihm 1227 auf der Bornhöveder Heide die vernichtende Niederlage bei. Diesen Zusammenbruch nutzte der in Livland zur Schlichtung innerer, später zu charakterisierender Zwistigkeiten erschienene päpstliche Legat Wilhelm von Modena aus, um die Ansprüche des Ordens zu den seinigen zu machen und die Dänen auf Burg und Gebiet Reval zu beschränken. Der Orden, dadurch kühn geworden, griff bald darauf Reval selbst an und lieferte den Dänen ein siegreiches Treffen, so daß sie genötigt waren, das Land zu räumen und heimzusegeln. So hatte, um mit Ranke zu reden, das deutsche Prinzip, von dem die Kultur in den Regionen des Nordostens ausging, auch politisch seine ganze Bedeutung wiedererlangt.

In jene Zeit fällt noch ein Ereignis von weitreichender Bedeutung, das die Unterwerfung des Landes nördlich der Düna erst abschloß und die Sicherheit des Handels gewährleistete: die Eroberung Ösels im Januar 1227. Zwanzigtausend Mann stark zogen Deutsche, Liven, Letten, ja estnische Hilfsvölker über das Eis des Sundes — an ihrer Spitze der greise Albert selbst. Heldenmütig verteidigten die

Öseler die alte Freiheit, mit dem Mute der Verzweiflung setzten sie sich auf ihren Burgen Moon und Wolde zur Wehr. Vergeblich:

„Ösiliens Heidenvolk kann Schonung nicht erlangen.
Ein Teil wird hingestreckt, der andre Teil gefangen."

Mit einer begeisterten Schilderung der Eroberung und Taufe Ösels schließt unser treuer Führer durch Livlands erste Heroenzeit, der Chronist Heinrich von Lettland, dem, wie er selbst betont, bei der Niederschrift des Selbsterlebten oder von Augenzeugen Erfahrenen der Gedanke vorgeschwebt hat, die Nachlebenden möchten durch ihn erkennen, was Gott und die selige Jungfrau für Livland getan, „damit sie Gott Lob zollen und auf ihn ihre Hoffnung setzen". Fürwahr, Wunderbares war in dem Lande der Heiden geschehen. „Was selbst die Könige bishero nicht gekonnt, das hat die selige Jungfrau durch ihre Knechte, die Rigischen, in kurzer Zeit mit Leichtigkeit zu ihres Namens Ehre ausgerichtet:

Euch folgt der Sieg zu jeder Zeit
Mit Triumphes Herrlichkeit.
Des soll Ruhm und Preis erschallen
Gott dem Herrn in Himmelshallen."

Noch zwei Jahre hat Albert seinem Werke gelebt. Unter Waffenlärm schloß er die Augen. Der Semgallerhäuptling Westhand von Terweten erhob sich gegen die Deutschen, im August 1228 überfluteten seine Scharen mit Kuren und Litauern im Bunde das Land, das Kloster Dünamünde wurde von ihnen zerstört, die Mönche wurden ermordet. Inmitten erregter Kämpfe starb Albert am 17. Januar 1229. In der Domkirche von Riga fand der treue Kämpe die Ruhe, die er im Leben so wenig hatte finden können. Er war ein ganzer Mann, dessen Name von unvergänglichem Ruhm umstrahlt durch die Jahrhunderte leuchtet.

So einschneidend sein Tod auf die livländischen Verhältnisse einwirken mußte, so wenig vermochte er für die Zukunft der Expansivpolitik eine andere Richtlinie zu geben. Im Gegenteil: seitdem man von Dänen und Russen nichts Sonderliches mehr zu fürchten hatte, war der Orden entschlossen, auch im Lande südlich der Düna festen Fuß zu fassen, einmal, um hier die Herrschaft und das Christentum zu befestigen, zum anderen, um die Verbindung mit Preußen herzustellen, in dem seit 1229 der Deutsche Ritterorden sich niedergelassen hatte, und zum dritten, um einen Damm gegen die Einfälle der räu-

berischen Litauer aufzurichten, die den Schrecken aller Eingeborenen bildeten. Doch gleich zu Beginn der Unternehmungen ereilte den Schwertbrüderorden eine Katastrophe, die das Dasein der jungen Kolonie in Frage stellte. Im Jahre 1236 nämlich waren zahlreiche Kreuzfahrer nach Livland gekommen und diese drängten den Ordensmeister Volquin sehr gegen seinen Willen zu einem Herbstfeldzuge, einer „Reise", gegen die Litauer. Dabei wurden die Pilger und Ritter am 22. September 1236 an der kurländisch-litauischen Grenze bei Saule unvermutet überfallen und, zumal da die Esten, Liven und Letten, die sie in ihrem Gefolge hatten, sie feige oder verräterisch im Stiche ließen, fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. Unter den Toten befanden sich der Meister Volquin und 48 Ordensbrüder.

In dieser Not hat allein der Deutsche Ritterorden, der auf die inständigen Bitten der Überlebenden die Reste des Schwertbrüderordens in sich aufnahm und einen Teil seiner Glieder unter Hermann Balke zu Hilfe sandte, Livland gerettet. An anderer Stelle wird die Bedeutung des Erscheinens der Brüder vom Deutschen Hause in Livland für die innere Entwickelung im Zusammenhange gewürdigt werden, hier sei in großen Zügen die heroische Tätigkeit des Ordens auf militärischem Gebiete bis gegen den Ausgang des 13. Jahrhunderts geschildert. Unser Hauptführer durch das Heroenzeitalter des Deutschen Ordens in Livland ist die „Reimchronik", die früher fälschlich dem Dietlieb von Alnpeke zugeschrieben worden ist. Wer ihr Verfasser ist, steht nicht fest; namentlich in den späteren, von einem Mitkämpfer geschriebenen Teilen ist die Reimchronik nicht nur eine Quelle ersten Ranges, sondern bis auf wenige Urkunden überhaupt die einzige.

Mit voller Jugendkraft trat der Deutsche Orden auf den neuen Schauplatz. Keine Aufgabe schien ihm zu groß, die Grenzen, die Natur, Anlage und Zeitverhältnisse ihm in Livland setzten, fühlte er sich stark genug zu überschreiten. Nicht mit dem Nächstliegenden, der Sicherung des Landes und der Unterwerfung seiner Bewohner zufrieden, träumten die Brüder vom Deutschen Hause von einer Eroberung und Katholisierung weiter russischer Gebiete. Der Peipus war ihnen keine Grenze, auf Pleskau und Nowgorod war ihr Blick gerichtet. Welch weiter Ausblick erschließt sich uns, wenn wir uns das Gelingen dieser Pläne auszumalen suchen. Wie, wenn es den Deutschen gelang, die nordwestlichen slawischen Stämme, unter ihnen die stolzen Städterepubliken Nowgorod und Pleskau, dauernd in ihre Machtsphäre zu

ziehen, dem Übergewichte des deutschen Elementes nicht nur an der Küste, sondern auch im Hinterlande zum Siege zu verhelfen und durch Errichtung eines Bistums die katholischen Tendenzen auszubreiten? Der Peipus wurde im Norden und Süden von den Ordensbrüdern umgangen, dort Koporje am finnischen Meerbusen befestigt, hier Isborsk erstürmt und nach kurzer Rast im Bunde mit Unzufriedenen Pleskau, diese reiche und alte Handelsempore, erobert. Fürwahr gewaltige Erfolge! Schon erwog man den Gedanken, hier ein katholisches Bistum zu gründen, schon bot die Kurie, von der Katholisierung der Nordwestslawen träumend, diesen ihre Hilfe gegen die Mongolen an, wenn sie Roms geistliche Herrschaft anerkennen wollten. Die Gefahr für die slawische Welt wurde noch größer, als zur gleichen Zeit vom katholisch gewordenen Schweden aus Herzog Jarl Birger an der Newamündung Boden faßte. In dieser für die Geschicke des Ostens entscheidungsvollen Stunde wurde Fürst Alexander von Susdal, den die Nowgoroder zum Großfürsten ausgerufen hatten, der Retter seiner Nation. Im Jahre 1240 warf er die schwedische Flut durch den glänzenden Sieg an der Newa zurück und erwarb sich den Ehrenbeinamen Alexander Newski. Dann wandte er sich gegen die Ritter des Deutschen Ordens. Koporje wurde zurückgewonnen, 1242 die nur wenig gesicherte Herrschaft der Deutschen in Pleskau vernichtet. Wie eine Wetterwolke wälzten sich seine Scharen nunmehr gegen Livland selbst. Und wieder blieb ihm der Sieg: am 5. April 1242 schlug er auf dem Eise des Peipus die Ritter und ihr Aufgebot völlig aufs Haupt und machte den Gelüsten der Deutschen nach russischem Gebiet für immer ein Ende. Es war so, wie der Chronist der Reimchronik bemerkt:

„Wäre Pleskau da behalten,
Das wäre nun dem Christentume gut
Bis an der Welt Ende!"

Seit der Schlacht auf dem Peipus bildete sich, da das innere Rußland unter das Mongolenjoch geraten war und selbst das stolze Nowgorod dem Chan der Goldenen Horde zinsen mußte, den Slawen also die Kraft zu geeinigtem Vorgehen gegen die deutschen Ostseeländer fehlte, eine gewisse feste Abgrenzung des livländisch-russischen Machtgebietes aus, und wenn es auch an ewigen kleinen Grenzfehden, Überfällen und Streifzügen nie gefehlt hat, ja die Deutschen nochmals bis vor Pleskau vorgedrungen sind, so entbehrten diese Züge für mehr als zweieinhalb Jahrhunderte, bis

Moskau des Landes zerſplitterte Kräfte unter ſeine Fahnen zwang, doch der entſcheidenden Bedeutung.

Um ſo energiſcher konnte ſich der Orden anderen, näherliegenden Aufgaben widmen: der endgültigen Unterwerfung der Stämme ſüdlich der Düna und damit im Gefolge dem Kampfe mit den Litauern, von denen alles, was gegen die Deutſchen ſtand, ſtets Unterſtützung erhielt. Sie zum Frieden zu zwingen, war für den Orden aber auch in anderer Hinſicht eine Lebensfrage. Seitdem der eine Teil der Ritter in Preußen, der andere in Livland hauſte, war die Herſtellung einer Verbindung zu Lande zwiſchen Preußen und Kurland, d. h. die Eroberung der von dem kriegeriſchen Litauerſtamme der Schamaiten (Samaiten) bewohnten Landſchaft eine Notwendigkeit geworden. Glänzend ließ ſich auch hier der Beginn an. Aber der Fortgang entſprach ihm nicht und ſchließlich hat ſich gerade an den durch das ganze Mittelalter hindurch andauernden Litauerkämpfen der Deutſche Orden verblutet.

Als die Ritter in die litauiſchen Verhältniſſe eingriffen, war der verſchlagene und ungewöhnlich begabte Großfürſt Mindaugas oder Mindowe der einflußreichſte Mann des noch ungeeinigten Landes. Gegen ſeine der Union widerſtrebenden Teilfürſten und Verwandten ſuchte Mindaugas in geſchickter Weiſe Rückhalt beim Orden in Livland und erklärte ſich 1251 ſogar bereit, die Taufe von den Lateinern zu nehmen. Auf des hocherfreuten Papſtes Innozenz IV. Betreiben vollzog der Biſchof von Kulm die Krönung des Großfürſten zum König und ſetzte ihm und ſeiner Gemahlin die vom livländiſchen Meiſter Andreas geſandten, wohl in Riga kunſtvoll verfertigten Kronen aufs Haupt. „Die Herrſchaft der römiſchen Kirche und der deutſchen Kultur ſchien feſt begründet.“ Mit gewaltigen Schenkungen, Freibriefen und Auszeichnungen überſchüttete der neue König den Orden, ja er ſoll dem livländiſchen Meiſter, im Falle er ohne rechtmäßige Erben ſtürbe, ſogar ſein ganzes Reich vermacht haben. Doch gerade dieſe Konzeſſionen ſtachelten den Nationalſtolz der heidniſch gebliebenen Stämme an. Die Schamaiten erhoben die Waffen und traten mit den Kuren und Semgallern in geheimes Einverſtändnis. Gegen die gewaltige Memelburg, die militäriſch den Weg von Preußen nach Kurland ſchirmte, richtete ſich ihr beſonderer Haß. Vergeblich zog der livländiſche Meiſter Burchard von Hornhuſen gegen die Aufſäſſigen, immer wieder wurde er zurückgeſchlagen, ja bei Schoden büßten dreiunddreißig Brüder ihr Leben ein. Da entſchloß man ſich zu einem entſcheidenden Feldzuge, zu dem

alle verfügbaren Machtmittel zusammengefaßt werden sollten. Sowohl die dänischen Vasallen in Estland wie die Ordensbrüder in Preußen bat man um Hilfe. Und kein Geringerer als der alte Ordensmarschall Heinrich Botel zog aus Preußen mit starker Ritterschar herbei. Bei der Memelmündung vereinigten sich die Heerhaufen und brachen dann zum Entsatze der von den Schamaiten belagerten Georgenburg auf. Diese wichen dem Vorstoße aus und wandten sich nordwärts zu den Kuren, wohin ihnen die Ritter eilends folgten. Am 13. August 1260 holten sie den Feind am See von Durben (bei Libau) ein. Doch das Schlachtenglück schien gänzlich von ihnen gewichen zu sein. Die unzuverlässigen eingeborenen Hilfstruppen, wie bei allen Ordensheeren auch diesmal an Zahl der stärkste Teil, standen mit dem Feinde in verräterischem Einverständnis: gleich zu Beginn wichen die Kuren, ihrem Beispiele folgten die Esten. Die treugebliebenen Preußen vermochten das Unheil nicht zu wenden, von dem die Reimchronik also berichtet:

„Da wurde eingeschlossen
Mancher Held unverdrossen,
Daß er den bittren Tod erleid't,
Zu Durben auf dem Felde breit.
Eh' denn es kam zur Wehr,
Die Heiden mit ihrem Heer
Hieben die Christen allda nieder.
Gering nur war die Wehr dawider,
Die da leistet die Christenheit:
Der Meister da den Martertod leid't
Mit anderthalbhundert Brüdern fein.
Da war auch mancher Pilger fein,
Der da litt dieselbe Not
Um Gottes Willen und den herben Tod."

Das war ein entsetzlicher Schlag für die deutsche Sache: Botel, Hornhusen und die Blüte des livländischen Ordens deckten die Walstatt. Noch schlimmer aber waren die Folgen. Zu einem allgemeinen Empörungskampfe gegen die Deutschen erhoben sich die Eingeborenen; furchtbar flammte der Aufstand unter den Preußen, die eben erst zur Ruhe gebracht worden waren, auf. Vom Reiche erhielten die Ritter keine wirksame Unterstützung und die Lage des preußischen Ordens gestaltete sich höchst kritisch, bis es endlich dem Ordensmarschall Heinrich von Thierberg und dem preußischen Landmeister von Gatersleben gelang, die ärgste Gefahr zu beseitigen. Konrad von Thierberg, Heinrichs Bruder, grün-

dete 1274 die Marienburg an der Nogat, in der der Orden bald seinen Mittelpunkt finden sollte, und führte gegen die Preußen einen grausigen Vernichtungskrieg. Das Jahr 1283 bezeichnet mit der Besiegung und Ausrottung der Sudauer im äußersten Südosten Preußens, deren Reste nach Litauen auswanderten, das Ende des Kampfes, in dem trotz heldenhafter Gegenwehr die Preußen den Rittern unterlagen. „Ein deutscher Bauernstand wuchs auf dem blutgedüngten Boden empor, in den aufblühenden Städten fand deutsche Bürgertüchtigkeit lohnende Betätigung. Was in Livland bei der Scheu der niedersächsischen Bauern über die See zu ziehen nicht eintrat, fand in Preußen statt; nicht nur die gebietenden Herren, die Ritter, die Priester und die Bürger, sondern auch die Bauern bildeten eine einsprachige Masse, in der sich wohl ständische, aber keine nationalen Gegensätze auszubilden vermochten."

Nicht minder schwere Konsequenzen zeitigte die Durbener Schlacht für den livländischen Orden. Die Kuren und Semgaller erhoben sich wie ein Mann, brachen die Burgen bis auf die Memelburg, plünderten und verheerten das Land bis zur Düna und brachten 1261 dem Ordensheer bei Lennewarden eine neue Niederlage bei. Da begann es auch unter den Esten auf Ösel wieder zu gären, da trat auch Mindaugas ins Lager der Feinde über. Es war das Härteste, was die Livländer treffen konnte, daß er 1262 im Sommer die Taufe und die Freundschaft mit dem Orden von sich warf und mit dem vornehmsten Feinde der Deutschen im Osten, mit Alexander Newski ein Bündnis schloß. Ein gemeinsamer Vernichtungszug von Osten und Süden wurde verabredet, bei Wenden wollten sich die Russen und Litauer vereinigen. Nur die Unzuverlässigkeit der Feinde, nicht die eigene Kraft hat damals Livland gerettet. Zwar drängen die Litauer, das Land zur Wüste machend, bis nach Pernau vor, aber sie trafen die Russen nicht und zogen, wie sie gekommen, wieder ab. Erst nach ihnen erschienen die Nowgoroder, die Dorpat verbrannten, die Burg aber nicht erobern konnten. Unter entsetzlichen Greueln verließen sie das Land. Mit bewundernswürdiger Tatkraft bekämpfte der Orden all diese Gefahren, brachte Ösel zum Gehorsam zurück und zwang in langen Kämpfen von der Memelburg aus die tapferen Kuren zur Unterwerfung. Mindaugas' Ermordung beraubte diese eines unentbehrlichen Bundesgenossen, und als der livländische Meister Konrad von Mandern die Kurenburg Grösen erstürmte, baten sie selbst um Frieden.

Der Orden bewies große Mäßigung: der 1267 vom Ordensmeister Otto von Lutterberge mit den Kuren abgeschlossene „ewige Friede“ gewährte ihnen Bedingungen, wie sie für jenes Jahrhundert wohl einzig dastehen.

Also wurden die Kuren beruhigt. Unvermindert tobte der Kampf aber an der Ostgrenze und in Semgallen fort. Im Osten hatte Alexander Newskis Tod (1263) auf einige Jahre Ruhe geschaffen, aber schon 1267 fand ein neuer Einfall statt, dem der Bischof von Dorpat zum Opfer fiel. Das Ärgste verhinderte eine kleine Schar, von dem Mute der Verzweiflung erfüllt, am Bache Kehola, unweit Wesenbergs. Da raffte der wackere Meister Otto von Lutterberge, gleich bewährt im Felde wie im Frieden, alle Kräfte zusammen und trug die deutschen Waffen noch einmal nach Rußland: Isborsk und Pleskau wurden verbrannt und das erschreckte Nowgorod zum Frieden gezwungen. So waren die Semgaller auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, doch sie verzagten nicht und hofften, daß ihnen ein Ausbruch an anderer Stelle Luft schaffen würde. In der Tat erhoben sich 1271 die Öseler und töteten Otto von Lutterberge mit 52 seiner Ritter. Acht Jahre später fiel Meister Ernst von Raßberg, der Erbauer der Dünaburg, nach siegreichem Kampfe auf dem Rückzuge bei Ascheraden, nebst 71 Brüdern. Wieder einige Jahre darauf bezahlte Meister Willekin von Schaumburg einen Zug ins Semgallerland mit seinem Leben. Mit glühender Vaterlandsliebe verteidigte das tapfere Volk seine Freiheit und „König“ Nameise von Tarweten wußte die Seinen immer wieder zu neuem Kampfe zu begeistern. Dreißig volle Jahre rang der Orden mit den Semgallern. Oft genug klirrten die Waffen um ihre Holzburgen Tarweten, Doblen und Mesothen, und von mancher „Reise“ wußten die finsteren Wälder zu erzählen. Im Jahre 1290 mußten auch sie den stolzen Nacken beugen. Doch nicht viele scheinen in der alten Heimat geblieben zu sein; gleich den Sudauern wanderten sie nach Litauen aus, in ihre Wohnsitze aber zogen, die Reste sich assimilierend, die Letten, die ihrer Weichheit wegen von den Deutschen stets begünstigt wurden.

Große Opfer hatte der lange Krieg gekostet. In Rußland allein zeigte man die Grabstätten von 200 Rittern. Kein Wunder, daß der livländische Zweig des Ordens, zu Tode erschöpft, von Preußen Hilfe erbat und aufatmete, als das Ringen zu Ende war. Um neuem Unheil vorzubeugen, erbaute man an militärisch wichtigen Punkten starke

Burgen. Schon 1266 hatte Konrad von Mandern das feste Haus Mitowe (Mitau) an der Semgaller Aa errichtet, ihm folgten 1273 Dünaburg und 1286 Heiligenberg.

Und das Ergebnis des Kampfes gegen die alten Landesbewohner und deren auswärtige Alliierte? Es liegt klar: der Orden hatte mit großartiger Ausdauer und Anspannung aller Kräfte das Land gerettet, er war in den Stürmen dieser schweren Epoche die Macht geworden, auf der die Zukunft Livlands beruhte.

Er hat auch nicht gezögert, die Konsequenzen aus seiner neuen Stellung zu ziehen.

III.

Die innere Entwickelung Livlands im 13. Jahrhundert.

Die Begründung der deutschen Herrschaft im 13. Jahrhundert, wie sie sich im Kampfe gegen die Eingeborenen und die feindlichen Nachbarmächte durchsetzte, ist nicht allein, ja nur zum kleinen Teil das Werk der Bischöfe von Riga gewesen. Ihre vornehmliche Hilfe und Stütze fanden jene vielmehr im Orden, in der Energie des aufstrebenden Riga und in der Tapferkeit der Lehnsleute, neben denen die mehr vorübergehend wirksame Unterstützung der Kreuzfahrer, die meist im Sommer kamen und im Spätherbst das Land der heiligen Jungfrau wieder verließen, in den Hintergrund tritt. Die Stellungnahme der einzelnen Faktoren des innerpolitischen Lebens zueinander war höchst kompliziert; wechselnde, zentripedale und zentrifugale Tendenzen treten sich hierbei entgegen, und die ganze reiche, eigenartige Welt des Mittelalters zeigt sich in all ihren Ausprägungen, wie im Westen Europas, so auch auf livländischem Boden. Wie dort, so waren auch hier Kirche, Staat und Gesellschaft von lehnsrechtlichen Vorstellungen beherrscht, wie dort zeigte sich der Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt; fürstliche Tendenzen treten städtischen oder lehnsritterschaftliche Selbständigkeitsbestrebungen gegenüber, wie dort entwickelte sich das dem germanischen Wesen jener Zeit eigentümliche Genossenschaftswesen in wirtschaftlicher wie in politischer Richtung.

Die höchste irdische Spitze im Lehnssystem nahm der deutsche König ein. Doch neben, ja über ihm stand der Papst, der Statthalter Christi auf Erden. Führt jener das weltliche Schwert, so dieser das geistliche.

Die deutsche Kolonie Livland hat diesen Zwiespalt von ihrer Gründung an in sich getragen. Gegründet von Geistlichen, galt sie sowohl

als Eigentum der Kirche wie als Bestandteil des deutsch-römischen Reiches. Sie wird schon beim Chronisten Heinrich als die terra beatae virginis Mariae, als die terra matris bezeichnet, und eine Bulle Gregors IX. (1237) stellt das Eigentumsrecht des Papstes an Livland fest; zugleich aber läßt sich Albert 1207 von König Philipp von Staufen und 1225 von König Heinrich mit Livland belehnen. In demselben Jahre wurden vom Könige die Bistümer Riga, Dorpat und Ösel zu Reichsmarken, die Bischöfe zu Reichsfürsten erhoben. Es lag in dem Niedergange der Kaisermacht im 13. Jahrhundert begründet, daß praktisch die Zugehörigkeit zum Reiche nicht gespürt wurde, wenigstens eine Betätigung der Reichshoheit auf politischem Gebiete nur in geringem Grade stattfand. Weit ausgeprägter war die Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhle, zumal alle Landesherren, auch der Orden — den König von Dänemark als Herzog von Estland ausgenommen — Geistliche waren. Erst mit dem Niedergange der Papstgewalt, vor allem seit der avignonischen Kirchenspaltung, schwächte sich auch dieses Abhängigkeitsverhältnis ab und Hand in Hand damit ging ein Aufsteigen der Landesgewalten selbst.

Aus obigen Darlegungen erhellt, daß die Kolonie Livland kein einheitliches Staatswesen darstellte, sondern eine auf dem Lehnssystem und auf der geistlichen Unterordnung beruhende Art von Bundesstaat, in dem der Bischof (seit 1254 Erzbischof) von Riga über den Orden und die Stadt Riga gewisse landesherrliche Rechte ausübte, während ihm über die Bistümer Metropolitanrechte zustanden. Keime zu unausgleichbaren Gegensätzen waren damit gegeben, und „nur die gemeinsamen Interessen der äußeren Politik: der Kampf gegen das Heidentum und die Abwehr der Landesfeinde, bildeten den Kitt, der die livländischen Staaten zusammenhielt".

Früh schon begann sich in den einzelnen livländischen Territorien die Landeshoheit auszubilden, energischer als im Mutterlande, da einerseits in Livland die königliche Gewalt als hemmendes Moment in Fortfall kam, und „anderseits die Macht der Tatsachen: der fortgesetzte Kriegszustand, das schneller pulsierende öffentliche und private Leben, theoretische Bedenken nicht aufkommen ließ". Hierzu kam noch, daß die livländischen Bistümer Markgrafschaften waren, in denen die Landesherren die höchste Gerichtsgewalt und den Heerbann ausübten, wozu sich bei den Bischöfen endlich noch die bedeutsame höchste geistliche Gewalt gesellte. Aber auch an zentrifugalen Tendenzen innerhalb der

einzelnen Territorien hat es von Beginn an nicht gefehlt: sie haben schließlich die Oberhand gewonnen und die Entwickelung landständischer Elemente auf Kosten der landesherrlichen zuwege gebracht. „Der dauernde Belagerungszustand, in dem sich das Land sozusagen befand, die weite Entfernung vom Mutterlande und die damit verbundene Seltenheit deutscher Elemente, sowie das vollständige Fehlen deutscher Bauern, ferner das große Gewicht, das physische Kraft, Tapferkeit und Energie der einzelnen Persönlichkeit verliehen, das Gefühl der kulturellen Überlegenheit gegenüber den Eingeborenen und der dadurch gesteigerte Rassehochmut mußten einen individualistisch angelegten, hochfahrenden, trotzigen Sinn erzeugen, der sich schlecht dazu eignete, fügsames Material für die landesherrlichen Zwecke zu liefern. Nehmen wir dazu die Liebe zur Unabhängigkeit und die Zähigkeit, die der niederdeutschen Rasse ohnehin eignen, so wird es uns klar, daß die deutschen Stände Livlands ebensosehr zur Dezentralisation neigen mußten, als die Landesherren zur Zentralisation, und daß der Dualismus des älteren Territorialstaates, der dadurch entsteht, daß dieser sich aus zwei Rechtssubjekten, dem Landesherrn und dem Lande, zusammensetzt, in Livland besonders scharf hervortreten mußte."

So hat in prägnanter Weise ein neuer Forscher[1]) das mittelalterliche Livland charakterisiert. Die eingehende Darstellung wird das im einzelnen erweisen.

* * *

Beginnen wir mit dem Schwertbrüderorden (Fratres militiae Christi). Er war von Albert 1202 ins Leben gerufen, vom Papste Innozenz III. 1203 bestätigt worden. Genau präzisiert hatte man dabei die Hoheit des Bischofs von Riga nicht, und schon das bedeutete eine Quelle von Mißhelligkeiten, die zu schließen das ganze Mittelalter hindurch nicht gelungen ist. Dem Papste war das nicht unlieb, bot sich ihm doch dadurch Gelegenheit zu direktem Eingreifen und zu immer erneuter Betonung seiner Hoheit. Die Regel, die Albert dem Orden gab, war den Satzungen der Templer entnommen, doch dürfte bei der kurzen Zeit des Bestehens des Ordens so manche Einrichtung gar nicht zur Ausbildung gelangt oder aber abgeändert worden sein. Bestimmt waren für den Eintretenden die Verpflichtung auf die Gelübde der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams und des Kampfes gegen die Un-

1) A. v. Transehe: Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland. Riga 1903.

gläubigen. Ob eine Prüfungszeit, wie bei dem Templerorden, der endgültigen Aufnahme voranging, ist zweifelhaft, wohl aber mußte der Aufnahme — diese geschah durch Umlegung des weißen Mantels, auf dessen linker Brustseite ein rotes Kreuz und darunter ein gleichfarbiges Schwert mit nach abwärts gerichteter Spitze geheftet war —, die Erlangung der Ritterwürde vorausgehen, da ein Ordensbruder nicht den Ritterschlag erhalten durfte. Unter den Brüdern nahmen die Ritter die erste Stelle ein. Eidlich mußten sie bei der Aufnahme ihre eheliche Geburt versichern. Wahrscheinlich wurde auch ritterbürtige Abstammung verlangt, doch haben sich die Glieder der bekannteren Rittergeschlechter vom Eintritt ferngehalten, selbst die beiden Meister gehören unbekannten Familien an. So viel wir wissen, scheint ein wilder, unbändiger Sinn, Übermut und Gewalttat die Ritter ausgezeichnet zu haben. Neben ihnen bildeten die Priesterbrüder den zweiten Rang, sie waren die Beichtiger und Geistlichen des Ordens und lagen der Krankenpflege ob. Ritterbürtige Abkunft war bei ihnen jedenfalls nicht nötig, während sie bei der dritten Gruppe, den dienenden Brüdern, ausgeschlossen war. Diese zerfielen wohl, wie bei den Templern, in Wappner oder Knappen und die weniger angesehenen Brüder Handwerker, die sich aus Köchen, Schmieden, Bäckern u. a. zusammensetzten. Einen ganz eigenartigen Teil des Ordens bildeten die „Mitbrüder", die kein Gelübde leisteten, wohl aber der Wohltaten des Ordens, besonders der geistlichen, sehr hochgehaltenen, teilhaftig wurden. Zu dieser Gruppe konnten auch Verheiratete gehören. Zugunsten der Bürger der Stadt Riga wurde später festgesetzt (1226), daß ein jeder von ihnen Aufnahme in den Orden finden könne, wie andererseits die Ordensbrüder als veri cives Rigenses betrachtet werden sollten.

Das Haupt des Ordens war der Meister, der in Riga residierte. Ihm waren alle zu Gehorsam verpflichtet, er führte das Heer im Kriege und leitete im Frieden, nur an ein beratendes Votum eines in wichtigen Fällen zusammenberufenen Generalkapitels gebunden, die Geschäfte des Ordens. Neben dem Meister kommen ein Präzeptor, der bei Erledigung des Meistertums in Wirksamkeit trat, ein Schatzmeister oder Tresler und Drapier, dem die Kleidung und Rüstung oblag, vor. Den Provinzialmeistern der Templer entsprachen die Meister in Wenden und Segewold, die auch Komture hießen. Später gab es neben dem Meister noch folgende Komture oder Befehlshaber der Hauptburgen: die von Reval, Fellin, Wenden, Segewold und Asche-

raden, während auf den kleineren Schlössern Pfleger befehligten und in Harrien, Jerwen, Saccala und Ösel Steuerbeamte des Ordens als advocati oder Vögte amtierten. Die im Schlosse oder „Hause" wohnenden Brüder bildeten einen Konvent, ihre Versammlung hieß Kapitel.

Die ersten Spuren beginnender Selbständigkeitsbestrebungen lassen sich früh nachweisen. Schon nach den Unterwerfungen des ersten Jahrzehntes, 1210, verlangte der Ordensmeister Wenno ein Drittel alles eroberten und noch zu erobernden Landes, und drang mit dem ersten Teile der Forderung durch. Ihm wurde das Land südlich der unteren und mittleren Livländer Aa zuteil, wo die Burgen Wenden und Segewold emporwuchsen, denen Ascheraden im Dünatale folgte, während Albert Segewold gegenüber 1213 Fredeland (Treyden) erbaute. Doch die friedliche Auseinandersetzung war von nur kurzer Dauer, ein entsetzliches Ereignis, die Ermordung des Meisters Wenno im Schlosse zu Riga durch einen wahnsinnigen oder jähzornigen Ordensbruder, erschütterte das Land und machte der pietätvollen Unterordnung, zu der sich der erste Meister im Grunde verstanden hatte, ein Ende. Sein Nachfolger, Volquin, war weit aggressiver. Charakteristisch ist, daß er 1213 das Drittel der Stadt Riga, ihrer Kirchen, des Zehnten, der Vogteigefälle, der Münze und Fischerei, wenngleich vergeblich, zu fordern sich erkühnte. Auch Bischof Albert spürte den Trotz des Ordens und entschloß sich, die mancherlei Differenzen einer höheren Instanz vorzulegen. Es ist bezeichnend, daß diese der Papst war und nicht der deutsche König. Otto von Braunschweig, der Nachfolger des ermordeten Staufers Philipp von Schwaben, war aber noch nicht überall anerkannt, so daß beide Parteien, Albert und Volquin, 1210 in Rom erschienen und Innozenz III. um Entscheidung angingen. Am 20. Oktober 1210 erging sie in einer bedeutungsvollen Bulle, die, wie man wohl zutreffend gemeint hat, den Grund zu einem Kirchenstaate im äußersten Nordosten germanischer Christenheit legen sollte. Eingangs zerstörte die Bulle die Ansprüche Bremens auf die junge livländische Pflanzung. Ausdrücklich wurde Albert die Befugnis erteilt, „in überseeischen Landen, welche Gott durch die livländische Kirche dem christlichen Glauben unterwerfen würde, gleichwie ein Erzbischof, Bischöfe zu wählen und zu weihen". Daß damit aber keineswegs die Zuteilung politischer Superiorität an Albert verknüpft sein sollte, erhellt aus den weiteren Punkten. Nachdem nämlich der Papst dem Orden das eine Drittel vom Liven- und Lettenlande bestätigt hatte, verfügte er,

daß der Orden dem Bischof „keinerlei weltliche Dienste dafür zu leisten habe, außer daß die Brüder die Verteidigung der Kirche und der Provinz gegen die Heiden für ewige Zeiten zu übernehmen haben und ihr jedesmaliger Meister dem Bischof von Riga die Obödienz, den geistlichen Gehorsam, geloben wird. ... Von den Ländern aber, die mit Gottes Hilfe außerhalb Livlands oder Lettlands noch erworben werden, sollen sie dem Bischof von Riga keinerlei Rechenschaft schuldig sein. Sie haben sich mit den dort einzusetzenden Bischöfen in billiger Weise zu vergleichen oder aber einzuhalten, was der Apostolische Stuhl darüber anzuordnen für geboten erachten wird". Also ging der Orden als Sieger aus dem Streite hervor. Er zögerte nicht, durch eine Bestätigung der Bulle seitens Kaiser Ottos IV. seine Stellung weiter bekräftigen zu lassen. Der Gang der Ereignisse trug das Seinige dazu bei, das Aufsteigen des Ordens zu fördern. Sowohl in Bremen wie in Dänemark zeigte sich das Bestreben, Albert zu schädigen, und die Fortschritte des Ordens im estnischen Livland hoben dessen Selbstgefühl. Nach der Eroberung Saccalas und Ugauniens (nach 1211) erhob der Meister sogar Ansprüche auf einen eigenen Bischof in dem Gebiete. Das gab Anlaß zu neuen Wirrnissen. Als der Orden in treuloser Realpolitik, wie oben erzählt wurde, mit den Dänen Verständigung suchte und Saccala und Ugaunien von Waldemar zu Lehen nahm, als Albert ferner auch in Riga, dessen Bewohner sich ihrer Kraft bewußt zu werden begannen, Opposition erwuchs, erbat der Bischof, um einer weiteren Zerrüttung vorzubeugen, 1225 abermals die päpstliche Intervention, worauf Papst Honorius III. den Bischof Wilhelm von Modena als Legaten ins Land sandte, eine der bedeutendsten Gestalten der älteren livländischen Geschichte. Seine unbeugsame Energie und seinen ungewöhnlichen Takt hatte er bei der Behandlung der norditalienischen Ketzer bewiesen, als er auf des Papstes Geheiß das ferne Livland aufsuchte und hier fast ein Jahr hindurch seines Amtes waltete. „Mit Milde und Güte, mit Überreden und Abraten wäre unter den wetterharten, kampferprobten Männern, die wohl mit dem Schwerte dreinzuhauen, nicht aber mit der Feder umzugehen wußten, nichts auszurichten gewesen." Doch nicht sowohl seine unbeugsame Willenskraft, die er an den Tag legte, ist es, die unsere Bewunderung erweckt, vielmehr die überlegene und besonnene Art, in der er, ohne seines hohen Mandatars Intensionen außer acht zu lassen, die Interessen der Kolonie, die er bald lieb gewann, zu

fördern suchte. Das Landvolk, das über Bedrückungen des Ordens klagte, fand bei ihm Schutz; den Liven, Letten und Esten rät er zum Frieden und ermahnte die Deutschen, abzulassen von Joch und Unterdrückung. Seine Hauptaufgabe jedoch bildete die Beilegung der Händel, in die Albert seit Jahren mit dem aufstrebenden Riga verwickelt war. Auf sie muß hier näher eingegangen werden.

Als Albert den Kaufleuten, die sich am Markte an der Righe dauernd niederzulassen gedachten, Wohnplätze zum Häuserbau zu Eigentum übergab, verlieh er ihnen ein besonderes Recht nach dem Muster des Rechtes der deutschen Stadtgemeinde in Wisby, also ein für den Marktverkehr besonders geeignetes Recht. Eine Stadt im eigentlichen Sinne, d. h. ein Gemeinwesen mit eigener Verfassung wurde Riga dadurch noch nicht, gehörte doch dem Bischof aller Grund und Boden, soweit er nicht an Bürger vergeben worden war, und gab es doch noch keine Gesetze darüber, wer Bürger wäre — vielmehr galt ein jeder, er mochte frei oder unfrei, Deutscher oder Undeutscher sein, der am Markte Handel trieb, dafür. Der Bischof allein war Herr der Stadt und der Mark, in der er Rodung und Nutzung einem jeden gestatten konnte; in seinem Namen übte ein von ihm ernannter Vogt (advocatus) die Polizei über Straßen und Markt, sprach Recht über die Bürger und richtete „an Haut und Haar, an Hals und Hand", wenn auch schon früh zwei Bürger ihm als Seniores zur Seite saßen, und trieb die Gerichtsgefälle und den Häuserzins ein. Nur wenn es in den Krieg ging, war er nicht der Führer; einen solchen wählten sich die Bürger vielmehr selbst. Sie bildeten — wohl ursprünglich zu solcher Gelegenheit — eine Genossenschaft oder Schutzgilde, wie das das Mittelalter heischte, die Bruderschaft des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, die wahrscheinlich auf dänische Vorbilder zurückgeht. Die Einsicht, daß man gemeinsamer Gefahr geeint besser begegnen könne, sowie die Möglichkeit in korporativer Form der Not des einzelnen gründlicher abzuhelfen, die kirchlichen Bedürfnisse vollkommener befriedigen zu können, haben mit dem Motive der Förderung des Handels und der Hebung des Marktes zur Festigung der Gilde das Ihrige beigetragen, aus der später — wir wissen den Zeitpunkt nicht genau anzugeben — die beiden Gilden von Münster und Soest, die Große und Kleine Gilde, hervorgegangen sind, die neben dem Rate die Faktoren städtischer Verwaltung und Regierung bildeten. Neben der Gilde der Bürger gab es auch Gilden der auswärtigen, nur vorübergehend

am Orte anwesenden Kaufleute, die gewiß den in Wisby und Nowgorod, Bergen und London bestehenden ähnlich waren, sich jedoch nicht, wie dort, zu einer Gesamtgilde (Gilda communis) vereinigen durften.

Für die Entwickelung des neuen Gemeinwesens wurde dann die Unterwerfung Bischof Alberts unter Dänemark von einschneidender Bedeutung. Als, wie an früherer Stelle erzählt worden ist, der dänische Ritter Gottschalk im Sommer 1221 in Riga eintraf, um namens des Königs die Vogtei auszuüben, flammte in der Bürgerschaft so energischer Widerstand auf, daß jener die Stadt verlassen mußte. Ein Schritt von schwerwiegendsten Folgen! Kühner als Albert, der kleinmütig verzagt hatte, war Riga der drohenden Fremdherrschaft entgegengetreten. Die Rigischen schlossen mit den Letten und Liven in Treyden eine Eidgenossenschaft, um der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Dazu kam es allerdings nicht, wohl aber hat sich in diesen Konflikten die junge Stadt vom Bischof emanzipiert und ihre eigene Verfassung begründet. Albert hatte seine Vogteirechte an Dänemark übertragen, Riga die dänische Herrschaft abgelehnt und den ungebetenen Gast wider seinen Willen heimgesandt. Die erledigte Vogtei ging damit in die Hände der Bürgerschaft über. Selbst wählte die Stadt von nun an ihren Stadtrichter, sprach selbständig Recht auf Markt und Straßen und ließ die Gerichtsgefälle in ihre eigene Kasse fließen. Den Rahmen aber für die also selbständig gewordene Stadtgemeinde bot die Bürgergilde der Handwerker und Kaufleute, ihre Versammlung erweiterte sich jetzt zur eigentlichen Bürgerversammlung, und ihre Vorsteher (seniores) bildeten von nun an den Rat der Stadt. Dieser, die Bürgerversammlung und der von ihnen gewählte Stadtrichter, sind die drei Organe der rigischen Bürgerschaft, die auch das alte Siegel der Kaufmannsgilde zu dem ihrigen machte. Also entstand im Gegensatze zu Bischof Alberts dänischer Politik, als Ausdruck echten deutschen Sinnes, 1221 die eigene Verfassung Rigas.

Den Trotz der Städter zu brechen gelang dem Bischof nicht. Zwar fand er bei dem Reichsverweser Engelbert von Köln, der ganz im Sinne Friedrichs II. eine städtefeindliche Politik vertrat und dabei der dänischen Herrschaft über die Ostsee nicht ungünstig gesinnt war, wohlwollende Berücksichtigung und Papst Honorius III., der Freund der Dänen, unterstützte ihn gleichfalls, doch die Gefangennahme König Waldemars durch Heinrich von Schwerin führte zu einem gänzlichen Umschwunge, den ein so scharfer Realpolitiker wie Albert natürlich nicht

verkannte. Allmählich begann er deshalb sich von Dänemark abzuwenden. Bei Honorius fand er dabei insofern ein williges Ohr, als dieser ihm gegen die Prätensionen des dänischen Primas, des Erzbischofs von Lund, zu Hilfe kam und ihm die Superiorität über die Bischöfe von Leal und Selonien zugestand. Ebenso lehnte Kaiser Friedrich II. die weltlichen Ansprüche Dänemarks ab und erklärte, daß alles Land zwischen der Weichsel und dem finnischen Meerbusen von weltlicher Fürsten Hoheit befreit sein und nur der römischen Kirche und dem römischen Reiche unmittelbar unterstehen solle. Auf das Verhältnis zu Riga blieb die Wandelung der Beziehungen zu Dänemark, die 1224 im Sommer zu einer offenen Absage führte, schließlich ohne Einfluß. Riga, das sich im Herbste 1222 bei dem Estenkriege, als der Orden sich zu schwach erwies, um Esten und Russen zurückzuwerfen, militärisch hervorgetan und im Verein mit dem gemeinen deutschen Kaufmann den Orden entsetzt und das Land gesäubert hatte, war zu stark geworden, um sich gutwillig dem Bischof zuliebe seiner städtischen Freiheit zu begeben, mochte jener auch noch so sehr betonen, daß die Vogtei, seit er selbst die dänischen Ansprüche als unberechtigte zurückgewiesen, wieder an ihn zurückgefallen und der Status quo ante hergestellt sei. Es erforderte nicht geringe Kunst, einen Ausgleich der tiefgehenden Differenzen herbeizuführen. Wilhelm von Modena ist das gelungen: in einer Reihe von Vereinbarungen hat er in den Jahren 1225/26 das Fundament zu einer friedlichen Gestaltung der Verhältnisse in Livland gelegt. Im Dezember 1225 vermittelte er einen Vertrag zwischen Albert und der Stadt. Jener gewann in kirchlicher Hinsicht, da seine Regierungsgewalt in dieser Beziehung keiner Beschränkung unterworfen wurde. Von einer Leistung an Bischof und Kirche freilich, wie etwa dem Zehnten, blieben die rigischen Bürger nach wie vor befreit. Vor allem aber gingen sie als Sieger hinsichtlich der kommunalen Autonomie hervor. „Die Grundherrschaft über die Stadt und die Stadtmark, die Gerichtsbarkeit daselbst, die Aufsicht über Handel und Verkehr, die Verwaltung von Münze, Maß und Gewicht, das Recht, Verträge zu schließen, die Bestimmung über Krieg und Frieden sowie überhaupt die Regelung der auswärtigen Angelegenheiten blieben der Stadt so erhalten, wie sie von ihr seit 1221 ausgeübt worden waren.“ Im allgemeinen wurde der Stadt das Ius Gotorum oder das Ius Teutonicorum commorantium in Gutlandia von neuem bestätigt, im einzelnen die Gerichtshoheit und Münzhoheit reguliert. Bei jener blieb dem Bischof zwar das Recht

der Investitur, der Verleihung des Gerichtsbannes an den von der Bürgerschaft präsentierten Advokatus, doch wollte das wenig sagen, da er die Investitur nicht verweigern durfte, bei diesen machte die Stadt das äußerliche Zugeständnis, auf die nach gotländischem Münzfuße geprägten städtischen Münzen das bischöfliche Signum, Kreuz und Bischofsstab gekreuzt, schlagen zu lassen. Wenn in der Folgezeit die Stadt den Nachfolger Alberts, Nikolaus, noch ausdrücklich um das Recht der Gesetzgebung anging, so geschah das wohl lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen, da Riga mit dem Plane umging, den Geistlichen den Erwerb von städtischen Immobilien zu untersagen und seine Kompetenz dazu ausdrücklich anerkannt wissen wollte.

Im April des folgenden Jahres (1226) regelte Wilhelm in einem zweiten Vertrage das Verhältnis zwischen Stadt und Orden. Letzterer erwarb als solcher die Bürgerschaft, verpflichtete sich in gleicher Weise wie jeder rigische Bürger zu den kommunalen Leistungen und zum Schutze der Stadt. Als hervorragendes Glied der Bürgerschaft erhielt er das Recht, durch zwei Delegierte an den Sitzungen des Rates teilzunehmen, ohne daß jedoch deren Anwesenheit für die Rechtsgültigkeit der Ratsbeschlüsse erforderlich war. Die abdelegierten Ordensbrüder waren eben nicht wirkliche Mitglieder des Rates. Daß jeder rigaische Bürger unter Aufrechterhaltung seiner städtischen Verpflichtungen Glied des Ordens werden konnte, ist schon früher erwähnt worden. Es ist gewiß zutreffend, wenn hervorgehoben wird, daß diese Bestimmungen eine bedenkliche Vermischung zwischen Bürgern und Ordensgliedern herbeiführen mußten, unter der wohl in erster Reihe die sittliche Zucht der letzteren Schaden nahm. Sie trieben Handel und Gewerbe und kümmerten sich wenig um die Ordensregel. Der Aprilvertrag bestimmte endlich noch das Verhältnis der Stadt und des Ordens zum Bischof in einer weltlichen Superiorität Alberts abträglichen Weise. Ausdrücklich wurde erklärt, daß beide ihm als ihrem Herrn und geistlichen Vater (tanquam domino et spirituali patri) und der rigischen Kirche als ihrer geistlichen Mutter (tanquam dominae et spirituali matri) treu und hold (boni et fideles) sein müßten, wobei mit diesen Worten keineswegs irgendein Lehnsverhältnis angedeutet, sondern nur die allgemeine Verpflichtung eines guten Verhältnisses zum geistlichen Oberherrn ausgedrückt wird. — Wie im ersten und wohl auch im zweiten Vertrage zog Riga auch aus dem Teilungstraktate vom April 1226 Vorteil, indem seine berechtigte Forderung anerkannt wurde, in Zukunft seinen

Anteil an dem mit seiner Beihilfe eroberten Lande zu erhalten. Urkundlich wurde verbrieft, daß alle zukünftigen Eroberungen zu gleichen Teilen und zu gleichem Rechte unter die Kriegführenden verteilt werden sollten, ohne Frage ein bedeutsames Zeugnis für die Stellung der rasch emporblühenden Stadt wie für den beginnenden Niedergang der bischöflichen Gewalt. Wurde doch Alberts bisher auf zwei Dritteile alles eroberten Landes bemessener Anspruch von nun an um die Hälfte zugunsten Rigas vermindert. (Siehe auch S. 86 ff.)

Die drei Verträge beendeten den langen Zwist — discordia nennt ihn Heinrich von Lettland — zugunsten der aufsässigen Stadt. Die Erinnerung an den Vergleich, der friedliche Zustände herbeiführte, blieb in ihr lebendig; auf ihm beruhte, wie noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von der Bürgerschaft betont worden ist, der Stadt Freiheit und Recht.

Es ist auf den ersten Blick auffällig, daß Wilhelm von Modena die Interessen Alberts so wenig wahrgenommen hat. Die Erklärung dafür dürfte in den Richtlinien der päpstlichen Politik in bezug auf Livland zu finden sein. Man wollte, wie schon früher gesagt worden ist, in Rom kein einheitliches, durch sich selbst starkes Livland, sondern eine für den Einfluß Roms weit vorteilhaftere Schwächung der einzelnen Gewalten, die sich also gegenseitig im Schach halten sollten. Für die Zukunft des Landes ist diese Politik kein Segen gewesen, wenn sich schließlich auch die historisch wirksamen Kräfte stärker erwiesen haben als die römischen Pläne.

Dieselben Ideen eines theokratischen Gemeinwesens an den Grenzen abendländischer Kultur treten, und zwar noch weit ausgeprägter bei der Tätigkeit Wilhelms von Modena, im Norden des Landes, in Estland, zutage. Er schuf hier einen estländischen Kirchenstaat, indem er bestimmte, daß die Wiek, Harrien, Wierland und Jerwen keiner der streitenden Parteien untertan und, direkt unter dem Schutze des Papstes stehend, von ihm, dem Legaten, zu verwalten wären. Den Dänen blieb nur Burg und Gebiet von Reval. Doch das seltsame Gebilde stürzte zusammen, sobald Wilhelm im Juli 1226 nach Gotland abreiste. Die Vasallen Bischof Hermanns brachen, unbekümmert um Bannstrahl und Proteste des von Wilhelm eingesetzten Administrators, des Kaplans Johannes, in Wierland ein, das nebst Jerwen und der Wiek den Deutschen zufiel, während Harrien den Dänen zurückgegeben wurde. Freilich nur für kurze Zeit. Die abermalige Katastrophe, die über den

König Waldemar hereinbrach, als er 1127 auf der Heide von Bornhövede von seinen niedersächsischen Gegnern völlig aufs Haupt geschlagen wurde, raubte den Dänen auch den Rest ihres Kolonialbesitzes in Estland. Der Orden erschien vor Reval und zwang sie zum Abzuge. Ihr Gebiet nahm er in Besitz, nur die Wiek und die Insel Ösel erhielt Albert, der aus ihnen das neue Bistum Ösel-Wiek bildete.

Das Aufsteigen von Orden und Stadt hat Albert schmerzlich empfunden. Vergebens hat er versucht, seine eigene geschwächte Machtstellung durch den Glanz des erzbischöflichen Titels zu erhöhen, er fand bei Honorius III., als er im Herbste 1225 darum bat, kein Gehör. Glücklicher war er mit seinen Bemühungen bei König Heinrich, dem jungen Sohne Kaiser Friedrichs II., an dessen Hoflager er seinen Bruder Hermann gesandt hatte. Heinrich belehnte (1225) Albert aufs neue mit dem Bistum Riga und erhob, wie wir in der Einleitung des Kapitels schon erwähnt haben, die geistlichen Territorien mit Einschluß des Ordenslandes, also ganz Livland, zur Mark des Reiches; das war zugleich eine neue Bestätigung der Reichsfürstenwürde, die Albert schon vor Jahren von König Philipp zuteil geworden war. Doch auch der Orden wußte sich seinen Besitz in Estland durch einen königlichen Akt zu sichern. Im Jahre 1228 erteilte ihm Heinrich „aus königlicher Machtvollkommenheit und Gnade, zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil" eine feierliche Bestätigungsurkunde für Estland, d. h. Jerwen.

Wenige Monate darauf ist Albert gestorben. Sein Tod gab das Zeichen zu einer erneuten päpstlichen Intervention. Während das rigische Domkapitel den Prämonstratenserdomherrn zu St. Marien in Magdeburg, Nikolaus, einen tüchtigen Mann, zum Nachfolger wählte, glaubte Bremen sich mit seinen Herrschaftsansprüchen abermals auf den Plan wagen zu können und bestimmte den Domherrn Albert Suerbeer zum Bischof von Riga. Papst Gregor IX. sandte zur Entscheidung den Kardinal Otto nach Livland, der seinerseits die Regelung der komplizierten Frage seinem Beichtvater Balduin, einem fanatischen Mönche des flandrischen Klosters Alna, übertrug, einem rigorosen Vertreter jener von uns bereits charakterisierten päpstlichen Politik. Mit Mißtrauen empfangen, suchte er überall für die Herrschaftspläne der Kurie, allerdings ohne die Ruhe Wilhelms und daher schließlich mit noch größerem Fiasko, zu wirken. Im Herbste 1230 stieg er in Riga ans Land. Sofort warf er sein Auge auf Kurland und die estnischen Gebiete, aber überall stieß er auf Widerstand. Der Bischof Nikolaus zwar

hielt sich so lange zurück, bis ihn der Kardinal Otto, mit Zurückweisung des bremischen Kandidaten, als Bischof bestätigt hatte. Um so eifriger aber zeigte sich Riga, das sich aufs äußerste bedroht sah. In den Jahren 1226—1230 hatten die Rigischen tätigen Anteil an den Kämpfen gegen die Eingeborenen genommen und in Ösel, Semgallen und Kurland Besitz erworben. In Kurland waren ihm um 1000 Haken auf dem linken unteren Windauufer, in Semgallen ein gleich großes Stück Land zugefallen, auf Ösel nahm es teil am gemeinsamen Besitze. Außer diesen Gebieten, in denen Riga unabhängig gleich einem Landesherrn gebot, belehnte Bischof Nikolaus 1231 die Stadt mit dem ihm in Kurland, Semgallen und Ösel zugefallenen Drittel, dessen kurländische Landesteile den rigischen gegenüberlagen. Riga seinerseits hatte von dem ihm zugefallenen Drittel das semgallische und die Hälfte des kurischen der Gilde der auswärtigen Kaufleute in Riga als Lehen übertragen. Vergeblich versuchte Balduin von Alna, ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse, das Land dem direkten Gebot des Papstes zu unterstellen, indem er sich von den Kuren an der Windau und Abau Unterwerfung geloben und Geiseln stellen ließ. Als er aber mit ihnen nach Riga kam, zwang ihn ein Schiedsspruch zu ihrer Herausgabe. Als er auch in Estland nichts auszurichten vermochte, wo der Orden ihm in den Weg trat und zweihundert gotländische Kaufleute mit Gütern in Jerwen belehnte, um sie an sein Interesse zu ketten, verließ der Mönch zornig Livland, um dem Papste seinen Mißerfolg zu melden. Aber Gregor IX. war nicht der Mann, um sogleich einzulenken. Indem er Balduin zum Bischof von Kurland erhob, unbekümmert darum, daß ein von Albert ernannter Bischof Lambert noch lebte, und ihn zum Legaten über Gotland, Finnland, Estland, Kurland und Semgallen ernannte, gab er ihm die weitreichendsten Vollmachten zu einer zweiten Mission: kaiserliche Gnadenbriefe, Entscheidungen Wilhelms von Modena, ja selbst frühere päpstliche Erlasse umzuwerfen, zu ändern, zu vernichten, wurde er ermächtigt, Bann und Exkommunikation wurden ihm anheimgegeben. „Der Norden und der Süden sollten dem Papste ganz in die Hand fallen, das Land in der Mitte unter Vormundschaft gestellt werden und über dem Ganzen sollte der Mönch von Alna gebieten wie ein König.“ Doch allzu scharf macht schartig! Zwar sahen sich Bischof Nikolaus und Riga, als er 1232 zurückkehrte, und auf eine Bestimmung des Teilungsvertrages von 1226 fußend, Land zur Dotation seines kurischen Bistums verlangte, genötigt, ihm in Kurland entgegen-

zukommen. Doch der Starrsinn des Legaten und die Opposition des Bischofs Nikolaus führten rasch zum Verluste des kaum Gewonnenen. Noch schlimmer erging es ihm in Estland. Der Meister des Ordens zeigte sich anfänglich zu Konzessionen geneigt, aber Balduin war mit der Abtretung Jerwens nicht zufrieden, sondern verlangte auch Reval. Da brach der Sturm los. Die Ordensbrüder, erbittert über die Nachgiebigkeit des Meisters Volquin, bemächtigten sich seiner Person und kerkerten ihn drei Monate lang ein. Unterdessen brachten sie den Dom von Reval in ihre Hände, erschlugen die widerstrebenden Vasallen und verheerten die Umgegend. „Gegen hundert Vasallen sollen bei dieser Gelegenheit umgekommen sein, selbst im geweihten Inneren des Gotteshauses floß das Blut; die Brüder türmten die Leichen zu einer Pyramide auf, deren Spitze die aufrechtstehende Leiche des Führers der Vasallen bildete. Zweihundert andere Vasallen wurden gefangen genommen und erst später gegen hohes Lösegeld freigegeben, zweihundert Streitrosse, zweihundertfünfzig Pferde, vierhundert Rüstungen, dazu Kaufmannsgut und die Habe der Revaler Bürger fielen den Siegern zur Beute. ... Man schätzte den Gesamtschaden auf die ungeheure Summe von 15000 Mark.“ Vergeblich setzte Balduin sich zur Gegenwehr, vergeblich sprach er über den Orden den Bann aus. Die Brüder antworteten mit neuen Racheakten. Eine unerhörte Zerrüttung drohte einzureißen, die Keime, die Alberts Hand dem Boden anvertraut, schienen in Gefahr, zugrunde zu gehen. Das erkannte schließlich auch Gregor IX. Er rief Balduin vom Schauplatz seiner unseligen Tätigkeit ab und beauftragte noch einmal Wilhelm von Modena mit der Lösung der verwirrten Fragen. Bevor dieser aber noch seines Amtes walten konnte, erwirkte Balduin noch die Zitation des Bischofs, des Ordens und der Stadt Riga vor das päpstliche Forum nach Rom, um sich hier gegen die erhobenen Anklagen zu verteidigen. Gleichzeitig begann Waldemar von Dänemark sich zu regen und den Hafen von Lübeck für die Livlandfahrer zu blockieren. Doch Wilhelm von Modena wandte das Ärgste ab. Daß freilich im Norden des Landes der dänische Einfluß durch die Hilfe Gregors IX. zu überwiegen begann, vermochte er nicht zu hindern: er selbst lieferte Reval im Namen des Papstes Waldemar aus und der Erzbischof von Lund erhielt die geistliche Oberhoheit darüber und über Wierland. Dann regelte Wilhelm die Dotation des neu gegründeten Bistums Ösel: der Orden, die Stadt und der Bischof Nikolaus mußten dafür je die Hälfte ihrer Be-

sitzungen opfern. Riga hat die ihm hier noch verbleibenden Landgebiete wohl durch das 13. Jahrhundert behauptet und sie erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts in den späteren Kämpfen gegen den Orden verloren.

Die unheimlichen Aktionen Balduins und der Argwohn vor Dänemark riefen besonders im Schwertbrüderorden Besorgnis für eine günstige Gestaltung der Zukunft hervor und legten den längst gehegten Gedanken wieder nahe, fremde Hilfe zu gewinnen. Diese schien sich am ehesten zu bieten, wenn sich eine Vereinigung mit dem mächtigeren Deutschen Orden herbeiführen ließ, der seit Ende 1229 oder Anfang 1230 ins benachbarte Preußenland gekommen war. Man hat wohl gemeint, daß dem livländischen Orden eine Verschmelzung deswegen so verlockend erschienen wäre, weil er in Abhängigkeit vom Bischof stand und eine Vereinigung die Abschüttelung einer lästigen Fessel nach sich gezogen hätte. Das ist nicht richtig. Erstens war die Superiorität des Bischofs von Riga von Beginn an eine sehr unbestimmte, und zweitens griff in Preußen selbst erst durch die Bulle vom 3. August 1234 der charakterisierte Zustand Platz, als Gregor IX. feierlich von Preußen Besitz ergriff, dieses zum Eigentum des Apostels Petrus erklärte und es dem Orden zu Lehen gab. Erst von diesem Augenblicke an konnte diese Sachlage den Livländern verlockend erscheinen, die Versuche, mit den Rittern in Preußen eine Vereinigung zu erzielen, sind aber schon früheren Datums. Doch sie hatten keinen Erfolg. Dem Hochmeister, dem großen Hermann von Salza, mochte es bedenklich erscheinen, ein Verhältnis einzugehen, wie es die Livländer an Albert band, da er bereits an der Abschüttelung der schwachen bischöflichen Obergewalt in Preußen arbeitete. Vor allem aber trug er wohl Bedenken, den Orden, der sich eben erst in Preußen einzurichten begann, in ein Unternehmen zu drängen, das ihn leicht in einen Konflikt mit Dänemark bringen konnte. Jetzt, im Jahre 1235, knüpften die Livländer von neuem an, aber die von Hermann von Salza darauf ins Land entsandte Abordnung, die sich die livländischen Verhältnisse ansehen sollte, berichtete nach einjähriger Visitation sehr ungünstig. Sie schilderte in grellen Farben das zügellose Leben der Ritter, ihre Auflehnung gegen den Meister, die harte Behandlung der Eingeborenen, die Beschäftigung mit Kaufgeschäften und die Aufnahme von Elementen schlimmster Art, „die schon in Sachsen wegen Verbrechen gebannt worden waren". Auch an Spaltungen fehlte es nicht:

schon 1228 hatte sich ein Bruder Bruno mit fünfzehn Ordensbrüdern abgesondert und hatte vom Herzog Konrad von Masowien das Dobryner Land zu Lehen erhalten. Doch der Mongoleneinfall fegte sie weg. Es kam noch ein Moment hinzu, das für die Verweigerung der Vereinigung sprach: die Forderung der Livländer, „daß man sie nicht aus ihrer Heimat in andere Ordenslande fortschicke, vielmehr ihnen Briefe hierüber und noch anderes ausstelle", worunter offenbar die Garantie für den Besitz von Estland gegenüber Dänemark gemeint war. Ohne den Hochmeister wollten die Deutschherren einen definitiven Entschluß nicht fassen und delegierten daher einige Ritter nach Italien zu Hermann von Salza ab. Dieser zeigte sich wider Erwarten williger als das Kapitel. Die Stellung in Preußen schien ihm eine Befestigung durch die Ausbreitung der Ordensherrschaft nach Osten, nach Samogitien und Kurland zu verlangen; nur die Behauptung der estländischen, von den Dänen umstrittenen Gebiete wies er von sich, da er durch den Besitz der Wiek und Ösels, sowie durch das Überwiegen des deutschen Elementes unter den dortigen Kolonisten trotz der dänischen Lehnsherrschaft vor einem Angriff der Dänen auf Livland sicher zu sein glauben mochte. Noch zögerte der Abgesandte des Schwertbrüderordens, das Zugeständnis zu machen, als ein zweiter Ritter, Gerlach Rothe, die Nachricht aus Livland brachte, daß am 22. September 1236 auf dem Felde von Saule der Schwertbrüderorden im Kampfe gegen die Heiden vernichtet worden sei. Die Existenz der Kolonie war jetzt gefährdet, wenn der Deutsche Orden nicht in die Bresche sprang. Gerhard Rothe eilte weiter zu Papst Gregor nach Viterbo, um die Aufnahme des Restes der livländischen Ritter zu betreiben, und nach langen Verhandlungen, bei denen sich der entgegenarbeitende Einfluß der dänischen Gesandten sehr bemerkbar machte, gelangte man ans Ziel (12. Mai 1237). Die Auslieferung Revals an Waldemar war der Preis, der gezahlt werden mußte. Noch schwerer fügte sich der Deutsche Orden in die Bestimmung der Bulle, daß er in Livland in dasselbe Verhältnis zum Bischof von Riga treten sollte, wie der Schwertbrüderorden; nur in Kurland, das nach seiner endgültigen Eroberung zu zwei Dritteln dem Orden zufiel, während ein Drittel der Bischof erhielt, galt der Orden als Landesherr, der Bischof als Untergebener. Aus Viterbo begaben sich Hermann von Salza und der Livländer Johann von Magdeburg zu Kaiser Friedrich II. und von hier nach Deutschland zu einem Generalkapitel, das in Marburg abgehalten wurde. „Kurze

Zeit darauf", erzählt ein Augenzeuge, „sandte mich der Meister zu (seinem Vertreter in Preußen) Bruder Ludwig von Öttingen und hieß ihn sechzig Brüder nehmen und sie nach Livland führen, an die Stelle derer, die erschlagen waren, und gebot, sie mit Kleidern und Kost zu versehen, und mit Roß und Harnisch versorgte der Meister sie selbst, und der Kaiser gab ihnen 500 Mark zu Hilfe."

Kein Geringerer als Hermann Balke, der preußische Landmeister, ein kluger und energischer Mann, wurde mit der Einführung der neuen Ordnung in Livland betraut, wo Wilhelm von Modena bereits wartete, um ihm zur Hand zu gehen. Aber nur mit Mühe gelang es, die Bulle von Viterbo zu verwirklichen. Es bedurfte neuer päpstlicher Befehle und einer dänischen Flottendemonstration vor Reval, um die Livländer gefügig zu machen. Am 7. Juni 1238 ward zu Stenby auf Seeland der Vertrag unterzeichnet, der auf länger als ein Jahrhundert die territorialen Verhältnisse Livlands regelte. Reval, Harrien und Wierland kamen an Dänemark, die Wiek wurde dem Bistum Ösel einverleibt, Jerwen erhielt der Orden. Als geistlicher Oberherr Estlands wurde auch für die Zukunft der Erzbischof von Lund bestimmt.

Nur mit äußerstem Widerstreben hatte man in Livland den durch den Stenbyer Traktat bestimmten Verzicht auf Estland hingenommen, gehörte doch das von deutschen Kolonisten besiedelte Land mit all seinen Interessen zu Livland und nicht zum fernen Dänemark. Diesen deutschen Charakter bewahrte sich das Land auch in dem Jahrhundert dänischen Regiments; er trug mit dazu bei, daß Deutsche und Dänen in kommenden Zeiten stets Schulter an Schulter standen. Schwer scheint man sich in den Kreisen des Ordens auch mit der strammen Herrschaft des aus Preußen gekommenen Landmeisters Hermann Balke abgefunden zu haben. Es gab ewige Mißhelligkeiten, bis ihm „die Brüder also sehr zuwider wurden, daß er aus dem Lande mußte fahren, und ließ er Bruder Dietrich von Gröningen allda an seiner Statt".

In jenen Tagen gewann die territoriale Gestaltung Livlands jenes Bild, das es im wesentlichen bis zum Untergange seiner Selbständigkeit behalten hat. Außer den drei großen Städten Riga, Reval und Dorpat besaßen der Bischof von Riga, dem spätestens 1254 durch Innozenz IV. der Titel eines Erzbischofs verliehen wurde, und der Orden der Deutschritter, der Brüder vom Deutschen Hause, wohl auch Marienritter genannt, die Hauptmacht. Der Orden hatte den Mittelpunkt seiner Herrschaft in den estnischen Gebieten des heutigen Livland und Südestland,

zu denen sich seit der Mitte des Jahrhunderts Kurland gesellte. Die Schlösser des Erzbischofs lagen teils an der Düna, so Kokenhusen, oder weiter aufwärts an der livländischen Aa, so Ronneburg; dies waren seine beiden Residenzen. Das Bistum Reval besaß keinen landesherrlichen Charakter, da es weder ein großes Territorium, noch Vasallen hatte. Es war vielmehr auf seine reichen Tafelgüter beschränkt, unter denen die Schlösser Fegefeuer und Borkholm zu nennen sind. Anders stand es mit den anderen drei hohen Prälaten, sie waren alle drei Landesherren und Fürsten des römisch-deutschen Reiches. Der Bischof von Dorpat, dessen Herrschaftsgebiet zwischen Wirzjärw und Peipus lag, hatte den Bischof von Ösel zum Nachbarn, dem die Wiek sowohl wie die Inseln Ösel, Dagden usw. unterstanden. Das Bistum Kurland, das durch den Orden besetzt und beeinflußt wurde, galt als das „geruhsambste" und umfaßte den Norden Kurlands. Der Bischof residierte in Tilten, das Domkapitel in Hasenpoth.

Die Kämpfe um den Besitz und die Erhaltung des Landes absorbierten, wie im vorhergehenden Kapitel erzählt worden ist, im 13. Jahrhundert die Kräfte der Deutschen völlig. Zwar zeigten sich die Anfänge der mannigfachen Sonderbestrebungen, die sich durch das livländische Mittelalter ziehen, bereits jetzt, aber zu einem Ausbruche kam es nicht. Unter dem Episkopat Nikolaus' (bis 1253) fehlte es an Streitigkeiten mit dem Orden nicht, die namentlich Kurland betrafen, doch glückte es Wilhelm von Modena, sie beizulegen, indem er dem Orden zwei Teile, der Kirche einen Teil zusprach, ein Schiedsspruch, den sowohl Innozenz IV. wie Kaiser Friedrich II. (1245) gut hießen. Doch neue Zwistigkeiten tauchten auf, als Innozenz IV., dem der Plan vorschwebte, alles dem Christentum gewonnene Land vom finnischen Meerbusen bis zur Weichsel einem Metropoliten zu unterstellen, den Primas der irischen Kirche, Albert Suerbeer, Erzbischof von Armagh, den einstigen Rivalen von Nikolaus, zum Legaten für den Osten erhob und ihn nach dessen Tode 1254 sogar zum Erzbischof von Riga machte. Albert Suerbeer (1253—1273) fehlte die ruhige Besonnenheit, mit der allein in Livland etwas auszurichten war. Ehrgeiz und Ungeschick waren bei ihm gleich groß, die Einsicht in die verwickelten Verhältnisse der Kolonie überaus gering. So kam es, daß er schon mit den Livländern in ärgerliche Händel verwickelt wurde, ehe er noch ihr Erzbischof geworden war und ein Schiedsspruch zu Lyon ihnen nur ein unvollkommenes Ziel setzte. Seine ganze Regierung blieb eine Kette von Uneinig-

keiten mit dem aufstrebenden Orden, die sich bis zur Bannung des Ordens und zu Verhandlungen des erzürnten Prälaten mit den Heiden steigerten. Einen vorübergehenden Erfolg errang Albert noch zu Beginn, indem er vom Meister Anno von Sangerhausen die erst verweigerte Leistung des Obödienzeides erlangte, aber fast will es scheinen, daß er damals zum letzten Male geschworen worden ist. Er wird nie mehr erwähnt und ist im 14. Jahrhundert sicher in Vergessenheit geraten. Die Macht des Ordens wurde dem Erzbischof und den kleineren geistlichen Landesfürsten immer unheimlicher. Sie wähnten sich wohl verloren, wenn sie nicht sichere Bundesgenossen erwürben, und hofften eine Stütze in der Stadt Riga zu finden, die bereits ein wesentlicher Faktor im Lande geworden war. Riga, das auch durch reiche Schenkungen von Land, die das Gebiet bis zum Babitsee, dem Quellgebiete der Misse, und bis zur Semgaller Aa umfaßten, mächtig geworden war, hatte natürlich ein Interesse daran, die Prälaten nicht zurückzuweisen, da der Sieg des Ordens nur zu leicht nicht nur ihrer städtischen Freiheit gefährlich werden konnte, sondern bei den merkantilen Bestrebungen der Ritter, von denen später eingehend die Rede sein wird, auch den städtischen Handel zu gefährden imstande war. Doch mit dem Beistande Rigas schien es Albert nicht getan. Das sicherste Gegengewicht mußte er finden — zum ersten, leider nicht zum letzten Male, taucht dieser Gedanke damals auf —, wenn es ihm glückte, eine bedeutende militärische Kraft des Auslandes zu dauerndem Schutz und Schirm des Erzstiftes zu gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkte rief er 1267 den jungen Grafen Gunzel von Schwerin, einen Sohn des Grafen Heinrich, der König Waldemar gefangen genommen hatte, ins Land, und dieser, ein tapferer Ritter und Freund der Musen, aber offenbar gänzlich unkundig der livländischen Dinge, folgte dem lockenden Anerbieten. Kaum war er da, so erhob ihn der Erzbischof unter Zustimmung des Kapitels „zum Verweser, Verteidiger, Berater des Erzstiftes mit allen Landen, Schlössern, Leuten, Vasallen, und zum Schirmherrn wider die Barbaren und jeden anderen feindlichen Andrang". Doch der Orden erkannte die Gefahr und eilte, ihr mit Energie zu begegnen. Meister Otto von Lutterberge wand dem Erzbischof die Waffe aus der Hand, ehe sie gefährlich werden konnte. Er ließ den Erzbischof und seinen Propst Johann von Fechten in der Michaelskapelle des erzbischöflichen Palastes in Riga aufgreifen und nach Wenden bringen. Dieses radikale Mittel half; Gunzel verließ das Land, und Albert kehrte,

vom Meister als „ehrwürdiger Herr und Vater" tituliert, nach Riga zurück. Die letzten Jahre Alberts sind dann in Frieden vergangen. Auch mit Riga, mit dem er Streit gehabt, kam es zu freundlicher Einigung. Als ein Zeichen dieser Wandlung dürfte ein Aktenstück angesehen werden, in dem Albert der Stadt, die wacker zur Ausbreitung des Namens des Herrn und der heiligen Jungfrau beigetragen habe, den Grundbesitz in Semgallen bestätigte. Riga gewann hierdurch das Land von der Ekaumündung die Semgaller Aa aufwärts bis Putilene jenseits der Semgaller Aa, sowie das Gebiet zwischen der Aa und Ekau und Misse bis zu den Grenzen des Herrn Johann von Dahlen. „Mit dieser Schenkung erreichte die Stadtmark ihre größte Ausdehnung und umfaßte einen Flächenraum von 656 Quadratwerst oder 746 Quadratkilometern [1])."

Ende 1272 oder Anfang 1273 ist Erzbischof Albert Suerbeer gestorben. Ein günstiges Geschick ersparte es ihm, zu erleben, daß des Ordens Ansprüche von keinem Geringeren als König Rudolf von Habsburg feierlich sanktioniert wurden, dessen staatsmännischer Sinn in dem Orden den Träger der deutschen Herrschaft in Preußen und Livland sah. Das während des Interregnums fast zerrissene Band zwischen dem Reich und der Kolonie wieder zu knüpfen, darin sah er seine nächste Aufgabe. Deshalb unterzeichnete er am 14. November 1273 zu Köln eine Urkunde, durch die er den Deutschen Orden mit allen seinen Besitzungen feierlich in seinen besonderen Schutz nahm. Und genau ein Jahr später stellte er eine neue Urkunde aus, laut der er, freilich mit Nichtachtung der formellen Rechtszustände im Lande, die Gerichtsbarkeit und Oberhoheit über Riga dem Orden zusprach. Hier tritt dieser Anspruch des Ordens zum ersten Male offen in die Welt, um nicht wieder zu verschwinden. Zwar wurde der Orden von der Verwirklichung dieses Anspruchs vorläufig durch die erbitterten Kämpfe mit den alten Landesbewohnern abgehalten, aber er erregte trotzdem in der Stadt einen derartigen Schrecken, daß sie Rückhalt bei dem mächtigen Hansabunde erstrebte und auch fand. Am 8. September 1282 erscheint Riga urkundlich bereits als Glied des Seebundes. Dieser Anschluß war weise, denn der Orden blieb seinen Zielen treu, getragen von der Gunst auch der Nachfolger Rudolfs, der Kaiser Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich, so daß der Rückgang der Ritterorden seit der Eroberung

1) C. Mettig, Geschichte der Stadt Riga.

Akkons durch die Muselmanen und der damit im Zusammenhange stehende Umschwung in der dem Orden sonst so günstigen Politik der Kurie den Brüdern vom Deutschen Hause verhältnismäßig geringen Schaden zufügte. So rüsteten sich die Parteien langsam zum Kampfe gegeneinander.

Wir haben schon zu Eingang des Kapitels betont, daß das mittelalterliche Livland ein auf dem Lehnssystem ruhendes Gemeinwesen war. Wenn nun auch im 13. Jahrhundert eine politische Zusammenfassung der Vasallen nur in Harrien-Wierland stattgefunden hat, im übrigen Livland aber einer späteren Epoche angehört, so haben die Vasallen doch schon im 13. Jahrhundert als Grundlage der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu gelten. Bei der Betrachtung des livländischen Lehnswesens haben wir aber drei Gruppen zu trennen: die Bistümer, das Ordensland und das dänische Estland. In den Bistümern, in denen ein stehendes Heer fehlte, das im Ordenslande der Ritterorden selbst darstellte, war die Belehnung von Vasallen in großem Maßstabe „eine politische Notwendigkeit". Nur auf ihnen ließ sich eine staatliche Gewalt aufbauen. Anders stand der Orden. Er besaß in seinen Gliedern sowohl militärische wie Verwaltungsbeamte und auch ein stehendes Heer, war seinem Wesen nach zentralistisch und brauchte weder eine starke Lehnsritterschaft, noch war sie ihm bequem, da er von ihrem Zusammenschlusse, wie er sich ihm in Harrien-Wierland zeigte, eine Einschränkung seiner Hoheitsrechte befürchten mußte. Der Orden hat daher weit seltener und mit weniger Hoheitsrechten ausgestattete Lehen vergeben, den weitaus größten Teil des Ordenslandes aber als domanium behalten. Das Gegenbild hierzu bot das dänische Estland, wo König Waldemar nach der Eroberung dänische und deutsche Dienstmannen belehnte. Als der Orden 1227 ganz Estland unterwarf, räumte er unter den Vasallen und Dienstmannen Dänemarks gründlich auf und verlieh das Land, von seinem sonstigen Prinzipe abweichend, den ihm Treugebliebenen, ferner anderen deutschen Livländern und sogar gotländischen Kaufleuten. Der so geschaffene Zustand wurde 1238 zu Stenby anerkannt und, durch die weite Entfernung des dänischen Lehnsherrn aufs wirksamste unterstützt, der Grund zu einer Adelsrepublik gelegt, deren Rechten in den kommenden Jahrhunderten keine Schmälerung, sondern eine bedeutsame Steigerung zuteil wurde. Für die stiftischen Lehnsritterschaften sind die Harrisch-Wierischen stets ein lockendes Vorbild und kaum erreichbares

Ideal gewesen; von dem Bistum Kurland, das dem Orden unterstand, ist dabei allerdings abzusehen.

Das Recht, nach dem die Vasallen in Livland ihre Mannlehen erhielten, war das gemeine sächsische Recht. Lehen zu minderem Recht und andere Leiheformen kommen in den ersten Jahrhunderten nur ausnahmsweise, vorwiegend dann wohl im Ordensgebiete, vor. Bis ins 15. Jahrhundert war das strenge Mannlehen jedenfalls die Regel. Den Niederschlag der auf die Lehnsverhältnisse bezüglichen Rechtsanschauungen, vornehmlich im 14. Jahrhundert, bilden die livländischen Rechtsbücher, in erster Reihe das sogenannte Waldemar-Erichsche Lehnsrecht, das 1315 als Gesetzbuch der harrisch-wierischen Vasallen von König Erich von Dänemark bestätigt wurde. Eine Bearbeitung für die Stifter liegt im älteren Ritterrecht, eine Umarbeitung des Sachsenspiegels im Livländischen Spiegel Land- und Lehnsrechts vor.

Es handelt sich bei der Betrachtung des livländischen Lehnswesens zuerst um die Frage, ob in Livland wie im deutschen Mutterlande die Ritterbürtigkeit zur Erwerbung eines Mannlehens notwendig war. In Deutschland galt bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts der Grundsatz, daß „nur ein Mann von Rittersart, der mit ritterlicher Abstammung ritterliches Leben verband", im Besitze der vollen Lehnsfähigkeit war. Ministeriale, d. h. die unfreien Ritter aus dem Stande der Dienstmannen, konnten keine rechten Lehen, sondern nur Dienstlehen erwerben. Am Ausgange des Jahrhunderts waren die Ministerialen jedoch den alten Rittern an Lehnsrecht gleichgestellt worden: Lebensführung und Waffenfähigkeit waren maßgebend geworden. Aber trotzdem fehlte es innerhalb der Lehnsfähigen nicht an sozialen Klassenunterschieden, die der „Sachsenspiegel" in das wissenschaftliche System der „Heerschilde" gebracht hat. Daneben unterschied man ferner — zwar nicht rechtlich, aber sozial — zwischen Rittern und Herren (milites) und Knappen (armigeri) oder Knechten (famuli). Jene waren diejenigen ritterbürtigen Knappen, die durch den Ritterschlag gleichsam in die Ritterschaft, „die weltliche Gemeinschaft aller christlichen Ritter", aufgenommen wurden. Es war das im 13. Jahrhundert namentlich „eine Modesache, wie jetzt etwa die Sucht nach adeligen Titeln" [1]). In Livland hat es weder einen hohen Adel — die geistlichen Landesherren abgerechnet —, noch einen Stand der Ministerialen gegeben. Wie weit hier rechtlich die Ritterbürtig-

1) Vgl. A. v. Transehe a. a. O.

keit zur Erwerbung eines Mannlehens notwendig war, ist eine strittige Frage. Fast will es scheinen, als ob in Livland in der Theorie alle freien Deutschen, sofern sie den Lehnsdienst leisten konnten, lehnsfähig gewesen sind. In Wirklichkeit wird freilich keine Abweichung von den Normen des Mutterlandes stattgefunden haben, da die volle ritterliche Kriegstüchtigkeit jener Zeit doch nur solche Personen hatten, die von früh auf „im Gebrauche der ritterlichen Waffen, im Tragen des schweren Panzers und in der Führung des geharnischten Streithengstes geübt waren", also Personen von Ritterart. Mochten mithin in der Theorie die Vasallen in Livland keinen Geburtsstand, sondern einen Berufsstand bilden, so wurde doch auch hier bald aus dem Berufsstande ein Geburtsstand.

Als Lehnsobjekt galt nach sächsischem Lehnsrechte alles, an dem eine „Gewere" bestehen konnte, d. h. was einen realen Besitz mit dauerndem Nutzen gewährte; also sowohl Grundstücke wie öffentliche Gerechtsame als Gerichte, Kirchenvogtei, Patronat, und ebenso auch Einkünfte, als Zehnte, Zins, Zoll. In Livland wurden in der Regel ganze Gebiete in der Weise verliehen, daß die landesherrlichen Hoheitsrechte, später die Dienste der eingeborenen Hintersassen auf die Lehnsleute übertragen wurden, diese mithin Grund- und Gerichtsherren in den verlehnten Gebieten wurden. Die Lehngüter der ersten Zeit bis zur später zu besprechenden Entstehung von Gutsherrschaften waren Komplexe von Dörfern und Höfen der Eingeborenen mit dem dazwischen liegenden Wald und Unlande. Das „Erbe" des eingeborenen Hintersassen, Hof, Acker, Wiese und Weide, blieb in seinem ungestörten Besitz, während dem Grundherrn Zins, Zehnte und bestimmte Dienste als auf dem Erbe ruhende dingliche Last zustanden, wobei der „Haken" die grundherrliche Steuerbasis darstellte. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verstand man unter Haken ein Wertmaß, und zwar eine bäuerliche Wirtschaft, die ein Pferd oder ein Gespann Ochsen zur Bewirtschaftung nötig hatte, nachher wurde der Haken ein topographisches Größenmaß. Als Gerichtsherr hatte der Vasall die Gerichtsbarkeit, mindestens die niedere, meist aber auch das „Recht an Hals und Hand" über seine Hintersassen. Hieraus erwuchs auch sein Heimfallrecht am Erbe des Hintersassen, das er sonst nicht einzuziehen das Recht hatte. Wollte er sich einen Gutshof gründen, so mußte das Land dazu entweder von den Eingeborenen gekauft oder dem Walde, der noch ungeheure Strecken bedeckte, an dem sämtlichen Bewohnern ein

unbegrenztes Nutzungsrecht zustand, entnommen werden. Größe und Wert der Lehngüter waren außerordentlich verschieden. Bei der Eroberung des Landes sind sehr große Gebiete zu Lehen gegeben worden — so belehnte z. B. 1224 der Bischof Hermann von Dorpat seinen Bruder Dieterich, ferner Engelbert von Tiesenhausen, Helmold von Lüneburg und Johann von Dolen mit je einer Kylegunde, d. h. einem politischen Bezirk. Diese vier besaßen aber auch wahrscheinlich große Lehen im Stifte Riga. Konrad von Meyendorf, den Albert bekanntlich mit Üxküll belehnte, erhielt 1224 noch die Hälfte des Fürstentums Gerzike. Die Brüder Tiesenhausen besaßen im 14. Jahrhundert etwa tausend Haken, außerdem reichen Pfandbesitz, so daß sie wiederum Aftervasallen hatten, von denen einer nicht weniger als achtzig Haken zu Lehen trug. Daneben hat es aber besonders im Ordensgebiete viele kleine Lehen gegeben.

Auf den Rechten, die der Lehnsherr von seinen Vasallen beanspruchen konnte, beruhte in den Stiftern im wesentlichen seine staatliche Macht. Hatte er doch persönlichen Anspruch auf Treue und auf Dienste der Vasallen, auf Lehnsgerichtsbarkeit und Lehnserneuerung. Die Dienste bestanden in Kriegsdienst und Hofdiensten. Ersterer mußte vom Vasallen in Person und mit bewaffnetem Gefolge auf eigene Kosten geleistet werden, beschränkte sich aber in Livland auf das Land selbst, während bei Kriegszügen über die Grenzen besondere Verträge und Herkommen regelnd eintraten. Die Kriegspflicht war an ein besonderes Aufgebot gebunden. Die Hofdienste umfaßten das Dienen mit Rat und Urteil. Eigentliche Hofämter auf Grund des Lehnsrechtes hat es in Livland nicht gegeben, die spärlichen Spuren derartiger Ämter in den Stiftern beruhten lediglich auf Privatabkommen. Die wichtigste Form des Hofdienstes in Livland war der Gerichtsdienst, die Anwesenheit auf den Gerichtstagen, auf denen Lehnsgerichte abgehalten wurden (Mann- oder Landtage), und die Teilnahme am Lehn- oder Manngericht als Mannrichter oder Rechtfinder. Der Lehnsherr war der Träger der Gerichtsgewalt, er hegte das Gericht und vollstreckte das Urteil, dieses zu finden war dagegen Sache der Rechtsgenossen der Streitenden. Den eigentlichen Lehnshof als oberste Instanz bildete in den Stiftern der Bischof als Lehnsherr. Wir finden für den Lehnshof später auch den Ausdruck Rittergericht, weil er sich zu dem Forum ausgebildet hatte, vor dem die Vasallen sowohl in Zivil- wie in Kriminalsachen ihren privilegierten Gerichtsstand hatten. Dem obersten

Gerichte in den Stiftern entsprach in Harrien-Wierland der aus dem königlichen Statthalter und zwölf Vasallenräten bestehende Landesrat. Im Ordenslande dagegen werden bis ins 15. Jahrhundert die Vasallen bei der Lehnsgerichtsbarkeit eine nur untergeordnete Rolle gespielt haben. Der Meister oder ein Gebietiger hegte das Gericht, als Urteiler werden aber auch hier jedenfalls die Rechtsgenossen der streitenden Vasallen funktioniert haben. Von all diesen Oberinstanzen in Livland selbst war, in der Theorie wenigstens, eine Appellation an den Kaiser, als obersten Lehnsherrn, stets offen. Exemtionen kommen erst viel später vor, aber in praxi ist in der fernen Mark nur selten von dem jus appellandi Gebrauch gemacht worden.

Unter den dinglichen Rechten des Lehnsmannes am Lehngut heben wir hier seine Verfügungsfreiheit hervor, die sich vor allem in der Vererbung dokumentierte. Es ist zu betonen, daß sich hierbei ein auffallender Gegensatz zu der Entwickelung des Mannlehens im Mutterlande zeigt. Während nach sächsischem Rechte in Deutschland das Mannlehen nur in einem männlichen Deszendenten forterbte, vererbte sich das strenge livländische Mannlehen derart, daß alle Söhne eines Vaters ein gleich gutes Erbrecht hatten, während die weiblichen Deszendenten im lehnsrechtlichen Sinne nicht erbfähig waren, sondern lediglich Anspruch auf Aussteuer und Leibzucht hatten, welch letztere durch Mitbelehnung der Ehefrau entstand. Zwei Momente folgten aus den in Livland geltenden Bestimmungen gleichsam selbstverständlich: die Teilbarkeit des Lehnsgutes und der Anspruch der Erben auf Belehnung zur gesamten Hand, die in Livland wohl schon im 13. Jahrhundert gesetzlich und nicht als besondere Gnade des Lehnsherrn stattfand. Neben der Gesamthandverlehnung an Geschwister und nahe Verwandte kommen früh aber auch solche an mehrere nicht verwandte Personen vor, wie denn überhaupt das Institut der gesamten Hand später überaus mannigfache Formen annahm. Darüber wird in anderem Zusammenhange zu handeln sein.

Wenden wir uns den Anfängen der Gutswirtschaft zu. Eigener landwirtschaftlicher Betrieb ist von den Klöstern und dem Orden schon sehr früh begonnen worden; letzterer erscheint als der Vertreter landwirtschaftlichen Großbetriebes, wozu ihn einmal die bedeutenden Anforderungen seiner Schlösser mit ihren Rittern, Beamten, Knechten und Marställen, zum anderen die Nichtvergebung größerer Ländereien an Vasallen führten. Große Bestände an Pferden und Schlachtvieh, deren

er benötigte, veranlaßten ihn, wie in Preußen, so auch in Livland in den von ihm errichteten Domänenvorwerken das Hauptgewicht auf Pferde- und Viehzucht zu legen, während die Feldwirtschaft erheblich zurücktrat, ohne aber so gering zu sein wie in Preußen. Neben den Ordensgütern stehen als Musterwirtschaften die Besitzungen der Klöster, insbesondere der Zisterziensermönchsklöster von Dünamünde und Falkenau, zu denen als drittes Guthwall auf Gotland kam, das sehr bedeutende Besitzungen in Livland besaß. Wie kein anderer Orden verstanden sich die Zisterzienser auf die Kultur des Bodens und eine ausgebildete Landwirtschaft. Durch Arrondieren ihrer Besitzungen, durch Umtausch entfernter gelegener Stücke gegen näher belegene, durch Befreiung von drückenden Steuern wußten sie den Gütern eine Grundlage zu schaffen, auf der eine intensivere Wirtschaft sich lohnte. Bei dieser standen ihr ausgezeichnete Arbeitskräfte in ihren Laienbrüdern (conversi) zur Verfügung, die als Landarbeiter oder Handwerker dienstbar waren. Ein derartiger Wirtschaftsbetrieb arbeitete aber schon nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Markt, für den Export. Zu diesem Zwecke erwarben die Mönche in den Hafenplätzen, so in Reval, Höfe, welche die ländlichen Produkte aufnahmen und weiter verkauften. Im 13. und 14. Jahrhundert dauert diese Blüte der klösterlichen Agrarwirtschaft, dann tritt der Orden immer ausschließlicher auch auf diesem Gebiete als Führer hervor, neben ihm aber in steigendem Maße der ritterliche Vasall auf seinem Gutshof. Es war ein weiter Weg, den der Ritter von den ersten unbedeutenden Anfängen der Eigenwirtschaft bis zum Großbetriebe am Ende des 14. Jahrhunderts hatte gehen müssen. Auch seine Gutswirtschaft knüpfte an die schon genannten Domänenvorwerke. Diese bestanden aus einigen Wirtschaftsgebäuden und wohl auch ein wenig Ackerland und dienten dem Zwecke, die Abgaben der bäuerlichen Untertanen entgegenzunehmen, welche weit zerstreut in dem meist noch unwirtlichen, von Sümpfen und Wäldern durchzogenen Lande auf ihren Höfen wohnten. Die eigene Landwirtschaft war anfänglich gewiß gering, die Haupteinnahmequelle der verlehnten Haken bildeten die Abgaben, aber von den Vorwerken (alodium) ging doch im Laufe der Zeit auch der eigene landwirtschaftliche Betrieb aus, und zwar zuerst bei den estländischen Vasallen in Harrien-Wierland. In späterer Zeit ist aus ihnen das Rittergut geworden, dessen Ackerwirtschaft auf den Frondiensten beruhen blieb. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist der Prozeß schon allgemeiner geworden, Neu-

land wurde gerodet, und der vergrößerte landwirtschaftliche Betrieb der Grundherren zeigte sich in einem steigenden Bedarf nach liderlichen Leistungen, d. h. nach Fronen. „Die allgemeine Tendenz" führt in dieser Zeit „zu einer erhöhten Kultivierung des Landes, da die steigenden Bedürfnisse der jungen Kolonie nicht mehr mit dem primitiven Anbau der Eingeborenen befriedigt werden konnten". Es ist kein Zufall, daß schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts Getreide aus Livland ausgeführt werden kann. Errichtet sind die Vorwerke wohl meist auf gerodetem Neuland, da der bereits urbar gemachte Boden den Eingeborenen gehörte und ihnen, wie schon früher gesagt worden ist, nicht fortgenommen werden durfte. Nur durch Kauf war er zu erwerben, da aber der Wald frei und Arbeitskräfte leicht zu erlangen waren, so werden die Deutschen gewiß in erster Reihe hier ihre Wirtschaftshöfe angelegt haben. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts liegen allerdings keine Zeugnisse über solche Fronen der Eingeborenen vor, welche der Ritter ohne weiteres auf seinem Acker hätte verwenden können, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts werden sie aber in den Verträgen ausdrücklich ausbedungen.

Es ist oben dargelegt worden, wie die Beziehungen zwischen Lehnsherr und Vasallen sich im 13. Jahrhundert in bezug auf öffentliche Rechte und Pflichten gestalteten. Mit der Entwickelung der Vasallen auf landwirtschaftlichem Gebiete hing es aber auch zusammen, daß sie ihre wirtschaftlichen Verpflichtungen gegenüber Landesherrn und Kirche einzuschränken oder gar ganz zu lösen bemüht waren. Es handelte sich hierbei um die kirchlichen Abgaben (Zehnten und Sendkorn), die landesherrlichen Steuern und die Frage, ob solche auch von den im Eigenbetriebe des Ritters stehenden Äckern gefordert werden konnten. Sie ist offenbar dahin zu beantworten, daß von ihnen weder kirchliche noch sonstige Abgaben erhoben worden sind. Diese lasteten lediglich auf dem zinsenden Bauerhaken.

So waren im 13. Jahrhundert die Grundlagen für das Lehnswesen und die mit ihm in engstem Zusammenhange stehenden politischen und wirtschaftlichen Faktoren des Landes gegeben. Aus ihnen allein erklärt sich die mittelalterliche innere Geschichte Livlands.

Frühzeitig haben aber auch die Städte in Livland eine hervorragende Rolle zu spielen begonnen. Ist doch Riga die erste Gründung Bischof Alberts und die Wiege deutscher Kultur im Lande. Neben Riga treten schon in den ersten Jahrzehnten Reval und Dorpat.

Von letzterer Stadt wissen wir im 13. Jahrhundert wenig genug, kaum mehr, als daß sie eine autonome Verfassung gehabt und am ostwärts gehenden Handel lebhaft beteiligt war, von Reval lassen sich dagegen genauere Angaben machen. Dort, wo die von Waldemar II. zerstörte Estenburg Lindanissa lag, ließ er eine dänische Burg erbauen, die später nach der Landschaft der Reveller Reval genannt wurde. Wohl 1228 dürften die Anfänge hier entstehender städtischer Siedelungen, die Gründung der Unterstadt, fallen, deren erste Bürger über Gotland aus Westfalen und Niedersachsen kamen. Die natürliche Lage an der weiten Meeresbucht, der leichte Zugang ins Innere, also kommerzielle Momente, haben bei der Gründung Revals, ähnlich wie bei der Gründung Rigas, die entscheidende Rolle gespielt. Die Rechtsnormen, nach der sich die werdende Kommune, ihrem deutschen Charakter gemäß, richtete, waren die von König Erich Plogpennig 1248 verliehenen Bestimmungen des lübischen Rechtes, nachdem ursprünglich die Satzungen des ältesten rigischen Rechtes in Aussicht genommen, wahrscheinlich aber nie zu praktischer Anwendung gelangt waren. So viel steht fest, daß es um die Mitte des 13. Jahrhunderts bereits einen königlichen Stadtvogt, der das Gericht pflegte, und einen Rat gab, dessen Machtfülle in raschem Steigen begriffen war. Schon 1265 bestimmte ein Privileg der Königin Margarete, daß der Vogt nur mit Zustimmung des Rates ernannt werden durfte. Auch von dem auf dem festen Hause Reval befehligenden dänischen Schloßhauptmann wußte die Stadt sich zu emanzipieren: nach einem offenen Zusammenstoße mit ihm erlangte Reval 1332 Befreiung von der Heeresfolge außerhalb Estland. Auch die Stellung zum Bischof entwickelte sich so günstig wie nur möglich: 1284 trat Bischof Johann von Reval, der nur Tafelgüter, aber keinen Territorialbesitz noch Landeshoheit besaß, der Stadt alle Rechte in geistlichen Angelegenheiten, so wie sie Lübeck besaß, ab, d. h. die Stadt erhielt das Verfügungsrecht über die Kirchen, deren Vermögen und die Anstellung der Kleriker.

Früh blühte der Handel empor: mit Skandinavien, Lübeck, Nowgorod und Pleskau wurden enge Beziehungen geknüpft. 1285 schon gehörte Reval zur Hanse, zu Anfang des 14. Jahrhunderts segelten seine Kaufleute schon nach England. Von der dänischen Regierung erhielt die Stadt Privileg über Privileg, zunächst Zollfreiheit, dann Befreiung vom Strandrecht in Dänemark, dann das Verbot an fremde Kaufleute, in der Stadt mit den wichtigsten Artikeln Detailhandel zu

treiben. So stiegen Umsatz und Verdienst, Kapitalien wurden lebhaft begehrt, und selbst bei Hypotheken zehn Prozent gefordert und gegeben.

Wenn wir uns eingehender mit den Grundlagen städtischen Lebens in Livland im 13. Jahrhundert beschäftigen, so werden wir vor allem Riga ins Auge zu fassen haben. Die Stadt Riga hatte im 13. Jahrhundert eine bedeutende Entwickelung genommen. Seit der von Albert zur Schlichtung der inneren Wirren erbetene Legat Wilhelm von Modena ins Land gekommen war, hatte die bischöfliche Macht als Landesherr immer erheblichere Einbußen erlitten. So willig man in der aufblühenden Stadt Alberts Regierungsgewalt in kirchlicher Hinsicht respektierte, so wenig war etwa seit 1225 von einer tatsächlichen Herrschaft des Bischofs mehr die Rede. Selbst von Leistungen für den Bischof und seine Kirche ist nichts überliefert. Als politisches Gemeinwesen wahrte die Stadt ihre völlige Selbständigkeit: ohne daß alle ihre Rechte urkundlich verbrieft wurden, ergibt sich aus dem Verfassungsleben der jungen Stadt im 13. Jahrhundert, daß sie „die Grundherrschaft über Stadt und Stadtmark, Gerichtsbarkeit in Stadt und Stadtmark, Aufsicht über Handel und Verkehr, Verwaltung von Münze, Maß und Gewicht, das Recht, Verträge zu schließen, die Bestimmungen über Krieg und Frieden, sowie überhaupt die Regelung der auswärtigen Angelegenheiten", die sie in jener discordia mit Albert sich erzwungen hatte, unbehindert weiter ausgeübt hat. Als Milhelm von Modena 1225 die Einigung zwischen Bischof und Stadt herbeiführte, wurde letzterer das jus Gotorum, d. h. das jus Teutonicorum commorantium in Gutlandia von neuem zuerkannt und bestätigt, nur zwei Punkte wurden besonders geregelt: Gerichtshoheit und Münzhoheit, die dem Bischof verblieben. In Wirklichkeit wurden sie aber so sehr zugunsten der Stadt eingeschränkt, daß wenig mehr als die äußere Form der Anerkennung dieser Hoheitsrechte übrig blieb: Albert behielt nur noch das Recht, den von den Bürgern gewählten und vorgestellten Vogt (advocatus) mit dem Gerichtsbann zu beleihen, also die Investitur, deren Verweigerung aber nicht in seiner Macht lag. Schrot und Korn der Münze wurde gemeinsam festgesetzt, die Stadt verpflichtete sich, auf den nach gotländischem Münzfuße zu prägenden Münzen das bischöfliche Signum, Kreuz und Bischofsstab, schlagen zu lassen. Eine Urkunde charakterisiert das Verhältnis der Stadt zum Bischof mit den gleichen Worten wie das des Ordens zu ihm: Stadt und Orden sehen in dem Bischof nicht ihren weltlichen Herrn, sondern

ihren geistlichen Vater (pater spiritualis), wie sie in der rigischen Kirche ihre geistliche Mutter verehrten. Dem Bischof gegenüber, wie sich untereinander, verpflichten sie sich, boni et fideles zu sein.

Riga, das diese bedeutsamen Erfolge in erster Reihe seiner in den Kämpfen gegen Russen und Esten bewiesenen militärischen Tüchtigkeit zu verdanken hatte, erwarb damals auch zu seiner Stadtmark großes Ländergebiet hinzu, indem es einen Anteil an allen zukünftigen Eroberungen verlangte und diese Forderung 1226 durchsetzte. Alberts bisher auf zwei Drittel alles eroberten Landes bemessener Anspruch wird nunmehr um die Hälfte zugunsten Rigas vermindert. Die neue Stadtmark Rigas war sehr ansehnlich und reichte im Westen bis zum Abfluß des Babitsees in die Semgaller Aa, im Osten bis zum Rodenpoisschen See. 1272 und 1276 ist sie durch erzbischöfliche Schenkungen noch erheblich vergrößert worden. An dieser städtischen Mark sollten freilich Bischof und Kapitel, Orden und Kreuzfahrer wie auch das Kloster Dünamünde Nutzungsrecht haben, aber es ist sehr bald aus der Übung gekommen und die Stadt hat die Einnahmen aus der Mark, diese als Kämmereigut behandelnd, für die Stadtkasse eingezogen. Erzbischof und Orden haben aus Gründen der Politik von ihrer Marknutzung keinen Gebrauch gemacht.

Außer der Stadtmark verfügte Riga zeitweilig aber auch, wie schon früher berichtet worden ist, über sehr bedeutende auswärtige Besitzungen: in Kurland war ihm ein großes, etwa tausend Haken umfassendes Gebiet auf dem linken Ufer der Windaumündung zugefallen, in Semgallen ein wohl gleich umfangreicher Besitz, 1231 erlangte die Stadt ferner vom Bischof Nikolaus die Belehnung mit dem ihr zugefallenen Drittel von Kurland, Semgallen und Ösel, wovon es einen Teil wiederum an die Gilde der auswärtigen Kaufleute in Riga übertrug. Von den öselschen Besitzungen mußte die Stadt einen Teil später an das Bistum Ösel abtreten, einen Rest hat sie, trotz päpstlicher Einmischung und erbitterter Zwistigkeiten, bis zum Beginne des 14. Jahrhunderts zu behaupten gewußt, auf die kurländischen wahrscheinlich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts verzichtet.

Im 13. Jahrhundert hat die Stadt Riga auf den früher gewonnenen Grundlagen auch ihre innere Verfassung in einer für die Folgezeit bestimmender Weise ausgebildet. Aus dem Markte und seiner Gemeinde ist die Stadt erwachsen. Die Gilde der am Markte angesiedelten Kaufleute war es, die zur Stadtgemeinde erwuchs, indem sie die Herr-

schaft über den Boden, Selbstverwaltung und Selbstbestimmungsrecht erwarb. Die Mitglieder der Stadtgemeinde hießen Bürger, die alle gleiche Rechte und gleiche Pflichten hatten, obwohl sich natürlich sehr früh die sozialen Unterschiede der Reichen und Vornehmen (divites, rike) und Gemeinen (pauperes, arme) herausbildeten; zu jenen gehörten die über See und Land handelnden Kaufleute, zu den letzteren die Handwerker. Zu einer Spaltung der Gemeinde haben diese Gegensätze im 13. Jahrhundert noch nicht geführt, die mannigfachen, Stände und Berufe genossenschaftlich abschließenden Bruderschaften und Gilden wirkten dem entgegen. So läßt sich denn auch eine politische Gliederung der Handwerker in der Kleinen Gilde im 13. Jahrhundert noch nicht verfolgen. Das ist wohl erst 1354 geschehen. Wohl aber bestand neben den heimischen Bürgern eine Gilde der auswärtigen Kaufleute in Riga, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit den einheimischen zu einer Gemeinschaft verschmolzen. Einen gemeinsamen Handelshof scheinen die ausländischen Kaufleute nicht gehabt zu haben. Es werden drei Höfe genannt: der von Lübeck, der von Münster und der von Soest, zu denen sich die mercatores, zusammen eine gilda communis bildend, hielten. Diese stand zur Stadt Riga im Lehnsverhältnis. Ihr hat Riga zeitweilig seine Besitzungen in Semgallen und Kurland zu Lehen gegeben. Als dieses Lehnsverhältnis sich löste, verlor die Gilde an innerem Halt und verschmolz um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit den einheimischen Kaufleuten, indem sie ihr Sondergericht aufgab und dafür an den der Stadt gewährten Handelsvorteilen teilnahm. Die drei Handelshöfe sind dann auch in das Eigentum der Stadt übergegangen; im 14. Jahrhundert tagt die Große Gilde in der Stube zu Münster, die Kleine in der zu Soest.

Eine eigenartige Stellung nahmen die Kreuzfahrer (peregrini) ein: als Kreuzfahrer unterstanden sie dem Bischof von Riga, als Krieger im Felde dem Orden, als Einwohner Rigas dem Rate der Stadt, in der sie lebten. Hier war der Hauptsitz ihrer Gilde (universitas), deren Haupt ein von ihnen gewählter capitaneus war. Bis zum 14. Jahrhundert hat die Gilde bestanden, als die Kreuzfahrer zur Eroberung des Landes nicht mehr nötig waren, hat sie sich allmählich aufgelöst.

An der Regierung der Stadt nahmen natürlich weder mercatores noch peregrini teil, diese war Vorrecht der Bürgerversammlung. Doch auch die Mitwirkung der letzteren an der Regierung wurde frühzeitig im 13. Jahrhundert zurückgedrängt zugunsten des Rates, in dessen Händen

sich der dreifache Bann der Gesetzgebung, des Gerichtes und der Verwaltung allmählich vereinigte. Ursprünglich war bestimmt, daß alljährlich alle Glieder, dann daß vier Glieder aus den zwölf Ratsherren ausscheiden und vier Neuwahlen resp. Wiederwahlen stattfinden sollten. Aber bald hörte das auf und man beschränkte sich auf die erforderlichen Ergänzungswahlen. Ein Patriziat, aus dem die Ratsherren hervorgingen, hat es in Livland nicht gegeben, in der Theorie konnte jeder in den Rat gewählt werden, tatsächlich aber haben die Großkaufleute den Vorrang vor den einfachen Handwerkern gehabt. Gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts ist aus der Tatsache ein Recht geworden. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Ratmannen von zwölf auf sechzehn jährlich gewählte resp. wiedergewählte. Die Sitzungen fanden Freitags statt und waren in der Regel geheim. Den Vorsitz führte der erste Bürgermeister. Der Stadtvogt, der im Namen der Stadt Recht sprach, war ursprünglich kein Beamter des Rates, sondern ihm beigeordnet; erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde er, als Erzbischof Albert Suerbeer der Stadt das Zugeständnis machte, daß der Vogt auch *vor* der Investitur durch den Erzbischof das Gericht hegen dürfe, ein Beamter des Rates, auf dessen Wahl er seine Amtsbefugnis zurückführte. Die Investitur kommt dann bald in Vergessenheit. Die Bürgerversammlung hat an der Wahl des Vogtes und der Ratmannen nur in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts teilgenommen, an der Rechtsprechung und Gesetzgebung dagegen das ganze erste Jahrhundert, wenn es auch dem Rate gelang, ohne ihre Befragung Verordnungen zu beschließen. Da die Bürgerversammlung keine Banngewalt besaß, sondern nur beraten und beschließen konnte, kann ihre Schwäche nicht wundernehmen. Als politische Bürgerversammlung (Bursprake) fand sie im Rathause statt, als Gerichtsversammlung auf dem Markte. Die Bursprake fand mindestens zweimal im Jahre statt, das ordentliche Gericht wohl alle vierzehn Tage, jene nahm teil an der Gesetzgebung und bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts an den Verhandlungen über die inneren und äußeren Angelegenheiten, Krieg und Frieden, Bündnissen u. a., diese an der Rechtsprechung und zwar an dem Urteilfinden. Im Laufe des 13. Jahrhunderts hat die Stadt eine umfangreiche gesetzgeberische Tätigkeit entfaltet. Die darauf bezüglichen Akte nannte man „Willküren", die, wenn auch sachlich ungeordnet, gesammelt wurden. Wir kennen u. a. eine Willküre über die Marktnutzung von 1232 und die Bauwillküre von 1293. Um die

Willküren den Forderungen der Rechtssicherheit anzubequemen, beschloß der Rat, ein umfassendes Gesetzgebungswerk zu veranstalten, und ersuchte zugleich den Rat von Hamburg um eine Mitteilung des Hamburger Rechtes, das in der Redaktion von 1270 nach Riga geschickt wurde. Auf Grund dieser Rechtsmitteilung, des Lübecker Rechtes und der Nowgoroder Schragen (Scra) wurden die Rigaschen Statuten ausgearbeitet, die etwa 1290 Gesetz geworden sein werden. Es war das ein bedeutsamer Schritt, da mit der Aufzeichnung des Rechtes die Gerichtsversammlung der Mitwirkung bei der Rechtsprechung beraubt wurde, da die Rechtfindung nicht mehr nötig war. Wo die Statuten im Stiche ließen, trat der Rat ein.

Die Grundlagen der städtischen Selbständigkeit nach innen und außen gehen auf die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zurück; daß sie sich ausgestalten konnten und Riga im Laufe des ersten Jahrhunderts bereits zu einem bedeutsamen Faktor livländischen Lebens wurde, verdankte es vor allem dem Handel, der Reichtum in die Stadt brachte und die Interessen der Bürger überallhin ausdehnte. Er war, wie es im Wesen des Mittelalters lag, nicht individualisiert, sondernd beruhte auf genossenschaftlichen Organisationen, außerhalb welcher weder der Ritter noch der Kaufmann etwas bedeutete und vermochte. So war es in Wisby, so, wie oben gezeigt, in Riga selbst. Der „gemeine deutsche Kaufmann" auf der Insel Gotland regelte mit seinen Vorschriften den gesamten Handel nach und in Rußland, Schweden, Livland und deren Beziehungen zum westlichen Europa, vornehmlich zu Flandern. Noch 1287 erteilten in Wisby „die Kaufleute aller Städte, die Gotland besuchen", Vorschriften über Strandgut, Riga mußte sich im selben Jahre in Wisby gegen ungerechte Klagen rechtfertigen.

Neben den „gemeinen deutschen Kaufmann" traten aber schon im 13. Jahrhundert die norddeutschen Städte, die untereinander Bündnisse schlossen, vor allem zum Schutze des ausländischen Handels zusammen. Seit den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts sind solche Verträge in Westfalen, dem Rheinlande und Niedersachsen geschlossen worden. Schon hatte sich unter diesen Städten eine gewisse Vorortschaft Lübecks ausgebildet. Diese findet ihre Erklärung durch die enge Verbindung mit den wendischen Städten einerseits, mit Hamburg anderseits, sowie durch die weite Verbreitung des lübischen Rechtes und die Stellung Lübecks als einzige freie Reichsstadt an der Ostsee, in der eine kluge Ratsregierung mit Glück herrschte. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts befinden diese

norddeutschen Städte bereits oft scharf im Gegensatze zum „gemeinen deutschen Kaufmanne". 1293 bestimmten die in Rostock versammelten Städte „Sachsens und Slawiens", daß man vom deutschen Hofe in Nowgorod nicht mehr nach Wisby, sondern nach Lübeck appellieren sollte. 1299 beschossen die in Lübeck versammelten Vertreter der wendischen und westfälischen Städte: „In Gotland soll kein Siegel des gemeinen deutschen Kaufmanns gehalten werden; denn mit ihm kann auch das besiegelt werden, was anderen Städten mißfällt." Das ist der Weg, der im 14. Jahrhundert zu der großen deutschen Hanse unter Lübecks Führung geführt hat. „Die livländischen Städte standen offenbar mitten in der oben gekennzeichneten Entwickelung: einerseits gehörten sie zur Handelsgemeinschaft des gemeinen deutschen Kaufmanns, anderseits schlossen sie sich auch den Handelsschutzbündnissen anderer Städte an." Untereinander gab es noch keine engere politische Verbindung, denn die auf Grundlage des in Dorpat geltenden rigischen Rechtes bestehende Berufung aus Dorpat nach Riga als Oberhof war juristischer Natur. Doch läßt sich schon im 13. Jahrhundert Riga als ein Haupt der livländischen Städte, das die allgemeinen Interessen des livländischen Handels vertritt, bezeichnen. 1282 schloß Riga zum Schutze des Ostseehandels ein Bündnis mit Lübeck und den Deutschen in Wisby, 1284 vereinigte es sich mit dem gemeinen deutschen Kaufmann gegen den die Handelsprivilegien schädigenden König von Norwegen. In Nowgoroder Fragen trat Riga früh hervor, 1291 waren seine Vertreter neben denen von Lübeck und Wisby zu Verhandlungen mit den Russen bestimmt und bald darauf wurde Riga auch von Lübeck zu einer Versammlung der Städte von „Westfalen, Sachsen, Slawien, der Mark, Polen und Gotland" nach Lübeck eingeladen. Auch Reval begegnet uns mehrfach im 13. Jahrhundert in den hier charakterisierten Fragen. Aber Riga überwog ganz unzweifelhaft. War doch sein Handel mit Litauen und Rußland, insbesondere mit Polozk und Witebsk, so alt wie die Dünastadt selbst. Gegenseitigkeit und größtmögliche Freiheit waren die Prinzipien, auf denen der 1229 von Albert mit den Fürsten jener beiden Städte abgeschlossene Handelsvertrag basierte: alle Rechte, die den „Lateinern" in Rußland zustanden, sollten den Russen in Riga und „am gotischen Ufer" gewährt werden: Lateiner und Russen sollten die Düna frei haben „von ihrem Ursprung bis zum Meer". Alljährlich erschienen russische Kaufleute auf ihren wohlgezimmerten Lodjen und Strusen vor der Stadt, früh begannen sie sich hier niederzulassen,

im 13. Jahrhundert wurde ihnen auch das Bürgerrecht verliehen. Bedeutsamer waren aber die Anknüpfungen des rigischen Kaufmannes in der Fremde. Schon 1229 besaß er in Smolensk eigene Kirche, später bevorzugte er mehr Polozk. Die Rohprodukte und Halbfabrikate der Landwirtschaft des Ostens wurden hier gegen die Produkte der flandrischen und englischen Wollindustrie, die Erzeugnisse des Bergbaues und gegen den als Volksnahrung wichtigen Hering, wie gegen Wein, Bier, Gewürze u. a. m. ausgetauscht. Auf zwei Wegen zog der rigische Kaufmann nach Polozk: im Winter in langen Schlittenkarawanen, im Sommer auf dem Wasserwege der Düna, auf der die Waren nicht nur stromab, sondern auch stromauf in kleinen Strusen und Lodjen transportiert wurden. In der Fremde bildeten die Kaufleute eine Gilde, einen „gemeinen Steven", an deren Spitze ein Oldermann stand, doch wohnten sie nicht, wie in Nowgorod, in einem durch Wall und Graben geschützten Hofe zusammen, sondern durch die ganze Stadt zerstreut. Reichtum strömte aus diesem russischen Handel nach Riga zusammen und hob das Selbstbewußtsein und die politische Kraft des Bürgertums, das unter der leichten Herrschaft des Krummstabes, die mehr nominell als tatsächlich war, gute Tage lebte. Der Gegensatz zu dem militärisch zusammengefaßten Orden war damit gegeben.

Es erübrigt noch, neben den reinpolitischen, militärischen und wirtschaftlichen Faktoren, die Livlands Leben von der Gründung der Kolonie an beeinflußt und bestimmt haben, der Träger der religiösen Ideen des Mittelalters, der Prälaten der rigischen Diözese zu gedenken: des Erzbischofs von Riga, der Bischöfe, der Klöster und des Deutschen Ordens.

Dem Erzbischof von Riga unterstanden in seiner Eigenschaft als Diözesanbischof außer dem Erzstifte und der Stadt Riga bedeutende andere Gebiete, u. a. solche des Deutschordens. Aber hier hat der Orden, in dem bewußten Bestreben der Eindämmung der bischöflichen Macht, ihm nur die den Bischöfen unbedingt vorbehaltenen Funktionen zugestanden. Begünstigt wurde er hierbei durch die Exemtion des Hochmeisters, der auch das Recht hatte, neben den Konventskirchen die Parochialkirchen seiner Gebiete mit Ordenspriestern zu besetzen und in ihnen eigene liturgische Bücher zu benutzen. War nun auch der livländische Zweig des Ordens bei seiner Übersiedelung nach Livland nicht exemt, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß das Beispiel Preußens ihm vom Beginne an zum Muster gedient hat. In den livländischen

Stiftern Dorpat, Ösel und Kurland war der geistliche Einfluß des Erzbischofs naturgemäß viel größer, und auch das Bistum Reval, das formell ein Suffragan von Lund war und blieb, suchte tatsächlich seinen Anschluß an den Erzbischof, der offiziell archiepiscopus Livoniae, Estoniae et Prusciae hieß, wie denn auch die vier preußischen Bistümer, Samland, Pomesamien, Ermland und Kulm, zum Diözesanverbande, wenn auch zu allen Zeiten locker genug, gehörten.

Von Mönchsorden kamen anfangs außer den Augustinern und Prämonstratensern nur die Zisterzienser in Betracht, deren Bedeutung für das Wirtschaftsleben oben charakterisiert worden ist. Bertold, der zweite Bischof, gehörte diesem Orden an, ebenso Theoderich von Treyden. Mit dessen und Bernhard von Lippes Namen ist die älteste Geschichte des Klosters vom Berge des heiligen Nikolaus in Dünamünde aufs engste verknüpft. Der Einfluß der Zisterzienser hat das 13. Jahrhundert aber kaum überdauert. Als der Abt die Abtei Dünamünde 1305 an den Orden verkaufte, war es um ihre Bedeutung im Lande geschehen. Zudem hatten die beiden Predigerorden, die Dominikaner und Franziskaner, in Riga festen Fuß gefaßt. Es ist darauf hingewiesen worden, daß wohl schon Bischof Albert unter dem unmittelbaren Einflusse der gewaltigen Persönlichkeit des Ordensstifters, des heiligen Dominikus, gestanden hat, mit dem er auf dem Laterankonzil von 1215 in Rom zusammengetroffen sein wird, gewiß ist, daß Wilhelm von Modena ihm persönlich nahegestanden hat und in Livland dem jungen Orden eifrig die Wege ebnete. Auf ihn dürfte die 1234 erfolgte Überlassung der bischöflichen Pfalz in Riga seitens des Bischofs Nikolaus an den Predigerorden zurückzuführen sein. Sehr früh wurde der heilige Dominikus unter den Heiligen Livlands verehrt. Der Einfluß des Ordens auf die Hebung der Predigt war sicherlich ein sehr großer. Dasselbe gilt von den Franziskanern, die jedoch erst später in Riga Eingang gefunden haben. Vor 1258 ist eine Niederlassung nicht nachweisbar, dann aber hat der Orden bis zur Reformation ununterbrochen im Lande gewirkt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Albert auch den heiligen Franziskus 1215 in Rom kennen gelernt hat. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist er auch in Livland gefeiert worden. Konkurrenz oder Gegnerschaft zwischen den drei Mönchsorden und den Erzbischöfen von Riga ist dauernd nicht zutage getreten. Anders stand es, wie schon bemerkt, mit dem Deutschen Orden, der der rigischen Kirche gegenüber mit Energie seine Unabhängigkeit auch in geistlicher Hinsicht zu betonen liebte. Auffallend früh,

bereits 1257, besaß er ein eigenes Breviarium und Offizium für den Kirchendienst und sah streng darauf, daß die Messe und das kanonische Stundengebet nach seiner eigenen „Notula“ gehalten wurde.

Die rigische Kirche hat bei der Zulassung der öffentlichen Heiligenverehrung sich den Heiligen des späteren Mittelalters gegenüber sehr zurückhaltend bewiesen. In Riga lassen sich aus der großen Zahl der Ordensheiligen des 12. und späterer Jahrhunderte nur der heilige Bernhard von Clairvaux, der heilige Dominikus und Franziskus, die Heiligen Birgitta, Elisabeth und Hedwig nachweisen. Die Zurückhaltung ging so weit, daß die für die Anfangszeiten der rigaischen Kirche kaum zu bezweifelnde Verehrung der ersten heiligen livländischen Bischöfe, Meinhards und Bertholds, vielleicht auch Alberts, später unterdrückt worden ist. Nicht wenige Erinnerungen auch an die Mutterkirche Bremen haben sich erhalten, so die Heiligenverehrung Willehads und Anskars, obwohl der Metropolitanverband zwischen Bremen und Riga schon im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts endgültig gelöst wurde.

IV.

Der Kampf um den livländischen Einheitsstaat bis zum Frieden von Danzig (1397).

Im Wesen des Deutschen Ordens lag es begründet, daß er gegenüber den zentrifugalen Elementen Livlands die Herbeiführung eines Einheitsstaates erstrebte, eine Tendenz, die aber auch im allgemeinen Interesse lag, weil die Vielherrschaft nicht die Gewähr für innere friedliche Ausgestaltung und für die Sicherung vor auswärtigen Feinden geben konnte. Die Aufgabe war, eine allerseits anerkannte staatsrechtliche Formel für diese Einigkeit zu finden. Die Wege konnten da mannigfaltig sein: die leitende Vormacht konnte der Erzbischof bleiben, Livland sich also auf dem Wege entwickeln, den Albert ihm gewiesen; oder aber die Städte, die früh zu Macht und Ansehen kamen, versuchten im Anschluß an die Hansa und im inneren Zusammenschluß die führende Gewalt zu werden; oder aber der Orden als stärkste Militärmacht wurde der einigende Faktor. Jene anderen Elemente konnten ihr Ziel nur auf dem Wege einer mehr oder weniger fest gefügten Konföderation erreichen, der Orden mußte eine straffe Zentralisationspolitik verfolgen. Die Ansicht, auch er habe, anfänglich wenigstens, eine unter seiner militärischen und politischen Führung stehende Konföderation der livländischen Territorien angestrebt, dürfte nicht haltbar sein; wo er selbst solche Konföderationen herbeigeführt hat, sind sie ihm nur Mittel zu weitergehenden Zielen gewesen: zur Union der Territorien zu einem livländischen Ordensstaate, dem die geistlichen Stifter inkorporiert, die Städte nach Vernichtung ihrer Selbständigkeit eingereiht, mit dem neu gewonnenen Gebiete in unmittelbarer Weise unter Hoheit des Meisters verbunden werden sollten und in dem die für den Staat gefährlichen Konsequenzen des Lehnsystems möglichst abgewandt worden waren. Sein

Ideal war, wie ein Historiker prägnant hervorgehoben hat, offenbar der „Beamtenstaat“, wie ihn Kaiser Friedrich II. in Sizilien als ersten modernen Staat Europas geschaffen hat. Das ganze 14. Jahrhundert ist er zäh und energisch, mit den Waffen und den Künsten verschlagener Diplomatie diesem Ziele nachgegangen. Daß er nicht völlig gesiegt hat, daran haben innere und auswärtige Gegner die Hauptschuld getragen — dem Lande hat diese fehlgeschlagene Entwickelung nicht zum Segen gereicht! Am nächsten ist der Orden im 14. Jahrhundert dem Einheitsstaate gekommen, die Stadt Riga und die Erzbischöfe haben das schmerzlich an sich erfahren.

Gegen beide kam um die Wende vom 13. bis 14. Jahrhundert der Konflikt zu offenem Ausbruche. Die Anwesenheit des Erzbischofs Johann III., der den Vizemeister des Ordens mit seiner weltlichen Vertretung — Riga ausgenommen — betraut hatte, führte die Katastrophe herbei. Ein von den Rigensern gegen die Gefahren des Eisganges auf der Düna errichtetes Bollwerk erklärte der Vizemeister für unstatthaft, die Bürger setzten sich der hochmütig verlautbarten Forderung des Abbruches des Baues entgegen und überrumpelten am 20. Juli 1297 die bei Riga gelegene Ordensburg, die St. Jürgensburg. Vermittelungsversuche des heimgekehrten Erzbischofs und der deutschen Hansestädte führten nur eine kurze Pause im Streite herbei. Im Herbste verbrannten die Bürger die Marställe des Ordens, verwüsteten seine in der Nähe befindlichen Besitzungen und schreckten schließlich vor dem Ärgsten nicht zurück: am 29. September erstürmten sie die Jürgensburg, brachen ihre Mauern und die der Ordenskirche und ließen den Komtur und sechzig Brüder, die in ihre Hände gefallen waren, einen schmählichen Tod durch Henkershand sterben. Ergrimmt schwur der Orden Rache, aber auch die Gegner rüsteten. Aber ehe der Erzbischof, die Bischöfe von Dorpat und Ösel, Dänemark, dem man Semgallen versprochen hatte, und die Städter ihre Kräfte vereinigen konnten, hatte die militärische Überlegenheit des Ordens gesiegt: die Dänen fanden gar keine Zeit, zu erscheinen, die Prälaten von Dorpat und Ösel sagten sich los, der Erzbischof aber fiel in die Hände der Ritter, die ihn in Fellin gefangen setzten. So von den Alliierten verlassen, schloß Riga ein Bündnis mit den furchtbaren Feinden des Landes, den Litauern, die um Pfingsten 1298 plündernd und mordend bis nach Nordlivland vordrangen. Als der Vizemeister sich ihnen entgegenstellte, fiel er im Kampfe. Erst als aus Preußen erbetene Hilfe eintraf, wurden die Rigischen und die Litauer völlig geschlagen. Riga schien

verloren. Doch die Intervention des Papstes und der norddeutschen Hansestädte führte zu einem Waffenstillstande, der in Lübeck vermittelt wurde. Der aus der Gefangenschaft befreite Erzbischof eilte außer Landes. Doch der Orden gab sich keiner Täuschung hin. Er wußte, daß Riga noch ungebrochen und der neue Erzbischof Isarnus nicht friedlich gesinnt war. Geschickt setzte der Orden den Hebel bei dem Litauerbündnis Rigas an. Unerhört dünkte dasselbe jedem frommen deutschen Rittersmanne, unerhört mußte es den Geistlichen erscheinen. Am 25. Februar 1304 brachte der Orden eine Konföderation zwischen den dänischen Vasallen in Estland und den Bischöfen von Dorpat und Ösel zustande, bei der ausdrücklich bestimmt wurde, daß Riga so lange bekämpft werden sollte, bis es dem Bunde beitrete und auf die fremde Beihilfe verzichte. Es ist das erste Beispiel jener „Einigungen", an denen die livländische Geschichte so reich ist, zugleich ein frühes Zeugnis dafür, daß trotz aller inneren Zwistigkeiten und territorialen Trennungen dem Auslande gegenüber ein gewisses Gemeinsamkeitsgefühl vorhanden war.

Die Besorgnis, mit der man in Riga die Konföderation betrachtete, steigerte sich noch, als der Orden, ohne auf einen 1263 zwischen Riga und dem Kloster Dünamünde geschlossenen Vertrag Rücksicht zu nehmen, dem Abte das Kloster für 4000 Mark abkaufte und es zu einer Komturei umwandelte. Es war klar, der Orden wollte die widerstrebende Stadt auf diese Weise militärisch vom Meere abschneiden und in ihrem Handel auf den Tod treffen. In dieser Not rief Riga abermals die Litauer ins Land, während der Erzbischof Friedrich, der Nachfolger von Isarnus, den Papst um Hilfe anflehte. Schon schlug das Schisma der Kirche auch nach Livland hinüber: der Erzbischof begab sich selbst an den Hof zu Avignon, wo seit 1309 die Päpste residierten, und hat hier bis zu seinem Tode (1341) unablässig gegen den verhaßten Orden geschürt. Doch dieser ließ sich nicht beirren. In Livland wußte er den mit dem Erzbischof zerfallenen mächtigen Vasallen desselben, Johann von Tiesenhausen, auf seine Seite herüberzuziehen, bei der Kurie setzte er den Anklagen des Erzbischofs eigene Klagen und — wirksamer noch — gewichtige Geldsummen entgegen. Zwar erfolgte seitens der Kurie 1312 der Befehl, der Orden solle Dünamünde zurückgeben, doch letzterer verweigerte den Gehorsam, sogar als Klemens V. 1313 den Bann gegen ihn schleuderte. Er stand fester und war weniger leicht zu erreichen als die Templer, zu deren Aufhebung der Papst dem französischen Könige die

Hand geboten hatte. Von nicht geringer Bedeutung war in dieser Beziehung die Verlegung der Residenz des Deutschordens nach Preußen: nach dem Falle von Akkon war erst Venedig der Sitz des Hochmeisters geworden, aber 1309 siedelte Siegfried von Feuchtwangen nach Preußen über, wo die herrliche Marienburg an der Nogat seine stolze Residenz wurde. Damit wurden die gesamten Kräfte des Deutschritterordens der Germanisierung der Ostseelande zugeführt. Diese war von nun an ihre große Aufgabe. Naturgemäß mußte diese Konzentration in Preußen in gleichem Sinne auf Livland und stärkend auf die livländischen Brüder zurückwirken. Wenn diese Einwirkung nicht gleich zutage trat, so lag das an den Kämpfen gegen Polen und Litauen, die den preußischen Ordenszweig damals völlig beschäftigten, und den nicht abreißenden Machenschaften der Kurie. So ist denn Livland gerade in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts der Schauplatz wüster Litauereinfälle und schwerer innerer Wirren gewesen, die sogar im Orden selbst ihren Widerhall fanden und zu ärgerlichen Zwistigkeiten führten. Es war hohe Zeit, daß eine kräftige Faust und ein scharfer Sinn den inneren und äußeren Unklarheiten ein Ziel setzten. Der 1328 zum Regiment berufene Meister Eberhard von Munheim war der Mann dazu. Als die Litauer unter Gedimin 1329 in furchtbarem Plünderungszuge weit nach Norden fluteten und die Kirchspiele Karkus, Helmet, Paistel und Tarwast zur Wüste machten, legte sich Eberhard von Munheim mit starker Macht vor Riga und umschloß es auf das engste. Sechs Monate dauerte die Belagerung, die mit der Kapitulation der von allen verlassenen Stadt enden mußte. Bedroht durch Hunger und lauernden Verrat sahen sich Rat und Bürgergemeinde am 20. März 1330 zur bedingungslosen Übergabe gezwungen. Am 23. März stellte die Stadt dem Meister die Urkunde darüber im „nackenden Brief" zu und eine Woche später, am 30. März, unterstegelte am Mühlgraben Eberhard von Munheim einen Frieden, der die Stadt um die Früchte ihrer bisherigen Entwickelung brachte und die Oberhoheit des Ordens über Riga feststellte. Hart waren die Bedingungen dieses sogenannten „Sühnebriefes": Rat und Bürgerschaft leisteten dem Orden den Treueid; ein Ordensglied durfte an allen Sitzungen des Rates teilnehmen; ein Ordensglied saß fortan neben dem Stadtvogte im Gericht; die Stadt leistete dem Orden Heeresfolge; die Stadt mußte dem Orden in beherrschender Stelle am Dünaufer einen Platz zu einem neuen Ordensschlosse abtreten. Dann hielt der Meister seinen stolzen Einzug durch eine in

die Stadtmauer gebrochene Lücke von dreißig Ellen Breite. Eberhard von Munheim war aber nicht nur ein tapferer Feldherr, er war auch ein klarblickender, besonnener Staatsmann, dem mit Recht die Versöhnung des gedemütigten Gegners durch Milde weise dünkte: schon zwei Monate später sind einige Bestimmungen des Sühnebriefes erheblich gemildert worden. Damit aber das Wesentliche um so fester gehalten würde, erbat und erhielt der Orden die kaiserliche Bestätigung: am 8. Mai 1332 unterzeichnete Ludwig der Bayer eine Urkunde, durch welche er dem Orden die volle Hoheit über Riga bestätigte. Wichtiger war vielleicht noch etwas anderes: in der Stadt selbst gewannen die politisch einsichtigeren Köpfe die Überzeugung, daß eine gedeihliche Zukunft bei unbedingter Gegnerschaft gegen den Orden nicht zu erwarten sei.

Großes war dem Orden gelungen, noch Größeres brachten ihm die nächsten Jahrzehnte: zu der Hoheit über Riga gesellte sich die über das zurzeit noch dänische Estland, das er 1238 hatte aufgeben müssen. Im Jahre 1332 machte er, die Anarchie in Dänemark nach König Christophs II. Tode benutzend, einen erstmaligen Versuch der Annexion, aber er scheiterte an dem Widerstande der Vasallen, die das strammere Ordensregiment fürchteten. Der Orden, der zu warten verstand, zog sich zurück — und bald reifte für ihn die Saat! Ein furchtbarer Aufstand der Esten, der im Jahre 1343 die Herrschaft der Abendländer in ihren Grundfesten erzittern ließ, brachte dem Orden das nördliche Gestade des baltischen Gebietes ein. Diese bedeutsamen Ereignisse fallen in die Zeit des Meisters Burchard von Dreyenlewen, eines ausgezeichneten Mannes, der schon als Kind nach Livland gekommen und in Ordensdiensten Charakter und Tapferkeit gestählt hatte. Die sechs Jahre seines Regimentes (1340—1345) gehören zu den wichtigsten des livländischen Mittelalters. Durch zwei mit Energie geführte Kriegszüge gegen die Pleskauer und die Anlage der mächtigen Grenzschlösser Marienburg und Neuhausen sicherte er die Mark nach Osten. Gleich darauf wurden alle Kräfte des Ordens zum Kampfe gegen die Esten zusammengezogen.

Der große Aufstand von 1343 bildet das äußerste Glied jener Kämpfe und Volksbewegungen, die seit Beginn des 14. Jahrhunderts den ganzen Westen Europas erschütterten. Von jenen Schlachten in den Schweizer Gebirgen, wie der bei Morgarten, zieht sich die Erhebung, die sich mit den demokratischen Bestrebungen der Handwerker gegen die Herrschaft des Rates verknüpft, nach Oberschwaben und nach dem Rhein-

371[illegible]

gebiete, dann an den Strand der Nordsee, zu den Dithmarschen, die ihre Freiheit so tapfer gegen die Grafen von Holstein verteidigten, nach Flandern und Frankreich, wo in Gent und Brügge die Wollenweber sich um den kühnen Jakob von Artevelde scharten, und im nördlichen Frankreich die Bauern mit Messern und Knütteln die adeligen Schlösser brachen: „an der Seine pflanzt Stephan Marcel, der Vorsteher der Kaufmannschaft, die blaurote Fahne der Revolution auf, und in den Orgien der Jacquerie finden seine wilden Freiheitsträume ihren blutigen Ausdruck". Die letzten Wellenschläge dieser wildflutenden Bewegung treten uns in der Erhebung der Esten entgegen. In Harrien begann in der St. Jürgensnacht das große Morden: „Jungfrauen und Frauen, Knechte und Mägde, edel und unedel, jung und alt, alles, was von Deutschen da war, das mußte sterben". In Padis wurden 28 Mönche totgeschlagen, das Kloster und die Edelhöfe verbrannt. Die Aufrührer wählten darauf vier Könige und zogen, 10 000 Mann stark, vor Reval. Zugleich aber sandten sie an den Vogt von Abo in Schweden, das damals mit Dänemark im Kriege lag, und versprachen ihre Unterwerfung unter Schweden, wenn der Vogt ihnen Hilfe sende. Dieser sagte sie auch zu, aber die Verhältnisse entwickelten sich schnell in anderer Richtung.

Unterdessen war der Aufstand in die Wiek übergeschlagen, wo ihm 1800 Deutsche zum Opfer fielen. Wer fliehen konnte, flüchtete bloß und barfuß nach dem festen Weißenstein. Ratlos stand diesem elementaren Ausbruch der Volkswut der dänische Vogt von Estland gegenüber. Wo war Hilfe und Rettung, wenn nicht beim Orden? Burchard von Dreyenlewen zögerte nicht und griff sofort ein. Am 4. Mai bereits stand er mit seiner Mannschaft vor Weißenstein. Hierher entbot er zu Verhandlungen die Könige der Esten, mit denen es in der Laube zu Weißenstein zu dramatisch bewegter Unterredung kam. Sie erklärten, die Herrschaft der Junker nicht mehr dulden zu wollen, denn sie seien an allem schuld, „und wäre noch ein Deutscher vorhanden, auch nur eine Elle hoch, er sollte auch sterben". Wolle der Meister sie unter seine direkte Herrschaft nehmen, so wollten sie sich unterwerfen. Burchard von Dreyenlewen wies das kategorisch ab: ein so unerhörter Mord müsse gesühnt werden. Dann befahl er, die Könige so lange in Gewahrsam zu halten, bis er die Aufständischen besiegt hätte. Zornig über diesen Bruch des Geleites, setzten sich jene zur Wehr, doch in dem ausbrechenden Getümmel wurden sie alle erschlagen.

Der Meister aber zog mit seinem Heere gegen die führerlosen Esten, zersprengte sie und entsetzte das hart bedrängte Reval. Mehr als 3000 Esten wurden hierbei niedergemacht. In seinem Zelte empfing der Meister den dänischen Vizekapitän; der Vogt von Abo aber, der schon unterwegs war, kehrte eilends heim. Diese Nachricht beschleunigte das Geschick, das notwendig hereinbrechen mußte. Bereits am 16. Mai erklärten die Dänen Estlands, daß, da sie zu schwach seien, das Land mit eigenen Vasallen zu retten und zu schützen, sie den Ordensmeister zu ihrem und ihres Landes Schutzherrn und Hauptmann erkoren hätten und ihm Reval und Wesenberg nebst Gebiet und Zubehör zur Bewachung für die Krone Dänemark übergeben wollten. Nur die eine Bedingung wurde daran geknüpft, daß beide Plätze, sobald man sie einmütiglich zurückverlangte, gegen Erstattung der aufgewandten Kosten wieder ausgeliefert werden sollten. Der Meister willigte ein und eilte weiter, um den Aufstand völlig niederzuwerfen, der vor allem in Ösel mit leidenschaftlicher Heftigkeit emporflammte. Ende 1343 war die Hauptgefahr beseitigt, und als 1345 die Öseler abermals zu den Waffen griffen, wurden sie rasch niedergeworfen und durch die Anlage der Sonneburg ward die Insel befriedet.

In jenem Vertrage von 1343 zwischen Vasallen und Meister war der Krone Dänemark gar nicht gedacht worden. Würde sie sich mit dem Verlust der fernen Kolonie einfach zufrieden geben? Es handelte sich vornehmlich um den Kaufpreis, den Estland einbringen konnte, denn den weit abgelegenen Besitz auf die Dauer zu behaupten, hatte man in Kopenhagen längst aufgegeben. Schon 1341 war man so weit handelseinig geworden, daß man für 13000 Mark Silber das Land dem Orden hatte überlassen wollen. Jetzt aber, wo die Estengefahr beseitigt war, zog Waldemar IV. andere Saiten auf. Im Jahre 1344 erbat er vom Meister die Rückgabe Estlands und erschien 1345 selbst in Reval, um die estländische Frage zu lösen, denn auch den Vasallen war an der Neuerung jetzt nicht mehr viel gelegen, da sie statt des fernen Königs den nahen Meister unbequem empfanden. Waldemar hatte sich aber überzeugt, daß Estland nicht zu halten war, und er benutzte daher seine Anwesenheit in Reval, um durch Gnadenakte allerart die Vasallen einer Veräußerung des Herzogtums günstig zu stimmen. Doch sie widerstrebten einer Herrschaft des livländischen Meisters; höchstens dem Hochmeister in Preußen wollten sie sich unterwerfen. Auf dieser dann leicht wieder aufzugebenden Grundlage

hat sich die Abtretung Estlands vollzogen: im August 1346 eröffnete König Waldemar seinen estländischen Vasallen, sein Bruder Otto gedenke in den Deutschen Orden einzutreten, und da Estland ihm nach Erbrecht gehöre, so habe er es mit Schlössern, Städten und Dörfern dem Orden zu eigen gegeben. Vierzehn Tage später fand in der Marienburg der förmliche Verkauf statt: für 19000 Mark ging das Land in den Besitz des Hochmeisters Heinrich Dusemer über: am 1. November übergab es der dänische Vogt dem vom Hochmeister nach Estland entsandten Burchard von Dreyenlewen, am 4. November wurde den Vasallen eine vorläufige Bestätigung ihrer Privilegien, im Juni 1347 deren feierliche Sanktion zuteil. Aber schon wenige Tage darauf unterzeichnete der Hochmeister eine zweite Urkunde, die für den livländischen Zweig des Ordens von höchster Bedeutung war: feierlich trat Heinrich Dusemer Estland an den livländischen Orden ab, der sich dafür verpflichtete, die vom Hochmeister für den Ankauf Estlands gezahlten Summen auf seine Schultern zu nehmen. So war der livländische Meister der faktische Herr Estlands geworden. Die harrisch-wierischen Vasallen waren über diese Wendung der Dinge außer sich, aber was vermochten sie, stark zusammengeschmolzen durch den Estenaufstand und tief verschuldet an den Orden und die mit diesem eng verbundene Stadt Reval, zu tun? Ihre Proteste waren ebenso vergeblich wie ihre Hilfegesuche in Dänemark und dann in Schweden. Nach zweijährigem Widerstreben mußten sie 1349 dem livländischen Meister als Vertreter des Hochmeisters den Treueid leisten, worauf sie ihre Lehngüter empfingen und die Bestätigung ihrer Privilegien erhielten.

Die Besorgnisse, die sie erfüllten, waren, wie die Folgezeit lehrt, gegenstandslos. Zwar wird der Orden zweifellos die Abschwächung der vasallitischen Hoheitsrechte und die Aufhebung der beschränkten Heeresfolge der Harrisch-Wierischen beabsichtigt haben, aber an ihrem zähen Widerstande sind diese Pläne gescheitert, denn ihre anfänglich sehr prekäre Lage besserte sich dank einem sehr ausgedehnten Kredit der Revaler Kaufmannschaft über Erwarten rasch. Anderseits blieben allerdings auch ihre weitergehenden Wünsche unerfüllt, die sich u. a. auf die Ausdehnung der Lehnserbfolge auf Frauen und Seitenverwandte bezogen.

Die Jahre 1330 und 1346/47 bilden wichtige Marksteine in der Geschichte des Landes. Neue Siege, neues Emporklimmen stand dem Orden bevor, wenn er auch territorial über die Grenzen von 1347

nie herausgewachsen ist. Das folgende halbe Jahrhundert brachte ihm eine Periode höchster Machtentwickelung: die Stadt Riga hatte er unterworfen, Estland sich einverleibt, die Zeit war nun gekommen, wo er mit den Prälaten reines Haus machen mußte, eine Periode, die mit den Namen der livländischen Meister Goswin von Herike, Arnold von Vietinghoff, Wilhelm von Brimersheim, Robin von Eltzen und Wennemar von Bruggenoye verknüpft ist. Der Schauplatz des Kampfes aber war außer Livland selbst der Kaiserhof sowie Avignon und Rom, „wo die Prokuratoren des Ordens und des Erzbischofs bei der Kurie ein schamloses Duell durchfochten, dessen Waffen Bestechung und Verleumdung waren".

Schon im Jahre 1348 war der Orden mit dem Erzbischof Fromhold von Fifhusen und dessen Bruder Johann, Bischof von Dorpat, in erbitterten Konflikt geraten: beide forderten vom Orden die Lehnshuldigung und vor allem die Rückgabe von Riga an das Erzstift. Aber vergeblich klagten sie bei der Kurie, vergeblich befahl diese die Rückgabe der Stadt, vergeblich schleuderte sie sogar den Bann wider den Orden — dieser blieb halsstarrig. Ganz Europa hallte von dem Klagegeschrei wider, „allen Königen, Fürsten und Seestädten" klagten die Prälaten ihren Jammer. Kaiser Karl IV. nahm für sie Partei und ernannte die Könige von Polen, Dänemark, Schweden und Norwegen, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern zu „Konservatoren" der rigischen Kirche. Unter dem Drucke, der von Kaiser und Papst ausging, glaubte schließlich der Hochmeister Winrich von Kniprode und das preußische Ordenskapitel eine Vermittelung anbahnen zu sollen. Außerhalb Landes, zu Danzig, schloß man am 7. Mai 1366 in der Tat einen Vertrag ab, der für den Orden eine gewisse Einbuße bedeutete: er wollte auf Riga verzichten, wenn der Erzbischof der Forderung geistlichen Gehorsams und der Lehnshuldigung entsagte. In Kraft sollte der Vertrag treten, sobald der Papst ihn bestätigt hätte. Daran aber ist er gescheitert; die Bestätigung, von den livländischen Prälaten hintertrieben, die auf die Lehnshuldigung nicht verzichten wollten, unterblieb, und damit behielt der Orden die Hoheit über Riga.

Wenn es nicht sofort zu neuen Kämpfen im Innern kam, so lag das daran, daß Kriege gegen die Russen und Litauer und andere gemeinsame Interessen eine gewisse Ruhe notwendig machten. Als aber 1370 Fifhusen in Rom starb, nahm sein Nachfolger, der streitbare Erzbischof Siegfried von Blomberg, ein Livländer, den Kampf von neuem auf, und der Orden war nicht gesonnen, davor zurückzuschrecken. Er beschloß

vielmehr, mit allen Mitteln die kirchliche Inkorporation der livländischen Bistümer in den Deutschen Orden anzustreben, während der Erzbischof mit zwei Waffen zu fechten begann: einmal suchte er eine straffere Organisation der Geistlichkeit durchzuführen, zum anderen aber die eigenen Vasallen gegen den Orden mobil zu machen. Ersteres sollte vor allem durch eine Änderung der geistlichen Tracht, des Habits, erreicht werden, indem an Stelle der von Albert eingeführten Prämonstratensertracht die des hl. Augustin treten sollte, die bereits in Dorpat das ordensfeindliche Kapitel besaß. Das weiße Gewand, das gar zu sehr an das Habit der Ordensgeistlichkeit erinnerte, sollte dem schwarzen weichen. Aber der tiefere Grund des Kleiderstreites war wohl der, daß die Augustiner nicht an das klösterliche Zusammenleben, die vita communis, gebunden waren, sondern auf gesonderten Präbenden saßen. Durch eine solche Veränderung waren reiche materielle Mittel und im Gefolge großer politischer Einfluß zu gewinnen, durch den die Glieder der Vasallenfamilien zur Erwerbung der Würde herangezogen und weiterhin an der Unabhängigkeit des Stiftes interessiert werden sollten. Im Oktober 1373 erließ Papst Gregor XI. eine darauf abzielende Bulle, die auf manche Vasallen im Erzstifte in gewünschter Weise eingewirkt haben wird. Nichts charakterisiert den Umschlag deutlicher als die Tatsache, daß der nach Blombergs Tode gewählte Johann von Sinten (1374—1391), ein im Kampfe gegen den Orden wohl bewanderter Prior des rigischen Kapitels, dem es an weitverzweigten Verbindungen im Lande nicht fehlte, es wagen konnte, dauernd wieder seine Residenz in Riga zu nehmen, während seine Vorgänger stets klagend und schürend in Avignon geweilt hatten. Den Orden zurückzudämmen ist gleichwohl auch ihm nicht gelungen, dieser setzte sich vielmehr damals mit Geschick im Bistum Ösel fest. Hier war 1381 der ordensfeindliche Bischof Heinrich im Konflikte mit seinem Domherrn ermordet worden und die Insel war in den Zustand völliger Anarchie geraten. Schließlich stellte der Meister die Ruhe wieder her und setzte die Wahl eines Neffen des Hochmeisters Winrich von Kniprode gleichen Namens zum Bischof durch; dieser hat fünfunddreißig Jahre in enger Anlehnung an den Orden, dem er sein Amt verdankte, regiert. Auch im Stifte Dorpat vermochte der Orden Boden zu gewinnen, indem er den ordensfeindlichen Kandidaten Dietrich Damerow in heftiger Fehde 1387 zur feierlichen Abbitte vor Meister und Gebietigern zwang, und von den stiftischen Ständen wohl Garantie für die Haltung des Bischofs erlangte.

Nach diesen Erfolgen wandte sich der Orden gegen das Erz-

stift selbst. Er benutzte mit großer Geschicklichkeit seine finanzielle Überlegenheit und die Zwistigkeiten, in die der schroffe Erzbischof vielfach mit seinen Vasallen geraten war. Die einen schützte er gegen Versuche des Erzbischofs, ihnen ihre Lehen zu entziehen, von den anderen erwarb er durch Darlehen von Geld ihre Güter als Pfandbesitz. Großes Aufsehen erregte es u. a., als er 1388 von Hermann von Üxküll durch Vorstreckung von 4000 Mark rig. das strategisch sehr wichtige Schloß Üxküll erwarb. Vergebens protestierte der Erzbischof dagegen bei seiner Stiftsritterschaft, vergebens klagte er in Avignon, vergebens wurde von neuem der Bann in verschärfter Form ausgesprochen. Der Orden wußte aus der Zuspitzung des Streites über Erwarten Nutzen zu ziehen: in mehreren Ständeversammlungen opponierte er heftig gegen das Eindringen der römischen Prozesse und Bullen nach Livland und beteuerte seine unausgesetzte Bereitwilligkeit, sich dem Schiedsspruche der Stände binnen Landes zu unterwerfen. Die Vasallen konnten nicht anders als zustimmen. Bedrohte doch der Erzbischof die ihnen so wichtige Verpfändungsfreiheit ihrer Mannlehen. So mußten die Prälaten nachgeben und zum Frühjahr 1391 in einen allgemeinen Ständetag willigen, auf dem die Streitsachen verhandelt werden sollten. Doch zu erscheinen wagten sie in letzter Stunde nicht. Der Erzbischof und ein Teil der Domherren flüchteten ins Ausland, indem sie dem Meister den Schutz der rigischen Kirche ans Herz legent. Doch dieser wies Briefe vor, die auf sehr verdächtige Beziehungen zwischen den Prälaten und dem Könige von Polen und Großfürsten von Litauen, Jagiello, hindeuteten, besetzte die schlecht bemannten Schlösser des Erzstiftes und übernahm die Verwaltung der rigischen Kirche, deren Einkünfte nach Abzug der Unkosten für die päpstliche Kammer reserviert bleiben sollten.

Ein Ordenskapitel in Wenden einigte sich ferner dahin, mit großem finanziellem Aufwande den Papst Bonifaz IX., der für materielle Zuwendungen sehr empfänglich war, dem Orden geneigt zu machen: an Stelle des Erzbischofs Johann von Sinten sollte eine dem Orden genehme Persönlichkeit treten, das rigische Domkapitel in ein Stift des Deutschordens umgewandelt, d. h. ihm inkorporiert werden, falls es der Papst nicht vorziehen würde, die Einkünfte des Erzstiftes dauernd sich selbst vorzubehalten und dem Orden in Livland die ständige Verwaltung ohne Prälatenernennung zu überlassen. Trotz aller Gegnerschaft — in erster Reihe stand hier König Wenzel, der das Haupt des Ordens

vor ein Gericht nach Prag zitierte — siegte der Orden ob, denn seine Handsalben waren ausgiebiger als die der Gegner. Im September 1393 ernannte der Papst den Erzbischof Johann zum Patriarchen von Alexandria und erhob Johann von Wallenrode, einen Vetter des kürzlich verstorbenen Hochmeisters Konrad von Wallenrode, zum Erzbischof von Riga. Eine weitere Bulle gewährte alle dem Orden in Preußen zustehenden Rechte ihm auch für Livland, eine dritte, die im März 1394 erging, inkorporierte das rigische Domkapitel in den Orden: niemand, war ausdrücklich gesagt, dürfe in der rigischen Kirche ein geistliches Amt erhalten, der nicht vorher das Gelübde des Ordens abgelegt hätte. Sobald aber die Mehrheit im Domkapitel aus Ordensbrüdern bestehe, sollte es aus dem Augustinerstifte in ein Ordensstift umgewandelt werden. Im Dezember 1393 wurde der neue Erzbischof von Riga auf der Marienburg feierlich in den Deutschen Orden eingekleidet, der dort anwesende Meister Bruggenoye führte ihn 1394 selbst ins Erzstifte ein und forderte die erzstiftischen Vasallen zu sofortiger Huldigung auf.

Doch hier erhob die ordensfeindliche Gegenpartei ihr Haupt zu erbittertem Widerstande. Er ging von einer Gruppe der Vasallen aus, die mit der Landesverwaltung des Ordens in Konflikt geraten waren. Die mächtigsten Geschlechter, so Bartholomäus Tiesenhusen, dann die Rosen, Üxküll, Salza, Pahlen, Koskull, Ungern, Aderkas trotzten dem neuen Erzbischof und flohen zu Dietrich Damerow, dem Bischof von Dorpat, der längst wieder der Mittelpunkt aller ordensfeindlichen Machenschaften geworden war und Wallenrode die Anerkennung verweigerte. In seinen Ständen, bei denen der Ordenshaß traditionell war, fand Damerow lebhafte Unterstützung, und bald umspann ein Netz ordensfeindlicher Intrigen In- und Ausland. Damerow setzte sich mit Johann von Sinten und dem ins Ausland geflüchteten alten Domherrn in Verbindung, und beide beschlossen, durch Erwählung von „geistlichen Söhnen" (Koadjutoren) aus der Mitte ausländischer Fürstenhäuser sich deren tatkräftige Unterstützung gegen den kirchenräuberischen Orden zu verschaffen. Sinten, der die Wahl Wallenrodes als illegal bestritt und selbst den Erzstuhl behaupten wollte, wählte den erst dreizehn Jahre alten Herzog Otto von Pommern-Stettin, der mit Luxemburgern, Habsburgern, Hohenzollern und anderen deutschen Fürstenhäusern verwandt und bei König Wenzel gut gelitten war. Letzterer erkannte ihn denn auch bereitwillig an und ernannte Polen und die skandinavischen Reiche,

die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Magdeburg, die Herzöge von Pommern und Mecklenburg und die Städte Lübeck, Stralsund, Riga und Dorpat, sowie die Vasallen der rigischen und dörptschen Diözese zu Konservatoren der angegriffenen rigischen Kirche. Damerows Wahl fiel auf einen jungen Mecklenburger, Albrecht, der freudig annahm und mit Unterstützung der Vitalienbrüder nach Livland kam. Letztere waren Seepiraten, die in den achtziger Jahren im dänisch-mecklenburgischen Kriege eine gefürchtete Rolle gespielt und ihren Namen — Viktualien- oder Vitalienbrüder — von der 1392 durchgeführten Verproviantierung Stockholms erhalten hatten. Beide „geistliche Söhne" trafen sich in Dorpat. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn unter diesen Umständen der Abfall vom Orden und Wallenrode nicht immer größere Dimensionen angenommen hätte, ja es schien einen Augenblick, als ob Wallenrode selbst seine Sache von der des Ordens zu trennen beabsichtigte. Es bedurfte sehr ernster Mahnungen des Hochmeisters an sein Gelübde, um ihn zu einer wenigstens äußerlich korrekten Haltung gegenüber dem Orden, dem er ja selbst angehörte und aus dessen Gliedern sein neugebildetes Domkapitel bestand, zu veranlassen. Die übrigen Gegner des Ordens ließen sich aber weder durch Ermahnungen noch durch Drohungen des Hochmeisters, noch durch wiederholte Erbietungen Bruggenoyes, auf Ständetagen oder durch Vasallenschiedsgerichte die Streitpunkte zu schlichten, zum Frieden bestimmen, ja sie vergrößerten die Zahl der mit dem Auslande geknüpften Verbindungen, indem sie 1396 mit dem mächtigen Großfürsten Witowt von Litauen ein Kriegsbündnis schlossen, aus dem für den Orden die ernstesten Gefahren entstehen konnten. Hatte man sich doch sogar über einen Kriegsplan geeinigt: von Süden sollte durch Kurland ein litauisches Heer auf Riga ziehen, während die Dörptschen und die flüchtigen rigischen Vasallen mit Vitalienbrüdern und weißrussischen Truppen Witowts von Norden und Osten ins Ordensland und ins Erzstift einfallen sollten. Der diplomatischen Geschicklichkeit des Ordens und der Treulosigkeit Witowts war es zuzuschreiben, daß aus diesen dunklen Wolken kein Blitz niederfuhr. Witowt benutzte, obwohl er mit dem Orden in Fehde lebte, die livländischen Wirren lediglich, um für sich möglichst gute Bedingungen herauszuschlagen. Er selbst war es, der dem Orden die mit vielen Siegeln beschwerten Bündnistraktate zeigte und sich in Widerspruch damit verpflichtete, den Gegnern des Ordens den Durchgang durch Litauen zu wehren. Dadurch wurde den Prälaten

die wichtigste Hilfe entzogen, und nun schlug Bruggenoye, durch Truppen aus Preußen verstärkt, gegen die unverbesserlichen dörptschen Verschwörer los. Er verheerte das Stift, schlug die Vitalienbrüder bei Narwa und stand Ende des Jahres als militärischer Sieger da. Aber Herr im Lande war er der großen Zahl erbitterter Gegner gegenüber doch nicht, denn es lag in der Natur der livländischen Verhältnisse begründet, daß sich der Hegemonie des Ordens gegenüber die Gegner um so fester zusammenschlossen, je größer die Erfolge des Ordens waren. Waren es bisher Prälaten und Städte gewesen, die ihm opponiert hatten, so traten nunmehr, wie schon die letztgeschilderten Ereignisse erkennen lassen, die Vasallen zu den Gegnern des Ordens über, von dessen Kräftigung sie eine Einschränkung ihrer Machtsphäre befürchteten. Das erkannte der livländische Orden sehr wohl, aber er war auch entschlossen, nicht zurückzuweichen. Umstände, die stärker gewesen sind als er, die aus den großen europäischen Verhältnissen resultierende Politik des Hochmeisters haben verhindert, daß dem Streben des livländischen Ordens kurz vor dem endgültigen Siege das Vollbringen gefolgt ist. Der Deutsche Orden brauchte Frieden in Livland, um freie Hand in der großen Politik Osteuropas zu haben, die durch zwei Momente entscheidend bestimmt wurde: die 1397 zu Calmar geschlossene Personalunion der drei skandinavischen Reiche und die unmittelbar bevorstehende Union der beiden westslawischen Reiche Polen und Litauen.

Preußen war von allen Seiten von Feinden umgeben. „Wenn sich der Krieg in Livland noch lange hinzog und die livländischen Ordensfeinde in beiden slawischen Reichen um Hilfe schrieen und immer heftiger gegen den Orden hetzten", mußte die gefürchtete litauisch-polnische Union sich schließlich auch gegen Preußen wenden, zumal die Calmarer Union eine direkte Bedrohung des Ordens in sich schloß. Denn dieser hatte bisher seine gebietende Stellung an der Ostsee auf die Uneinigkeit der skandinavischen Reiche aufgebaut. Dem geeinigten Skandinavien aber schlossen sich mit Eifer andere Ordensfeinde an, so die Herzöge von Pommern, die als Verwandte des dänischen Königshauses und polnische Lehnsleute nicht minder aber durch ihre territoriale Position in jeder Hinsicht gefährlich waren.

Dazu gesellte sich die Hanse, welche den Orden mit steigendem Mißtrauen verfolgte, da er, insonderheit in Preußen, Großkaufgeschäfte ersten Ranges betrieb. In ihm sah die Hanse einen Konkurrenten, der weit ernster zu nehmen war als die geeinten skandinavischen

Reiche, selbst für den Fall, daß auch diese auf eine Einschränkung der hansischen Kaufmannsprivilegien hinarbeiten würden. Und in der Tat: außer der Hanse hat keine Genossenschaft so tatkräftige merkantile Interessen verfolgt, wie der Deutsche Orden, der durch seine beiden Handelsämter in Marienburg und Königsberg, denen besondere Großschäffer vorstanden, und durch ihre Lieger (d. h. Bevollmächtigte in den Hafenplätzen) in Danzig, Thorn, Elbing, Livland, Flandern, Schottland und England einen großartigen internationalen Handel organisiert hatten. Die Hanseaten taten daher alles, um dem Ordenshandel Hindernisse zu bereiten und seiner politischen Machtentfaltung entgegenzuarbeiten.

Unter dem starken Druck, den der durch die dargelegten Erwägungen geleitete Hochmeister Konrad von Jungingen ausübte, verstand sich der livländische Meister, nachdem im Lande durch Präliminarverhandlungen bereits eine Waffenruhe herbeigeführt worden war, zu Verhandlungen außerhalb Landes, in Danzig. Hier ist dann eingetreten, was er gefürchtet hat: der militärisch siegreiche livländische Orden erlitt eine völlige diplomatische Niederlage, indem seine Interessen den preußischen aufgeopfert wurden.

Vom 24. Juni bis zum 15. Juli 1397 tagte in Danzig ein ungemein zahlreich besuchter Kongreß: der Hochmeister und alle preußischen Ordensgebietiger, der livländische Meister, der Landmarschall und die Komture von Reval und Fellin wie der Vogt von Wenden vertraten den Orden. Erschienen waren: drei Bürgermeister von Riga, einer von Reval, vier harrisch-wierische Vasallen; aus dem Erzstift der Erzbischof Johann von Wallenrode und ein Domherr des neuen Kapitels, der verschlagene Johann Lodowici, der bereits im alten Kapitel gesessen und mit Wallenrode Frieden gemacht hatte, ferner drei rigische Vasallen als Bevollmächtigte der flüchtig gewordenen rigischen Stiftsvasallen. Ösel wurde durch einen Dompropst, Dorpat durch Damerow, den Abt von Falkenau, einige Geistliche, acht Abgeordnete der Vasallen, drei Bürgermeister, einen Ratmann und einen aus der Gemeinde vertreten. Aus Preußen waren ferner anwesend: die Bischöfe von Ermland, Pomesanien, Leslau, drei Bürgermeister von Danzig und zwei Ordensvasallen. Zur Wahrung der hansischen Interessen hatte Lübeck zwei Herren vom Rate und dessen Sekretär abgesandt. Zeitweilig waren schließlich pommersche, mecklenburgische, polnische und litauische, an den Hochmeister geschickte Gesandten anwesend. Fürwahr eine illustre Versammlung! Bedeutsam genug waren aber auch die

Beschlüsse, die in der Form schiedsrichterlicher Entscheidungen von den Parteien gefaßt und besiegelt wurden. Zuerst schloß Wallenrode mit seinen Vasallen Frieden, die ihm huldigten und in alle Güter und Privilegien eingesetzt wurden. Von größter prinzipieller Bedeutung war aber die Bestimmung: „Das für den Deutschen Orden in Livland ausgewirkte Privileg, wonach die Untersassen der Kirchen Riga, Ösel, Dorpat und Kurland dem Orden bei seinen Kriegszügen Heeresfolge leisten und ihm bei der Landesverteidigung ihrer Macht entsprechend helfen sollen und dazu gezwungen werden dürfen, soll in allen seinen Artikeln und Teilen, sofern sich daraus eine Beschwerung der genannten Kirchen und ihrer Untersassen ergibt, ungültig sein, und man soll sich so geschaffene Privilegien nie mehr auswirken." Welch ein Umschwung, welch ein Rückschlag auf die militärische Schlagfertigkeit des Ordens, daß er, selbst zur Landesverteidigung, auf jeden Zwang hinsichlich der stiftischen Heeresfolge förmlich verzichten mußte! Sogar auf Kurland sollte sich der Verzicht erstrecken — doch ist er tatsächlich dort nicht in Kraft getreten. Es ist klar, daß der Verzicht auf die Heeresfolge der stiftischen Vasallen kräftigend auf ihre Selbständigkeit wirken, die Macht der Bischöfe aber in größere Abhängigkeit von ihren Vasallen bringen und herabdrücken mußte. Aber noch mehr — auch eine Rückwirkung auf die harrischwierischen Vasallen konnte nicht ausbleiben: ließen sich die Stiftischen vom Orden zu direkter Kriegsfolge zwingen, so waren sie als Ordensuntertanen um so weniger in der Lage, gegen große Ansprüche beim Kriegsdienste zu opponieren.

Obwohl im Friedensinstrumente davon nicht die Rede ist, hat Damerow Wallenrode den Suffraganeid geleistet; von den „geistlichen Söhnen", Otto von Stettin und dem Elekten Damerows, der an Stelle des bereits verstorbenen Mecklenburgers getreten war, wird gleichfalls nicht gesprochen, man hat diese stillschweigend heimwärtsziehen lassen. Auch der Inkorporierung des Erzstiftes in den Orden geschieht keine direkte Erwähnung, sie wurde als weiterbestehend angesehen. Es fragte sich nur, wie sich das alte Domkapitel, mit dem kein Friede geschlossen war, zur Inkorporierung stellen und welche Wege Wallenrode dem Orden gegenüber gehen würde, zumal in Danzig seine Haltung mehr als zweifelhaft gewesen war.

Bereits auf der Danziger Versammlung trat der Umschwung zugunsten der harrisch-wierischen Vasallen zutage, deren Vertreter dort anwesend waren. Am 13. Juli erhielten sie vom Hochmeister Konrad

von Jungingen einen Gnadenbrief ausgefertigt, der sie in den Besitz langersehnter, ein halbes Jahrhundert von dem aufstrebenden livländischen Orden verweigerter Lehnsrechte brachte. Die Jungingensche „Gnade" hob das Mannlehen des Waldemar-Erichschen Rechtes auf und dehnte die Erbfolge in allen Lehngütern der harrisch-wierischen Vasallen auf beide Geschlechter und auf die ganze Seitenverwandtschaft bis ins fünfte Glied aus. Nur bei gleicher Gradnähe wurde dem männlichen Geschlechte der Vorzug gewährt. Dieses neue Lehnerbrecht wurde zugleich als ein Indigenatrecht aufgefaßt, das den in Harrien-Wierland ansässigen Erben ein besseres Erbrecht als auswärtigen Erben zusichern sollte, selbst wenn diese dem Blute nach der Erbschaft näher standen. Es war das eine Auffassung, die von den Auswärtigen natürlich aufs heftigste bestritten wurde, 1452 gleichwohl vom Hochmeister Ludwig von Erlichshausen feierlich bekräftigt worden und bis zum Ende der livländischen Konföderation in Geltung geblieben ist. Erst die schwedische Zeit brachte eine Änderung.

Von der allgemeinen Opposition gegen den Orden legte auch das Auftreten der Hanse in Danzig Zeugnis ab. In ihren Kreisen hatte man gefürchtet, der Orden werde die livländischen Städte zur Anerkennung seiner Gleichberechtigung für den Handel in Nowgorod zwingen. Ausdrücklich wurde deshalb festgesetzt, daß die Friedenschließenden in allen ihren Landen einander und ihren geistlichen und weltlichen Untersassen wie dem gemeinen deutschen Kaufmann auf allen gewohnten Straßen zu Wasser und zu Lande freien Verkehr gewähren sollten, und keine neuen Wege zum Schaden des Christentums in Livland machen und brauchen dürften.

„Hart genug" — so hat O. Stavenhagen, der neueste Darsteller dieser Zeit gesagt — „war es für den Orden in Livland am Schluß eines Jahrhunderts, das er in erfolgreicher Arbeit um ein hohes Ziel durchkämpft hatte und mit einem entscheidenden Erfolge abzuschließen hatte hoffen dürfen, nun eine politische Niederlage hinnehmen zu müssen, die ihn weit zurückwarf. Die Staatsidee, deren einziger Vertreter in Livland der Deutsche Orden war, die sich in ihm während des 14. Jahrhunderts so stark erhoben hatte, zu deren berechtigtem Träger ihn vor allen anderen Ständen des Landes die Tüchtigkeit seiner bisherigen Landesverwaltung machte, diese livländische Staatsidee traf im Danziger Frieden von 1397 ein Schlag, den sie nie mehr verwunden hat."

„Besonders schlimme Folgen des Danziger Tages waren zunächst

die Zuspitzung in der Auffassung des Interessengegensatzes zwischen Livland und Preußen und die damit zusammenhängenden inneren Konflikte im Orden. Vor ihnen mußte der Kampf um den Einheitsstaat in Livland zurücktreten. Sie schwächten den ganzen Orden und trugen wesentlich dazu bei, daß der Orden gerade in Preußen die politische Stellung, die er im 14. Jahrhundert errungen hatte, weder nach innen noch nach außen zu behaupten vermochte. Der Preis, den der Orden in Livland für den Frieden zu Danzig zahlen mußte, hat nicht, wie der Hochmeister Konrad von Jungingen wollte und hoffte, die Behauptung Preußens erleichtert, er hat vielmehr mitgewirkt, den Tag von Tannenberg (wo der Orden durch Polen-Litauen vernichtend geschlagen wurde) so unglücklich für den Deutschen Orden werden zu lassen."

* * *

Wir sind damit zur Darstellung der Beziehungen des Ordens zu Polen und Litauen gekommen, die vom Ausgange des 14. Jahrhunderts bis zum Ende livländischer Selbständigkeit für das Land ausschlaggebend geblieben sind.

Doch bevor wir von ihnen reden, müssen wir der Entwickelung der äußeren städtischen Verhältnisse in Livland gedenken, wie sie durch die Zugehörigkeit der livländischen Städte zur Hanse bedingt wurden. Wir werden auch hier, trotz des Sieges des Ordens von 1330, eine steigende Autonomie und zugleich ein Hineinwachsen in die große Politik wahrnehmen, die sich in ihren Konsequenzen gegen die unitarischen Tendenzen des Ordens richteten und in einem engeren Zusammenschluß der livländischen Städte gipfelten. Das wird uns zugleich Gelegenheit geben, die skandinavischen Verhältnisse, soweit sie Livland berühren, darzulegen.

Aus den Versammlungen des gemeinen deutschen Kaufmannes in Livland, an denen im 13. Jahrhundert Vertreter der einzelnen livländischen Städte teilnahmen, entwickelten sich wohl schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit der zunehmenden Bedeutung der livländischen Städte und ihres Handels Versammlungen livländischer Ratsendeboten, zu denen — nunmehr unter Verkehrung des Verhältnis —, Abgesandte des gemeinen deutschen Kaufmannes hinzutraten. Handelte es sich um flandrische Dinge, so wurden diese Tage wohl durch den Vertreter Wisbys berufen und geleitet, galt es den Handel mit Rußland, so erschienen wohl auch Gesandte Lübecks. Allmählich nahmen die Ver-

sammlungen immer mehr den Charakter von Städtetagen an. Für die Jahre 1350 bis 1385 lassen sich neununddreißig livländische Städtetage nachweisen, von denen der erste in Fellin zusammengetreten ist. 1359 hat die erste nachweisbare Besendung eines Hansetages durch die livländischen Städte stattgefunden, denen sich bis 1385 dreizehn von livländischen Ratsendeboten besuchte Hansetage anschließen. Meist wählte man zum Versammlungsorte die im Mittelpunkte des Landes liegenden Städte, so Walk oder Wolmar, Riga hat von etwa 140 Tagfahrten bis Ende des 15. Jahrhunderts nur vier, Reval gar nur eine in seinen Mauern gesehen. Riga, Reval und Dorpat waren natürlich die ausschlaggebenden Faktoren, aber auch die kleineren Städte, Pernau, Wenden, Wolmar, Fellin, Windau, Goldingen, Lemsal und Kokenhusen schickten ihre Vertreter. Vielleicht gehörte auch Roop zu den Hansestädten, Walk dagegen war keine Stadt und war ebensowenig dazu zu rechnen wie Narwa, das sich wohl allen Beschlüssen der livländischen Städte und der Hanse zu fügen, aber nicht mit zu raten hatte, weil die Eifersucht der anderen Städte seinen Eintritt zu hindern wußte. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts sind die kleineren Städte mehr und mehr zurückgetreten und besandten die Tage vielfach gar nicht mehr. An der Spitze stand stets Riga, unse oldeste. Es vermittelte den Verkehr mit dem Auslande, vor allem mit Lübeck, erließ die Einladungen zu den livländischen Städtetagen, zu denen die Sendeboten mit festen Instruktionen ihrer Städte zu reisen pflegten. Die ganze Stellung Rigas erforderte natürlich unendlich viel Geduld, Takt und Vorsicht, denn da man bei dem Mangel irgendwelcher Statuten über die Frage, ob die Beschlüsse auch für die Minorität bindend seien, nicht einig war, so kam alles darauf an, durch lange Beratungen zu einem alle befriedigenden Kompromiß zu gelangen, damit die „Rezesse" nicht nur untersiegelt, sondern auch in Kraft gesetzt würden. Auf den Städtetagen hat man die Boten zu den Hansetagen ins Ausland instruiert, hier ihre Berichte entgegengenommen, neue Abgaben und Strafen beraten, kurz „alles, was nur irgend auf die hansische Zone Bezug hatte", zum Gegenstand der Verhandlungen gemacht. Angelegenheiten des ganzen Landes dürften jedoch nicht oft zur Besprechung gekommen sein.

Welche Stellung die livländischen Städte im Gefüge der Hanse einnahmen, ergibt sich aus einer Darlegung der hanseatisch-skandinavischen Politik in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In Dänemark hatte Waldemar IV. den zerrütteten Zuständen seit Erich Men-

veds Tode (1319) ein Ende gemacht. Der tatkräftige, verschlagene neue Monarch hatte die einzelnen Landesteile der Krone zurückgewonnen und vermochte, wenn er auch Estland 1346 an den Deutschen Orden verkaufte, sich um so stärker gegen Schweden und die norddeutschen Mächte — Orden, Hanse und die Fürsten — zu behaupten. Die Hansestädte, deren Handel unter dem chronischen Seeraub während der skandinavischen Anarchie schwer gelitten hatte, stellten sich anfänglich nicht unfreundlich gegen Waldemar, von dem sie Frieden auf der Ostsee erhofften; der Orden aber befürchtete mißtrauisch von einer Erstarkung Waldemars den Widerruf des Verkaufs von Estland. Doch Waldemars Gewalttaten führten diese beiden Mächte schnell zusammen. Nicht genug, daß er den wendischen und preußischen Städten die Handelsprivilegien in Schonen vorenthielt, dessen Heringsfang für sie geradezu eine Lebensfrage war, — im Juli 1361 überfiel er plötzlich Gotland und bemächtigte sich Wisbys, der reichen Handelsempore in der Ostsee. „Der ganze Ostseehandel war in Frage gestellt", eilends mußten die Städte Maßnahmen dagegen ergreifen. Bereits am 7. September traten zu Greifswalde Abgesandte der Hanse und des Ordens zusammen und beschlossen bei Strafe an Leib und Gut völlige Handelssperre gegen Dänemark und Erhebung eines Zolles zur Bestreitung der Kosten des Krieges. Lübeck forderte hierauf Reval und durch dieses die anderen livländischen Städte auf, mit Schiffen, Knechten und Zollerhebung Beistand zu leisten. Die Livländer antworteten Anfang 1362, der Handelssperre und Zollerhebung träten sie bei, Schiffe und Bewaffnete würden sie aber ablehnen. Der gleich darauf ausbrechende Krieg gegen Dänemark nahm ein sehr unglückliches Ende: die stolze Flotte der wendischen Städte wurde vor Helsingborg völlig geschlagen und ihr Führer, der lübische Bürgermeister Johann Wittenborg, schloß übereilt einen Waffenstillstand, für den er später in Lübeck hingerichtet wurde. So nachhaltig wirkte dieser Schlag, daß trotz aller andauernden Schädigungen durch die Skandinavier zur See, die Städte einem neuen Kampfe auswichen und den Stillstand bis Januar 1364 verlängerten. Aus der Lockerung des Bundes haben die Livländer für sich kommerzielle Vorteile zu ziehen gewußt: als ein Hansetag zu Lübeck im Juni 1363 zusammentrat, machten die gemeinsam vorgehenden Livländer ihre weitere Unterstützung gegen Dänemark von Zugeständnissen in Nowgorod abhängig: Riga, Reval und Dorpat erhielten die „Verwahrung" des dritten Teiles vom deutschen Hofe zu St. Peter in Nowgorod

und die Zusicherung, daß der Oldermann des Hofes nicht mehr abwechselnd ein Lübecker und ein Gotländer sein müßte, sondern frei aus der ganzen Hanse gewählt werden könnte.

Zum Wiederausbruch des Krieges aber kam es gleichwohl noch nicht, vielmehr wurde im November 1365 zu Wordingborg ein der Hanse wenig günstiger Friede abgeschlossen. Die Städte waren sich trotzdem der unhaltbaren Lage wohl bewußt. Die wendischen Städte gaben sich daher große Mühe, für den neuen Kampf den hansischen Bund in engere und festere Formen zu fassen. Zu diesem Behufe fand im Juni 1366 ein Lübecker Haupttag statt, auf dem die Livländer in Person erschienen. Als dann dem Wordingborger Frieden neue Vertragsbrüche Waldemars folgten, der Seeraub überhandnahm und der König seine Herrschaft über die Meerengen noch mehr festigte, ja als er auch zu den livländischen Bischöfen in bedenklich erscheinende Beziehungen trat, fanden die Mahnungen des Hochmeisters sich zu einem neuen Kriegsbündnisse gegen Dänemark zusammenzuschließen, bei den wendischen Hansestädten allgemein Anklang. Im November 1367 wurde in Köln eine Konföderation der livländischen und wendischen, preußischen und niederländischen Städte gegen Waldemar und seinen Verbündeten Hakon von Norwegen abgeschlossen, die auch namens Rigas, Dorpats und Revals besiegelt worden ist. Zu Anfang des folgenden Jahres erschien hierauf ein lübischer Gesandter in Livland, um die materielle Teilnahme der livländischen Städte festzustellen. Diese sandten denn auch ein großes Kriegsschiff und zwei kleine, die unter dem Befehl des rigischen Ratmannen Bernhard Hoppener standen, zum Geschwader ab. Ferner wurde der Pfundzoll in allen Häfen Livlands erhoben, zum Zwecke des Krieges eine gewisse Quote des Schosses festgesetzt, die sich im ersten Kriegsjahre auf 1744 Mark rigisch (etwa 200000 Reichsmark) belaufen hat. Diesmal verliefen die kriegerischen Operationen glänzend. Schon vor ihrem Beginn floh Waldemar außer Landes nach Pommern, um hier Hilfe zu suchen; am 2. Mai zerstörte die hansische Flotte Kopenhagen, im Juni eroberte sie Schonen und bald darauf bat Hakon um Waffenstillstand. Als im Herbste 1369 das tapfer verteidigte Helsingborg kapitulierte, schloß die dänische Regentschaft einen Waffenstillstand, dem im Mai 1370 der Definitivfriede zu Stralsund folgte. Aus Livland waren die Ratsendeboten Arnold von Vorwerke aus Riga, Johann Vorste aus Dorpat und Heinrich Wulff aus Reval erschienen. Der glorreiche Friede gewährte den Hansen

freien Handel zu Wasser und zu Lande, brachte die Bestätigung aller Privilegien und übergab ihnen als Sicherheit auf fünfzehn Jahre Schonen mit seinen Vogteien und Schlössern und zwei Dritteln aller Einkünfte. Ferner versprachen die Dänen „keinen Herrn zu empfangen, es sei denn mit der Städte Rat und er habe den Städten ihre Freiheiten mit seinem großen Siegel und mit den von den Städten bezeichneten Zeugen besiegelt" — eine Bestimmung, die sich jedoch nur auf Waldemars eventuelle Rückkehr, Abdankung oder Tod bezog, nicht auf alle künftigen Königswahlen. An den großen Handelsvorteilen des Stralsunder Friedens hat Livland vollen Anteil genommen, das Recht, sich an der Verwaltung Schonens zu beteiligen, hat es jedoch nicht ausgenutzt, es überließ das vielmehr den wendischen Städten. Von den sehr fraglichen Überschüssen der Verwaltung haben die livländischen Städte einmal nach langem Drängen 400 Mark lübisch erhalten.

Die Kölner Konföderation war auf drei Jahre geschlossen worden. Zum Nachteil der Hanse wurde sie nicht wieder erneuert und ist nach 1385 aufgelöst worden. Es war das um so bedauerlicher, als die skandinavischen Verhältnisse andauernd kritisch blieben. Zwar bestätigte Olaf, der Sohn von Waldemars Tochter Margarete, die mit Hakon von Norwegen vermählt und Nachfolger desselben in Dänemark war, 1376 den Stralsunder Frieden, aber der Sohn der älteren Tochter Ingeborg, Albrecht von Mecklenburg, machte ihm den Thron streitig. Die Hanse erkannte nach kurzem Schwanken Olaf an, der 1380 auch Norwegen erbte. In beiden Ländern regierte die kluge Margarete für den unmündigen Sohn, während in Schweden ein Oheim des Mecklenburgers, gleichfalls Albrecht von Mecklenburg, auf die deutschen Elemente Stockholms gestützt, sich behauptete. Ein andauernder, halb verdeckter Kriegszustand auf der Ostsee war die Folge dieser Verhältnisse. Namentlich deutsche Seeräuber im Dienste der Mecklenburger machten die Meere unsicher und wurden so mächtig, daß die Städte mit ihnen wiederholt förmliche Waffenstillstände abschließen mußten, zumal ihnen Fürsten und deren Große, die häufig am Kapergewinn beteiligt waren, allen erdenklichen Schutz zuteil werden ließen. Wenn die Städte davor zurückschreckten, das Übel mit der Wurzel auszurotten, so hing das mit der Scheu der vor allem in Lübeck herrschenden Ratsaristokratie zusammen, denn diese fürchtete die Demokratie der Zünfte, welche bei jedem Kriege Klagen laut werden ließ und dem Rate das Regiment erschwerte, während andrerseits die benachbarten Fürsten gern

demokratische Erhebungen unterstützten. Dazu gesellte sich bei den Städten vielfach die Opposition gegen den Deutschen Orden, der als Konkurrent gefürchtet war und von dem man glaubte, er würde bei einer dauernden Niederwerfung Dänemarks um so höher steigen und Lübeck und den anderen wendischen Städten gefährlich werden. Das war auch der Grund, weshalb Lübeck, als 1385 der Termin der Rückgabe von Schonen gekommen war, auf diese bestand, obwohl der von den Dänen verweigerte Schadenersatz für die Seeräubereien der letzten fünfzehn Jahre Grund genug zu einer Weigerung gegeben hätte. Vergebens erschienen in Stralsund, wo die Verhandlungen geführt wurden, die beiden Mecklenburger und boten die festesten Bündnisse gegen Dänemark an, vergebens beauftragten in diesem Sinne die preußischen und livländischen Städte ihre Vertreter, vergebens wiedersetzte sich der Hochmeister — Lübeck siegte ob: Schonen wurde zurückgegeben, die Kölner Konföderation löste sich auf — und die Ostsee blieb der Schauplatz seeräuberischer und kriegerischer Vorfälle.

Es war nur erklärlich, wenn gegenüber dieser von Lübeck geleiteten Politik, die im Grunde ebenso egoistisch wie kurzsichtig war, der Deutsche Orden dem Gedanken näher trat, ob es nicht möglich wäre, „eine territoriale Ablösung der preußischen und livländischen Städte von dem hansischen Gesamtbunde herbeizuführen". Nach jeder Richtung hin lag eine solche Politik in den Zielen des Ordens und seiner in Preußen wie in Livland verfolgten militärischen Ziele begründet. Gelang es, die preußischen Städte von der engen Verbindung mit den anderen Hansen zu lösen, die livländischen aber enger mit den Preußen zu verbinden, „die großen Mittel des Ordens mit den materiellen und intellektuellen Kräften der Städte zur Erreichung politischer Ziele zu vereinigen" — dann war „gewiß die sicherste Grundlage für die territoriale Zentralisierung des Ordensstaates gewonnen, dann war auch in Livland die Unterwerfung der Bischöfe und ihrer Vasallen unter die staatliche Gewalt des Ordens eine notwendige Folge".

Der Anfang schien nicht aussichtslos. An die Livländer pflegten die Einladungen zu den Hansetagen auch durch die preußischen Städte zu ergehen: mehrfach berichteten diese nach Livland über ihre Stellungnahme, mehrfach übertrugen die Livländer den Preußen ihre Vertretung, so auch 1385. Die livländischen Städtetage standen ferner in enger Beziehung zum livländischen Meister und zum Hochmeister, der

einmal sogar als Appellationsinstanz zwischen Riga und dem Orden in Livland erscheint. Aber schließlich ist der Plan doch vollständig gescheitert. In Preußen waren die Städte auf den Großhandel des Ordens allzu eifersüchtig, in Livland aber, wo dieses Moment weniger in Betracht kam, da der livländische Orden keinen offiziell organisierten Handelsbetrieb besaß, hatten sich die drei großen Städte zu verschieden entwickelt, als daß sie den Zielen des Ordens hätten beistimmen können. Nur bei Reval, das im alten Gegensatze zu den Harrisch-Wierischen sich stets eng an den Orden angelehnt hatte, hätte der Orden Entgegenkommen finden können, Riga dagegen, das die Wunde von 1330 nicht verschmerzt hatte und von Reval und Dorpat durch Handelskonkurrenz getrennt war, da es von ihnen im Handel mit Nowgorod und Pleskau zurückgedrängt wurde, tat widerwillig nur, was es mußte; Dorpat aber opponierte dem Orden seit jeher, wo es nur konnte. Einer Vereinigung mit den preußischen Städten widerstrebte schließlich auch die egoistische Handelspolitik aller Livländer, welche die preußischen Kaufleute möglichst von Nowgorod fernzuhalten suchte.

Gegen die Ordenspolitik arbeitete selbstverständlich auch die Hanse. Ohne Zweifel war es gegen den Orden gemünzt, wenn der Lübecker Hanserezeß von 1381 ausdrücklich bestimmte, daß Zwistigkeiten der Städte ohne Hinzuziehung der Landesherren durch den Schiedsspruch der Nachbarstädte oder durch Vermittelung der gemeinen Städte zu schlichten seien.

So hat der Orden der allgemeinen Opposition der Städte nicht Herr werden können, zumal seine Macht, trotz scheinbarer und wirklicher Erfolge, sowohl in Preußen wie in Livland im Niedergange begriffen und durch die sich emportürmenden Schwierigkeiten der auswärtigen Politik zu sehr gebunden war. In Livland hatte die Entwickelung der Dinge zur Niederlage des Ordens im Frieden von Danzig geführt, in Preußen beschäftigten den Hochmeister die skandinavischen und polnisch-litauischen Fragen in immer steigendem Maße.

Wir haben hier die skandinavischen Verhältnisse in ihrer Entwickelung in Kürze weiter zu verfolgen. Nach dem Danziger Frieden hatte der Hochmeister Konrad von Jungingen ihnen seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt, der Gang der Ereignisse begann dem Orden sehr unbequem zu werden. War hier doch 1389 der König von Schweden, Albrecht Herzog von Mecklenburg, von der Königin Margarete von Dänemark besiegt und gefangen worden. Die Hauptstadt Stockholm behauptete sich jedoch, und die mecklenburgischen Herzoge und Stände traten für

den Gefangenen ein und bemächtigten sich im Bunde mit den Vitalienbrüdern 1392 der Insel Gotland. Da vermittelten endlich 1395 Lübeck und der Hochmeister einen dreijährigen Frieden: König Albrecht wurde freigelassen, und sieben Städte, darunter Lübeck und Reval, verbürgten sich, daß er nach drei Jahren entweder in die Gefangenschaft zurückkehren oder 60000 Mark Silber zahlen oder Stockholm ausliefern werde. Trotz des Widerstandes des Hochmeisters setzte Lübeck, in beständiger Gegnerschaft gegen den Orden, im Einverständnis mit der Unionskönigin Margarete, die Auslieferung von Stockholm durch. Der Hochmeister, der mit Recht von dem Erstarken der Unionskönigin eine Gefahr nicht nur für seinen Ostseehandel, sondern für die estländischen Besitzungen, auf die Margarete ihr Augenmerk gerichtet hatte, befürchtete, war im Frühjahr 1398 energisch in den Krieg eingetreten und hatte mit seiner Flotte die Insel Gotland besetzt. In Verbindung mit den deutschen Kaufleuten in den skandinavischen Reichen hoffte er die Union zunichte machen zu können. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Jungingen auch den Besitz Stockholms ins Auge gefaßt hat. Aber wieder trat die Hanse störend dazwischen: widerwillig gab Jungingen jetzt dem Drängen Lübecks nach und verzichtete auf Stockholm. Es war das ein Zurückweichen von dem großen Ziele der Ostseeherrschaft, dem Dominium maris baltici, wodurch der Meister die ganze Zukunft in Frage stellte.

V.

Der Deutsche Orden im Konflikte mit Polen und Litauen bis zum Frieden von Brest (1435). — Innerlivländische Zustände bis zur Landeseinigung von Walk (1435).

Zum Verständnis der Ereignisse muß in Kürze auf die ältere litauisch-polnische Geschichte zurückgegriffen werden. Wiederholt haben wir bereits von den Einwirkungen Litauens auf Livland gesprochen, insbesondere der Kämpfe um die Landschaft Samaiten (Schamaiten) am oberen Njemen gedacht, deren Besitz für den Orden als Durchgangsland von Preußen nach Livland eine militärische Notwendigkeit war. Die Schamaiten, kriegerische Heiden von unbeugsamem Freiheitsgefühl, hatten sich aber nicht nur den Ordensrittern mit Erfolg entgegengestellt, sondern auch allen Einheitsbestrebungen litauischer Fürsten widerstanden. Mindaugas' (Mindowe) dahin zielende Bestrebungen hatten durch seine Ermordung 1263 ein Ende genommen. Doch eine neue Dynastie nahm seine Pläne mit mehr Glück auf: Witen und Gedimin bildeten in endlosen Kriegen gegen Orden und Polen ein tüchtiges litauisches Heer und schützten durch Burgen die Grenzen. Im Inneren wuchs das russische Element immer stärker an, dessen Repräsentant David, Kastellan von Grodno, war. Polozk, Nowogrodok, Pinsk, Wladimir, Luzk, Wolhynien gehorchten Gedimins und Witens Winken, und unter Gedimins Sohn, Olgerd, fiel Kiew, die alte Hauptstadt Rußlands, Litauen zu. So war ein gewaltiger litauisch-russischer Staat, freilich ohne Verschmelzung seiner Völkerschaften, entstanden. Als Gedimin 1341 (1342) starb, zerstörte er zwar selbst sein Lebenswerk durch Teilung des Reiches in acht Fürstentümer, doch Olgerd und sein ritterlicher Bruder Kenstuit wußten den Auseinanderfall zu verhindern, indem sie sich beide unter

Anerkennung Olgerds als Oberherrn in die Ländermassen teilten. Olgerd herrschte in den mehr russischen, Kenstuit in den litauischen Gebieten, die jüngeren Brüder unter ihrem Schirm als Teilfürsten. Olgerds Einfluß reichte bis nach Pleskau, Nowgorod und Smolensk, Twer vermochte er gegen Moskau, Wolhynien gegen Polen zu verteidigen, die mongolische Horde zurückzudrängen, während Kenstuit, ein Vollblutlitauer in Fühlen und Denken, von Schamaiten und Litauen aus gegen den Orden kämpfte, geliebt und bewundert von seinem Volke, mit höchster Achtung genannt von den Gegnern. Olgerd starb 1377, er war Herr eines Reiches gewesen, das vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere, von der Oka zu Bug und Weichsel reichte, eines Reiches, über das er mit Kraft geherrscht und das er als einer der größten Staatsmänner des Mittelalters zu schirmen und zu mehren gewußt hatte.

Doch neue politische Komplikationen gewaltigster Art standen vor der Tür: der Zusammenschluß Litauens und Polens. Hier war, sieben Jahre vor Olgerd, König Kasimir (1370) gestorben, ein Monarch, der trotz aller Schlacken, die an seinem Charakter haften mögen, im Gedächtnis der Polen nicht ohne Grund als „der Große" fortlebt. Das polnische Kriegswesen hatte er neu eingerichtet und Polen zum Kampfe gegen den Orden tüchtig gemacht. Da er selbst ohne Söhne war, hatte er die Krone seinem Schwestersohne, König Ludwig von Ungarn, zugewandt, aber dieser schwache Mann vermochte sich nur mit Darangabe der wichtigsten Kronrechte an die Vasallen zu behaupten. Als er 1382 starb, war die Königsmacht tief erschüttert. Noch zu Lebzeiten hatte er seinen Schwiegersohn, Sigismund von Brandenburg (den späteren deutschen König), zum Nachfolger bestimmt, aber die polnischen Magnaten widersetzten sich dem deutschen Fürsten. Ludwigs Witwe Elisabeth erklärte hierauf, um die Krone ihrem Hause zu retten, sie sei zufrieden, wenn ihre jüngere Tochter Hedwig als Königin anerkannt werden würde. Da letztere erst 13 Jahre alt war, der polnischen zügellosen Aristokratie mithin keine Gefahr drohte, willigten die Magnaten ein. Sie wurde in Krakau gekrönt. Nun galt es, für sie einen genehmen Gemahl finden. Zwar war sie bereits mit dem Herzog Wilhelm von Österreich verlobt und sogar kirchlich getraut, doch die Polen, die keinen Deutschen wollten, zwangen sie, ihre Hand einem Manne zu reichen, an dessen Händen das Blut seiner nächsten Anverwandten klebte und dem die fromme, noch in den Kinderschuhen stehende Fürstin Abscheu entgegenbrachte: Jagiello, dem Sohne Olgerds. Durch feigen Meuchelmord hatte dieser seinen greisen

Oheim Kenstuit aus dem Wege geräumt und dessen Sohn Witowt zur Flucht in das Ordensgebiet gezwungen. Der gemeinsame Haß gegen den Deutschen Orden, der in Polen wie Litauen nie endete, ließ ihn den Polen als geeignetsten Prätendenten auf Thron und Ehe erscheinen. Das einzige ernsthafte Hindernis war, daß Jagiello noch Heide war. Doch schon Anfang 1385 versprach er, sich mit allen Litauern in den Schoß der katholischen Kirche zu begeben, worauf die Wahl erfolgte. Am 12. Februar 1386 hielt er seinen Einzug in Krakau, am 15. trat er zur katholischen Kirche über, am 18. fand seine prunkvolle Vermählung statt und am 4. März bestieg er als Wladislaw IV. den Thron der Piasten.

Die „Hochzeit von Krakau" wurde für den Deutschen Orden der Ausgangspunkt des Niederganges, wenn das Verhältnis Polens und Litauens zunächst auch noch ein schwankendes blieb, da Witowt und die litauischen Großen sich einer zu engen Verbindung widersetzten und der Orden diese inneren Zwistigkeiten diplomatisch geschickt zu verwerten gewußt hat. Schließlich haben aber die Verschlagenheit der Gegner und deren instinktiver Haß gegen den Orden die Oberhand gewonnen.

Die Politik des Ordens war klar vorgezeichnet: sie mußte auf eine dauernde Trennung Litauens von Polen, zum mindesten auf eine möglichst lange Verzögerung einer Union beider slawischen Staaten gerichtet sein. Der Großfürst Witowt schien denn auch diese Tendenz zu unterstützen, da eifersüchtige Abneigung gegen seinen Vetter Jagiello und hochfliegende Großmachtspläne, die den ganzen Osten umspannten, ihn dem Entgegenkommen des Ordens geneigt zu machen. Aber seine politische Unzuverlässigkeit verhinderte dauernde Abmachungen. Schon zweimal hatte er den Orden verraten, zweimal den Katholizismus angenommen, von dem er einmal zur griechischen Kirche abgefallen war, mehrfach hatte er mit Jagiello im Kriege gelegen und wieder Frieden geschlossen, als er 1392 von diesem das väterliche Erbe und die Großfürstenwürde erhielt, dem Vetter aber den Treueid leistete. „Nun begann für ihn die Zeit des großen Ehrgeizes." Smolensk gewann er 1395, Absichten auf Groß-Nowgorod traten zutage, ja „er ließ vernehmen, daß er zur Weltherrschaft bestimmt sei". Geschickt setzte die Ordenspolitik hier ein, indem sie ihn in diesen Plänen, die ihn im Osten beschäftigten und festhalten mußten, bestärkte. Im Herbst 1398 schloß der Orden zu Sallinwerder einen „ewigen Frieden". Hier erwarb von Wittowt wieder einmal Schamaiten, jenes viel um-

strittene Grenzland; ferner wurde bestimmt, daß in jedem Falle, von wem auch die Länder erobert werden sollten, Nowgorod an Litauen, Pleskau an den Deutschen Orden fallen sollten. In Sallinwerder waren auch der livländische Meister Bruggenoye und der Landmarschall Bernt Hevelmann erschienen. Widerwillig unterzeichneten sie den Vertrag, dem sie bei der Unzuverlässigkeit Witowts mit Recht keine lange Dauer beimaßen, und an dem sie wegen der Bestimmung über Nowgorod, das Livland stets zu seiner Interessensphäre gerechnet hatte, Anstoß nahmen. Bald zeigte sich die eine Voraussetzung der preußischen Ordenspolitik als nicht stichhaltig: die Pläne Witowts auf Eroberung des Ostens scheiterten. Im Juli 1399 war er mit großer Heeresmacht, zu welcher der Hochmeister 12 Ritter und 300 Gewappnete hatte stoßen lassen, gegen Timur aufgebrochen, um den von diesem vertriebenen Khan der goldenen Horde wieder einzusetzen, aber an der Worskla war er vernichtend geschlagen worden. Er beeilte sich, mit Jagiello Frieden zu schließen. Am 18. Januar 1401 kam es zu Wilna zu der ersten urkundlich bestätigten Union zwischen Polen und Litauen: das war eine schwere Niederlage der auf Durchkreuzung dieser Vereinigung gerichteten Hochmeisterpolitik! Bald zeigte sich, daß der Sallinwerder Vertrag dadurch hinfällig geworden war. Die Schamaiten, die nach heftiger Widerwehr im Januar 1401 Taufe und Ordensherrschaft anerkannt hatten, wurden von Witowt zum Aufstande aufgestachelt. Im März brachen sie die Ordensburgen und verjagten die Ordensbeamten. Offen griff jetzt auch Witowt selbst in den Kampf ein: 1403 brannte er Memel nieder und eroberte Dünaburg. Auch in Polen regte sich die Feindschaft gegen den umsichgreifenden Orden, der Pomerellen, das Kulmer Land, dann das Herzogtum Dobrzyn und 1402 auch die brandenburgische Neumark in Pfandbesitz genommen hatte. Gleichwohl scheute man auf allen Seiten vor einem großen Kriege zurück: die Slawen, weil sie ihre militärischen Kräfte noch nicht konsolidiert hatten, der Orden, weil er in einen Krieg mit Margarete von Dänemark verwickelt worden war, die Gotland bis auf Wisby erobert hatte, dann aber durch einen glänzenden Feldzug im Sommer 1404 wieder hinausgedrängt morden war. Im Mai 1404 daher vereinbarte der Hochmeister mit Jagiello und mit Witowt zu Raciaz an der Weichsel einen neuen Frieden, der die Bedingungen von Sallinwerder bestätigte. Polen verzichtete endgültig auf Pomerellen und das Kulmer Land und erhielt Dobrzyn gegen Bezahlung der Pfandsumme zurück. Die neumärkische Frage sollte durch feierlichen Schiedsspruch

geregelt werden. Besonders eindringlich war von allen Seiten abermals die Ordensherrschaft über Schamaiten festgelegt worden. Konrad von Jungingen glaubte sich so sicher, daß er in Kowno mit Witowt ein förmliches Bündnis abschloß. Er ahnte nicht, daß der schlaue Sarmate einige Wochen später dem Könige von Polen eine Urkunde ausstellen würde, in der er alles für null und nichtig erklärte, was der polnischen Krone nachteilig sein könnte — ein dehnbarer Begriff! In jedem Falle zielte der Hochmeister auf eine Trennung der Unionsstaaten nicht mehr ab.

Der livländische Meister hatte die Friedensverträge von Raciaz und Kowno nicht mit unterzeichnet, vielleicht, weil die Auffassung herrschte, Livland habe mit Polen direkt nichts zu tun, wahrscheinlich auch, weil man in Livland die preußische Politik wenig begünstigte.

Seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts hatte sich der livländische Meister Konrad von Vietinghoff mit Erfolg bemüht, die diplomatischen Mißerfolge des Danziger Friedens wettzumachen und den livländischen Orden seinen Einheitszielen näher zu bringen. Mit dem Erzbischof Johann von Wallenrode, der 1403 außer Landes gegangen war, wurde unter Vermittelung des Hochmeisters eine Vereinbarung getroffen, daß er wieder heimkehren und sich mit dem Orden friedlich auseinandersetzen solle. Dieser schloß dann in der Tat auch einen Vertrag, in dem er dem Meister und Orden das ganze Erzstift mit Ausnahme der Schlösser Lennewarden und Kreuzburg gegen eine feste Jahresrente auf zwölf Jahre verpachtete und sich verpflichtete, auch die alten Domherren zum Frieden zu bewegen, denen der Orden gleichfalls Leibrenten zu zahlen bereit war, falls sie die entführten Kleinodien und Reliquien zurückgäben. Johann von Wallenrode ist hierauf wieder außer Landes gezogen und hat bis zum Jahre 1417 seine Gelder jenseits der Grenze verzehrt. Heimgekehrt ist er nicht mehr. Der Vertrag mit den Domherren ist dagegen nicht in Kraft getreten, die vom Orden gebotenen Summen waren wohl zu gering! An der Tatsache, daß der Orden in den Pachtbesitz des Erzstiftes gekommen war, wurde dadurch aber nichts geändert. Auch im Stifte Dorpat gestalteten sich die Verhältnisse für den Orden günstig, als 1400 der intrigante Ordensfeind Damerow durch den dem Meister gewogenen Heinrich von Wrangel ersetzt wurde. So im Innern gestärkt, hat der livländische Orden seine, vor allem in der Nowgoroder Frage stark von der preußischen Politik abweichende Anschauung zu betonen nicht unterlassen. Die Besitznahme Nowgorods durch Witowt dünkte ihm mit Recht eine Gefahr

nicht nur für den Orden, sondern namentlich für den livländisch-russischen Handel, auf dem der Wohlstand der livländischen Städte basierte, an dem aber auch der Orden und viele Vasallen beteiligt waren. Einem mit Litauen gemeinsam zu führenden russischen Kriege widerstrebten daher in Livland Meister und Stände. Als ein Gesandter Witowts erschien und von Vietinghoff verlangte, er solle die Bestimmungen des zwischen Litauen und dem Hochmeister abgeschlossenen Friedens offiziell Nowgorod und Pleskau mitteilen, damit sie wüßten, daß Witowts Feinde auch des Ordens Feinde seien, weigerte sich der livländische Meister, worauf Witowt beim Hochmeister heftige Klage erhob. Der Hochmeister entschuldigte diese Haltung der Livländer nicht, schrieb vielmehr nach Livland, in zwar höflicher, aber in der Sache fester Form, der zu Sallinwerder auch von den Livländern unterzeichnete Friede mache es ihnen zur Pflicht, sich zu fügen. Eine andere Antwort entspreche nicht der Ehre und Redlichkeit des ganzen Ordens. Wenn sich in Witowt die Überzeugung festige, daß im Orden Zwietracht herrsche, seien schlimme Folgen unvermeidlich. Die Livländer mußten schweren Herzens nachgeben. Nach Kowno abgesandte livländische und preußische Gebietiger stellten Witowt zufrieden, und Gesandte des Hochmeisters — ob auch des livländischen Meisters, ist ungewiß — gingen mehrfach nach Nowgorod und Pleskau, um dort „nach dem Begehren des Großfürsten" zu verhandeln. Im September treffen wir auch eine livländische Gesandtschaft zusammen mit Litauern in Nowgorod, wo sie die Rückgabe der Güter eines Kaufmannes verlangten. Nowgorod, das den Krieg durchaus vermeiden wollte, gab eilends nach.

Mit der Nachgiebigkeit der livländischen Gebietiger gegenüber der Hochmeisterpolitik hängt offenbar eine Verschiebung im Personalbestande des livländischen Ordens zusammen. Hier überwogen seit alter Zeit die Ritter aus Westfalen und Niedersachsen, während im preußischen Zweige Rheinländer und Oberdeutsche vorherrschten. Derartige landsmannschaftliche Verschiedenheiten hätten an sich nichts zu bedeuten gehabt, wäre nicht der Deutsche Orden, seitdem die Kämpfe gegen die Heiden mit der Unterwerfung der Eingeborenen im wesentlichen beendet waren, aus einer idealen Vereinigung christlicher Ritter zu einer Versorgungsanstalt des deutschen Adels geworden, ähnlich wie die Bistümer und Abteien und für die adeligen Jungfrauen die Frauenklöster. Zwischen beiden Gruppen hatte sich schon im 14. Jahrhundert ein gewisser landsmannschaftlicher Gegensatz geltend gemacht, der dahin führte,

daß bei jeder Meisterwahl in Livland Kandidaten beider „Zungen“ dem Hochmeister präsentiert wurden und zum Amte des Landmarschalls stets ein Vertreter der anderen Partei gewählt werden mußte. Die übrigen Ämter wurden möglichst gleichmäßig verteilt. Auf diesem Gegensatze beruhte auch die Politik des Hochmeisters. Indem er jetzt noch mehr als früher rheinländische Ordensbrüder nach Livland schickte, schuf er sich willkommene Helfer für seine Politik. In den ersten Jahren Meister Vietinghoffs war die Majorität der Westfalen auf eine Stimme zusammengeschmolzen. Unter diesen Umständen hatte der livländische Meister sich der Teilnahme an dem Kriege Litauens gegen Pleskau und Moskau — Nowgorod ließ sich aus Handelsinteressen und aus Haß gegen Pleskau, das sich an Moskau angeschlossen hatte, aus seiner Neutralität nicht herausdrängen — nicht entziehen können. Während Witowt seine Kräfte in erster Reihe gegen Moskau richtete, bei dem alle Unzufriedenen, u. a. ein Bruder Jagiellos, Swidrigiello, Aufnahme fanden, führten die Livländer einen zwar verheerenden, aber nicht entscheidenden Grenzkrieg gegen die Pleskauer, die ihrerseits sich durch Einfälle nach Livland rächten. Den größten Erfolg ernteten die Livländer 1407, als sie nicht weit von Isborsk die Pleskauer so gründlich aufs Haupt schlugen, daß viele Bojaren und im ganzen 700 Tote auf dem Schlachtfelde blieben, während zu gleicher Zeit eine livländische Kriegsflotte eine russische auf dem Peipus vernichtete. Wie wenig auf Witowt zu bauen war, ergab sich im Frühjahr 1409, in dem Witowt unter Preisgabe der Livländer mit Moskau und Pleskau Frieden schloß, ohne sich um seine Bundesgenossen zu kümmern, gegen die er vielmehr die Russen zu weiterem Kriege aufreizte. Im Juli hat dann Konrad von Vietinghoff mit Pleskau zu Kirrumpä auch seinen Frieden gemacht. Nutzen hat Livland von dem durch die preußische Politik geforderten Kriege nicht gehabt. Das Verhältnis zu den beiden Handelsstädten Nowgorod und Pleskau, das seit fast 150 Jahren ein friedliches gewesen war, wurde getrübt und die Saat des Mißtrauens ausgestreut. Der Gegensatz beider Republiken, der sich während des Krieges gezeigt hatte, kam nicht Livland, sondern Moskau zugute, in Livland aber hatte der Krieg dem Handel arge Wunden geschlagen. Kein Wunder, daß der Gegensatz zur Politik des Hochmeisters immer tiefer fraß und sich u. a. in der Zurückdrängung der rheinländischen Gebietiger zeigte. Nur so erklärt sich ein ebenso folgenschwerer wie auffälliger Schritt, den Vietinghoff 1409 tat: er schloß mit Witowt und den litauischen

Machthabern an den livländischen Grenzen einen Sondervertrag ab, der dahin lautete: „Wenn es nun doch zum Kriege zwischen dem Deutschen Orden und dem Großfürstentum Litauen kommen sollte, so geloben auch für diesen Fall der Deutsche Orden in Livland und der Großfürst Witowt mit seinen Großen, die Feindseligkeiten widereinander nicht früher zu beginnen, als drei Monate nach dem Empfange der Friedensaufsage."

Schon seit zwei Jahren saß in der Marienburg auf dem Stuhle des Meisters nicht mehr Konrad von Jungingen. Am 30. März 1407 war er nach dreizehnjährigem Regiment gestorben. Er war ein wackerer, frommer und ritterlicher Mann gewesen, der persönlich Liebe und Ansehen besessen hatte, aber ein Staatsmann war er kaum. Als er das Regiment antrat, stand der Orden noch auf der Höhe und galt noch für die stärkste Militärgewalt Nordosteuropas: „man erwartete von ihm die Niederwerfung Litauens, die Zurückdrängung der Polen und die Entscheidung der Dinge auf der Ostsee". In der Tat hat er das Territorium des Ordens erheblich erweitert: Gotland, Schamaiten und die Neumark hat er ihm angegliedert. Aber das war weniger durch die Waffen, als durch schwächliche Verträge erreicht worden, und gegenüber der nationalen Zusammenfassung der slawischen und skandinavischen Reiche hatte die Ordenspolitik unter seiner Leitung versagt.

Seine innere Politik zeigte gleichfalls schon alle Ansätze zu den bald so gefährlichen Gegensätzen: die große und egoistische Handelstätigkeit des Ordens schuf einen tiefgehenden Gegensatz zwischen ihm und den Städten; die Ordensvasallen, vor allem im Kulmer Lande, begannen lebhafte Sympathien für die „Freiheit" der polnischen Edelleute zu zeigen, und in Schamaiten ward ferner kein kulturloses Land dem deutschen Volkstum mehr gewonnen, da der Bauer damals schon nicht mehr ostwärts zog und eine rücksichtslose Ausstedelung seitens der einheimischen Bojaren und die Schaffung deutscher Siedelungen unter dem starken Schutze von Ordensburgen nicht versucht wurde. Der Mangel an Energie und Weitblick zeigte sich überall, an Stelle kühner Entscheidungen und dem Gebrauch der großen Machtmittel trieb man eine Politik des Hinhaltens und des Kompromisses. „Die Lüsternheit nach dem Gelde und den Besitztümern des Ordens stieg überall. Es schien leicht, ihn zu betrügen. Je länger er den Krieg vermied, desto dreister und zahlreicher erhoben sich die Ansprüche an ihn."

Zu Konrads Nachfolger wählten die Gebietiger seinen Bruder

Ulrich von Jungingen. Er galt für einen Mann der kühnen Tat, aber daß er mehr war als ein harter, temperamentvoller Gegner der Litauer und Polen, die ihn persönlich ingrimmig haßten — eine Abneigung, die er voll erwiderte —, hat er in der kurzen Zeit seines Regimentes nicht gezeigt. Als Staatsmann dürfte ihm sein friedliebender Bruder noch weit überlegen gewesen sein, jedenfalls waltete in der preußischen Politik nach wie vor „ein Geist des falschen Vertrauens und des unschlüssigen Hinausschiebens", und das war um so bedenklicher, als der neue Hochmeister selbst sich davon überzeugt hatte, daß ein Friede mit Polen-Litauen auf die Dauer unmöglich sei. Seine erste Tat war der Verzicht auf eine große maritime Politik: unter Vermittelung von Lübeck trat er Gotland an den Unionskönig Erich gegen eine recht mäßige Geldentschädigung ab. Offenbar wollte er freie Hand haben, wenn es gegen Osten ging, wo sich an der Frage über Schamaiten abermals der Konflikt entzündete. Hier war auf Witowts Anstiften die deutsche Herrschaft von neuem abgeworfen worden, und der Hochmeister hatte am polnischen Hofe kategorisch Abstellung der berechtigten Ordensbestrebungen verlangt. Im August 1409 erschien hierauf in Marienburg eine polnische Delegation mit dem Primas von Polen, dem Erzbischof von Gnesen, an der Spitze, die definitiven Bescheid geben sollte. Aber ihre Erklärung machte eine friedliche Verständigung unmöglich: „nur wenn der Orden bis zur Ausgleichung aller zwischen ihm und Polen-Litauen entstandenen Schäden gegen die Schamaiten Frieden halte (!), hätten die Gesandten Vollmacht, Witowt zu schreiben, er möge seine Hauptleute aus Schamaiten abberufen". Ziehe der Hochmeister dagegen gegen die Schamaiten, so müsse er auf eine kriegerische Aktion des Königs gefaßt sein. Der Bruch war damit gegeben: am 6. August unterzeichnete und besiegelte der Hochmeister die Kriegserklärung des Deutschen Ordens an den König und das Reich Polen, am 15. August wurde sie in Krakau überreicht, am selben Tage überschritten die Ordenstruppen die Grenzen.

Es kann hier nicht auf die Ereignisse, die der Katastrophe von Tannenberg vorhergingen, eingegangen werden, bei denen die Leichtgläubigkeit des Ordens und das perfide, eidbrüchige Gebaren Jagiellos gleich groß waren. Immer wieder ließ sich Jungingen hintergehen, bis schließlich Jagiello den zugunsten des Ordens ausfallenden Schiedsspruch König Wenzels rundweg ablehnte, obwohl er vorher mit seinem königlichen Wort versprochen hatte, sich ihm zu unterwerfen. Hier gilt nur, zu konstatieren, daß der Hochmeister sich durch die bis zum

letzten Augenblick fortgesetzten Verhandlungen in eine für den Orden höchst nachteilige Defensive hatte drängen lassen, als am 15. Juli 1410 das Ordensheer zwischen Grünfelde und Tannenberg mit dem vereinigten litauisch-polnischen Heere zusammenstieß und trotz heldenmütiger Tapferkeit durch verräterische Flucht der Reserven eine vernichtende Niederlage erlitt: Ulrich von Jungingen, der Großkomtur Kuno von Lichtenstein, der Oberste Marschall Friedrich von Wallenrode, der Oberste Trapier Albrecht Graf von Schwarzburg, der Oberste Tresler Thomas von Merheim, elf Komture, zwei Vögte, im ganzen 203 Ritterbrüder des Deutschen Ordens, deckten das Schlachtfeld. Die beiden Hauptfahnen Preußens, die des Hochmeisters und des gesamten Deutschen Ordens, sanken in den Staub. Nur ein einziger Gebietiger, der tapferste einer, Markward von Salzbach, der Komthur vom Schlosse Brandenburg, fiel in Feindes Hand. Jagiello übergab ihn Witowt, der ihn noch auf dem Schlachtfelde barbarisch hinrichten ließ. Ein furchtbares Geschick brach über die große Menge der Vasallen, Knechte und Söldner herein, fast ohne Widerstand erlagen sie der feindlichen Wut. Trostloser aber noch war der schimpfliche Abfall aus allen Ständen nach der Schlacht: Panik und schamlose Treulosigkeit feierten förmliche Orgien. Die Städte Elbing und Danzig vertrieben die Ordensbesatzungen und die aus der Schlacht Geflüchteten, dann erschienen ihre Abgesandten mit denen von Thorn und Braunsberg im königlichen Lager, unterwarfen sich Polen und bettelten um Vermehrung ihrer Privilegien. Dasselbe schändliche Gebaren finden wir bei den vier preußischen Bischöfen, dasselbe unter den Vasallen, allen voran bei den verräterischen Kulmern, selbst unter den Ordensbrüdern fehlte es nicht an feiger Schwäche. Nur einer gab inmitten der allgemeinen zuchtlosen Verzagtheit mit kühnem Mannesmute die Sache des Ordens nicht verloren: Heinrich von Plauen, der Komtur von Schwetz. Unterstützt von seinem kriegserfahrenen Vetter, Heinrich dem Älteren, Herrn von Plauen, der dem Orden zu Hilfe gezogen, aber zu spät gekommen war, um an der Schlacht teilzunehmen, gelang es ihm, die Marienburg in Verteidigungszustand zu setzen und hier den Ansturm der wilden Feinde zum Stehen zu bringen. So wurde er der Retter, um den sich alles schloß, was noch zum Orden hielt.

Warum hatte Livland an der Tannenberger Schlacht keinen direkten Anteil genommen? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus der Darlegung der egoistischen „Realpolitik" des Ordens in Livland, dessen

gegensätzliche Stellung zum Hochmeister bekannt ist. Bereits im Mai 1410 hatte der Hochmeister den livländischen Bischöfen die politische Sachlage mitgeteilt und sie gebeten, auf den ersten Ruf des obersten Gebietigers in Livland so viel Ritter und Knechte, als nur aufzubringen seien, nach Preußen zu schicken, zwiefältig werde er es vergelten. Gleiche Briefe werden an die Vasallen und die Städte abgegangen sein. Wenige Tage darauf schrieb er an den Meister in Livland und verlangte unbedingt, daß er sofort Witowt den Frieden kündige und, sobald er die Nachricht von dem Scheitern der polnisch-preußischen Friedensverhandlungen erhalten habe, sofort in Litauen einbreche, um die Vereinigung des litauischen Heeres mit dem polnischen zu verhindern. Was außerdem in Livland an Mannschaften übrig sei, müsse ohne Zaudern nach Preußen abgehen. Doch ablehnend antwortete Vietinghoff: der Orden sei bereit dem Hochmeister zu gehorchen bis in den Tod. Er habe daher Witowt den Frieden aufgesagt, könne jedoch nach dem bestehenden Vertrage mit Witowt die Fehde erst in drei Monaten beginnen. Während dieser Frist würden die Grenzschlösser instand gesetzt werden. Mannschaften nach Preußen zu senden, sei ihm leider unmöglich, auch könne er zwei Gebietiger zu einem Verhandlungstage (mit Witowt) nicht abfertigen. Voll bitterer Resignation antwortete auf diese kühle Engherzigkeit Jungingen: „Lieber Herr Gebietiger! Damit ist uns wahrlich sehr wenig geholfen, daß Ihr mit einer Frist von drei Monaten Witowt den Frieden aufgesagt habt. Wir hatten gehofft, Ihr werdet sofort beim Ablauf unseres Waffenstillstandes ein Heer in sein Land schicken. Das hätte uns großen Nutzen gebracht. Über den Stand unserer Dinge wissen wir Euch nichts anderes zu berichten, als daß der König von Polen unbedingt den Krieg gegen uns führen will und uns versichert hat, Witowt wolle ihm, so stark als er vermag, zu Hilfe ziehen. Wir selbst sind bereits dem König entgegengezogen. Ihr könnt also keine Leute für uns entbehren? Ihr habt aber doch drei Monate Zeit gegen Witowt, binnen welcher Zeit Eure Leute ja ebensogut wie seine zurückgekehrt sein könnten! Da wir also Trost und Hilfe von Euch nicht haben können, so bitten und begehren wir ernstlich, daß Ihr wenigstens unser Geschütz, das wir Euch [1408 gegen die Russen] mit großen Kosten gesandt haben, und das Geld, das wir Euch [damals] geliehen haben und nun für unsere Söldner brauchen, unverzüglich zurückschickt." Ob dieser sehr berechtigten Bitte entsprochen worden ist, wissen wir nicht. Der Eigennutz dauerte jedenfalls fort und zeitigte bei den Städten sogar

den Beschluß, an einem auf den Juni anberaumten Ordenskapitel, zu dem sonst Ratsendeboten entsandt zu werden pflegten, nicht teilzunehmen, um den lästigen Forderungen des Hochmeisters um Geld und Mannschaft zu entgehen. Ja selbst der Zusammentritt des Kapitels war nicht ohne große Schwierigkeiten zustande gekommen, da Vietinghoff jedem bindenden Beschluß aus dem Wege ging. Erst als er schwer erkrankte, rief der ihn vertretende Landmarschall, der zur Partei der Rheinländer gehörte, unter dem Drucke der immer drohender lautenden Nachrichten aus Preußen das Kapitel zusammen, das in Wenden getagt hat. Auch Riga war dabei vertreten; der Krieg war draußen endlich ausgebrochen, und so beschloß denn das Ordenskapitel die sofortige Ausrüstung eines livländischen Heeres zum Zuge nach Preußen. Doch schon war es zu spät. Ehe die Rüstungen noch beendet waren, langte die furchtbare Nachricht von der Katastrophe bei Tannenberg in Livland an, wo sie Bestürzung und tiefe Trauer hervorrief. Aber auch das Gewissen wird den Ungehorsamen geschlagen haben, die einen Teil der Schuld an der Niederlage sich zuschreiben mußten. Dazu kam die bange Frage, ob Livland sich überhaupt werde halten können, wenn Preußen erobert worden sei. Standesehre und die eigene Gefahr ließen in diesem kritischen Augenblicke auch in den Reihen der Westfalen den Widerspruch verstummen. Man einigte sich auf schleunige Verstärkung der Rüstungen und beschloß, ein Hilfsheer unter persönlicher Führung des Landmarschalls und des Komturs von Goldingen unverzüglich nach Preußen abzusenden. Ende August sind die Livländer in Königsberg angelangt. Ihr Erscheinen wirkte in Ostpreußen anfeuernd und erhebend, „denn dadurch gewannen die Niederländer ein Herz und Mannheit und warfen sich zu Hauf wider die Feinde." Zu einem neuen entscheidenden Kampfe aber wollte es keine Partei kommen lassen. Verhandlungen wurden eingeleitet, und am 8. September kam zwischen Witowt und dem Komtur von Goldingen in der Nähe von Barten ein vierzehntägiger Waffenstillstand zustande, worauf sich die beiden livländischen Gebietiger und einige preußische nach der Marienburg begaben, um mit Heinrich von Plauen zu einer Verständigung zu gelangen. In geschickter Weise haben die Livländer die Verhältnisse auszunutzen verstanden und, so schwer auch ihr Verschulden vor der Schlacht bei Tannenberg gewesen war, gerettet, was damals zu retten war. Indem sie Witowt von Jagiello zu trennen wußten, retteten sie die Marienburg, die einer langdauernden Belagerung zu widerstehen

nicht in der Lage gewesen wäre. Der Preis freilich, den sie boten, war nicht klein, er war die Ursache des Krieges — Schamaiten. Sie sicherten es Witowt für alle Fälle zu, wenn er Jagiellos Heer verlasse und an dem Kriege gegen den Orden keinen aktiven Anteil mehr nähme, und der Litauer, längst erbittert über den König, der der Abrede zuwider die vom Orden abgefallenen Städte, Bischöfe und Vasallen sich allein und nicht auch Witowt hatte huldigen lassen, zog Mitte September unter dem Vorwande, daß Dysenterie sein Heer dezimiere, nach Litauen heim. Jagiellos Lage wurde hierdurch kritisch. In seinem vor der Marienburg liegenden Heere wüteten Krankheiten und griff Disziplinlosigkeit um sich; dazu wurde überall aufs eifrigste gegen ihn gerüstet, und aus Deutschland strömten Ritter und Söldner zu den Fahnen des Ordens. Schweren Herzens hat Jagiello, um der Gefahr, daß ihm der Rückzug abgeschnitten würde, zu entgehen, die Errungenschaften der Tannenberger Schlacht preisgegeben: am 22. September brach er das Lager ab und marschierte, victi magis quam victoris in patriam referens formam, nach Polen zurück. Die Marienburg war gerettet.

Schon aber war der vierzehntägige Waffenstillstand abgelaufen, und der livländische Landmarschall ging, im Einverständnis mit Heinrich von Plauen, der als Hochmeister-Statthalter die Oberleitung des Ordensstaates innehatte, unverzüglich an die Wiedereroberung des Ordenslandes. Elbing mußte nach kurzer Belagerung kapitulieren, dann fiel trotz der Tapferkeit der Polen eine Reihe anderer Plätze, hierauf das Kulmer Land mit Ausnahme einiger Burgen und der Stadt Thorn, welch letzterer man, wie auch Danzig, bis zur definitiven Beendigung des Krieges eine neutrale Stellung zusicherte. Denn nicht so sehr auf kriegerische Lorbeeren als auf rasche Unterwerfung kam es an, damit der König bei erneutem Heranzuge keine Stütze im Lande mehr finde. Auch im Westen hatten die Ordenstruppen, die Michael Kuchmeister, bis er in polnische Hände fiel, befehligte, im ganzen Erfolge zu verzeichnen. Zugleich mit diesen militärischen Fortschritten wurde die innere Reorganisation des Ordens vorgenommen. Mußten doch die meisten Ämter neu besetzt, die Finanzen gekräftigt, dem Orden ein Haupt gegeben werden. Heinrich von Plauen hatte deshalb gleich nach der Befreiung der Marienburg nach Livland geschrieben und die dortigen Gebietiger zu einem großen Kapitel nach Preußen entboten. Konrad von Vietinghoff, obwohl noch leidend, beschloß, schon um die livländischen Interessen kräftig zu wahren, der

Aufforderung zu folgen. Mußte es sich doch um die Frage handeln, ob der in Livland höchst unpopuläre Krieg ein Ende nehmen oder, wie der kriegerische Heinrich von Plauen wollte, mit ganzer Kraft wieder aufgenommen und erst mit der völligen Vernichtung der Gegner beendet werden sollte. Am 8. November fand die Wahl des Hochmeisters statt: sie fiel auf den Retter des Landes, auf Heinrich von Plauen. Sein Name war ein Programm, das Kampf bis aufs Messer gegen Polen und Litauen lautete, und sofort begann auch ein verstärkter Zuzug von Fürsten und Herren, Rittern und Knechten aus dem Westen, um an Beute und Kriegsruhm teilzunehmen. Ein Krieg in großem Stile schien bevorzustehen, das gespannte Verhältnis zwischen Witowt und Jagiello ihm ein gutes Ende zu verheißen, und mochten die Hindernisse, namentlich die finanzieller Art, auch noch so erheblich sein, ein dauernder Friede war doch nicht möglich, da sich die Gegensätze überbrücken ließen. Das hat die Zukunft gezeigt. Wir Nachlebenden können es daher nur bedauern, daß die kühne Offensivpolitik Heinrichs von Plauen der nicht eben weitsichtigen, nur die nächstliegenden Ziele verfolgenden „Realpolitik" zum Opfer fiel, die in Konrad von Vietinghoff in Livland, in Michael Kuchmeister in Preußen ihre Hauptvertreter fand.

Vietinghoff, der während des Krieges seiner schwachen Gesundheit wegen auf der Marienburg blieb und Plauen hier vertreten zu haben scheint, wirkte sehr energisch für seine Meinung. Es war nicht ohne Absicht, daß er den zu den Rheinländern gehörenden Landmarschall nach Livland entfernte. Der Hochmeister sah sich so mit seinen Absichten isoliert. Als am 24. Januar 1411 auf einer Weichselinsel zu Thorn die Friedenskommission zusammentrat, war der Friede bereits gesichert, denn an der Spitze derselben standen Witowt und Konrad von Vietinghoff. Am 1. Februar war das Werk getan, der erste Thorner Friede zwischen dem König von Polen und Witowt einerseits, dem Orden andrerseits abgeschlossen. Beide Parteien einigten sich zu „einem ewigen Frieden und unverletzbaren Bündnis". Überall sollte der status quo ante hergestellt werden, mit Ausnahme von Schamaiten, das Wladislaw IV. und Witowt für ihre Lebenszeit besitzen sollten. Nachher sollte der Orden vom Lande wieder Besitz ergreifen dürfen. Am 10. Mai wurden diese Präliminarien feierlich besiegelt, ihnen war jedoch die in Anbetracht der zerrütteten Ordensfinanzen sehr beschwerliche Stipulation hinzugefügt worden, daß der Deutsche Orden in Preußen dem Könige von Polen für die Freilassung der Gefangenen

und die Räumung der vier Burgen Thorn, Rheden, Strasburg und Neſſau die Summe von 100000 Schock böhmiſcher Groſchen (etwa 1½ Million Reichsmark) ratenweiſe binnen Jahr und Tag auszuzahlen habe. Schweren Herzens hat der Hochmeiſter dieſe Abmachungen unterſchrieben, die, wie er wohl wußte, den Keim zu neuen Kämpfen in ſich ſchloſſen und, obwohl ſcheinbar überaus günſtig, durch die halb verſchleierte Preisgabe von Schamaiten und die drückende Kriegskontribution zu einer Geſundung des Ordens in Preußen nicht führen konnten. Aber auch für Livland barg der von den Realpolitikern abgeſchloſſene Vertrag Unheil in ſich. Denn indem er die früheren Abmachungen über Nowgorod und Pleskau — gewiß gegen Vietinghoffs Willen — wiederholte, gab er Polen wie Litauen die Möglichkeit, ſich beſtändig in die livländiſch-ruſſiſchen Beziehungen einzumiſchen.

Nur in großen Zügen kann hier der Zuſammenhang der livländiſchen Ordenspolitik mit der des Hochmeiſters in den folgenden Jahrzehnten ſkizziert werden.

An der Zerrüttung des Ordenslandes iſt Heinrich von Plauen ſchon nach zwei Jahren geſcheitert. Als er das reiche Danzig zu den Kriegskoſten heranziehen wollte, entfaltete es offen die Fahne der Empörung, im Kulmer Lande bildete ſich unter den Vaſallen der Geheimbund der Eidechſen, und im Orden ſelbſt trug die Partei des Diplomatiſierens und der Kompromiſſe den Sieg davon. Heinrich von Plauen, dem der Orden ſeine Rettung verdankte, wurde geſtürzt, Michael Kuchmeiſter, „ein nicht eigentlich untüchtiger Mann", ſein Nachfolger. Beſſer wurde es freilich in keiner Beziehung. Polen und Litauen ſpähten vielmehr nur nach einer paſſenden Gelegenheit, um über den Orden herzufallen, in deſſen Gebiet die Zwietracht chroniſch geworden war. Auch mit dem Handel des Ordens ging es bergab, die Klagen über Münzverſchlechterung nahmen ein Ende, und alle dagegen gerichteten Vorſchriften blieben umſonſt. Als 1414 das von der geſamten Chriſtenheit ſo lebhaft erwartete Konzil zu Konſtanz zuſammentrat, um das Schisma zu beſeitigen und eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen, erhoffte man von dieſer europäiſchen Reichsverſammlung auch eine Löſung der polniſch-litauiſchen Streitfrage. Aber auch hierin brachte das Konzil eine Enttäuſchung. So entſchloß man ſich in der Marienburg wieder zu einem Wechſel der Politik. Auch Kuchmeiſter wurde geſtürzt, und der Hochmeiſter Paul von Rußdorf, ein ritterlicher Mann, dem freilich viele arge Beſtechlichkeit nachſagten, griff zum Schwerte. Doch noch weniger als Jungingen

war er ein Mann zielbewußter Tat. Statt dem Feinde, der unter furchtbaren Verheerungen Preußen durchzog, die Stirn zu bieten, verschanzte er sich im Kulmer Lande. 1422 hat er den schimpflichen Frieden am Melnosee abschließen müssen, der Schamaiten endgültig vom Orden trennte.

Der Orden in Livland hat diesen Ereignissen nicht teilnahmlos gegenübergestanden, aber in noch höherem Maße als unter Konrad von Vietinghoff hemmten die inneren Verhältnisse im Orden und im Lande die Tatkraft. Von seiner Höhe war der livländische Orden seit dem Danziger Traktat trotz zeitweiliger Besserung der Lage doch stetig herabgeglitten. Speziell die so bedeutsamen Fragen der Inkorporierung des Erzstiftes und des Habites des Domkapitels hatten eine schlimme Wendung genommen, seitdem Johann von Wallenrode auf dem Konzil zu Konstanz, seiner Abmachungen und Zugehörigkeit zum Orden, den er nach der Tannenberger Schlacht nicht mehr fürchtete, vergessend, die verhaßte Ordenstracht abgelegt und öffentlich ausgesprochen hatte, daß der Orden „die Kirche zu Riga, welche früher die Hausfrau gewesen, widerrechtlich zur Magd erniedrigt habe". Die Angelegenheit wurde vollends kritisch, als Wallenrode, bei dem Geldinteressen bestimmend waren, in Konstanz seinem Erzbistum entsagte, um das reiche Lüttich zu erlangen, und an seine Stelle der Bischof Johannes Ambundi von Lüttich den erzbischöflichen Stuhl von Riga bestieg. Der neu gewählte Papst Martin V. hatte dem Ordensprokurator feierlich versichert, nur ein Ordensbruder werde Erzbischof werden, doch kaum waren acht Tage vergangen, so erfolgte Ambundis Ernennung, ohne daß von seinem Eintritt in den Orden die Rede war. Vergessen waren alle Bullen Bonifaz' IX., auf denen die Hoheit des Ordens begründet war, und trotzig weigerte Ambundi, als er noch 1418 ins Land kam, das weiße Gewand anzulegen, ja er wußte, während der Orden noch zauderte, eine Bulle Martins V. zu erlangen, welche die Verfügungen Bonifaz' aufhob. Diese Haltung des Erzbischofs wirkte auf die übrigen Herren und Stände zurück. Der Bischof von Dorpat, die harrisch-wierische Ritterschaft, die Städte — sie alle huldigten zentrifugalen Tendenzen und hemmten die Kraftentfaltung des Landes, das zum Überfluß noch durch eine furchtbare Seuche in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das Volk floh aus den Städten hinaus aufs Land und trug die Pest auch dorthin: „Das Sterben ist leider an allen Enden dieser Lande", schrieb der Meister, „so groß und unmäßig in

allen Winkeln, daß wir es kaum genügend beklagen können." Das Schlimmste war, daß in dieser schweren Lage der Orden selbst unter dem Gegensatze von Westfalen und Rheinländern litt, der nicht nur die Opposition zum Hochmeister mehr und mehr vertiefte, sondern auch im Orden in Livland selbst unleidliche Zustände schuf, die seine besten Kräfte lähmten und ihn zerrütteten.

Als Paul von Rußdorf auf der Marienburg saß, riefen seine Bemühungen, den Rheinländern in Livland die Majorität zu verschaffen, stürmische Opposition hervor. Die livländischen Gebietiger beschuldigten ihn der Bestechlichkeit und verweigerten ihm den Gehorsam. In diese gespannte Lage hinein — der tatkräftige und warmblütige Siegfried Lander von Spanheim war damals Meister in Livland — fiel der von Rußdorf begonnene neue Krieg gegen Polen und Litauen. Auch Livland wurde um Hilfe angegangen. Sie ist von Spanheim auch geleistet worden, aber rechtzeitig vermochte das Heer bei der Stimmung im Lande nicht zu erscheinen. Nicht nur die Pest, auch „die Untreue der Prälaten" hinderte größere Kraftentfaltung, hatte doch Martin V., durch polnisch-litauisches Geld bestochen, den livländischen Bischöfen verboten, dem Orden irgendwelche Hilfe zu leisten! Die zwei Heerhaufen, die nach Königsberg zogen, vermochten nicht das Schlachtenglück zu ändern. Dank der ungeschickten Dispositionen Rußdorfs wurden auch die Livländer geschlagen und manch tapferer Mann, so der Komtur der Sonnenburg und von Jerwen, ferner Wilhelm Hahn, Dietrich von der Recke und andere Vasallen gefangen genommen. An dem Frieden am Melnosee hat der wackere Spanheim schwer getragen. Noch ist ein Brief von ihm erhalten, in dem er Rußdorf anspornt, den Kampf fortzusetzen, und ihm zu einem Appell an die deutschen Kurfürsten, Fürsten und Edlen rät. Im schlimmsten Falle solle er „das Ordensland, das von Grafen, Fürsten und von einer werten Ritterschaft zur Beschirmung des heiligen Christenglaubens erobert worden, ihnen zuteil geben. Jeder möge dann mit seiner Macht verteidigen, was ihm zuteil geworden; der Orden werde mit Leib und Leben den Kampf unterstützen. Immer noch besser, das Ordensland gehe so in deutsche Hände über, als daß es den Polen, Litauern und Heiden zufalle". Doch der Appell, in praxi wohl auch unausführbar, verhallte: im Mai 1423 unterfiegelte Rußdorf die Urkunde des Definitivfriedens zu Wjelun. Ein Jahr darauf starb Spanheim: sein Tod enthüllte die tiefen Gegensätze im Orden mit greifbarer Deutlichkeit. Bei der Wahl seines Nachfolgers Cisse von

Rutenberg siegte die Rheinländerpartei, angeblich weil Rußdorf für einen Schrein mit Gold und zwei edle Rosse empfänglich gewesen sei. Als 1433 eine Neuwahl nötig wurde, präsentierten die Rheinländer Franke Kerskorf, die Westfalen Heinrich von Bockenvorde, gen. Schungel. Rußdorf entschied abermals für den Kandidaten seiner Partei und rief maßlose Erbitterung unter den Westfalen hervor, die den neuen Meister der gröblichsten Bestechlichkeit beschuldigten, ja ihm die adlige Geburt absprechen zu können glaubten. Im selben Jahre wie Spanheim war auch Ambundi gestorben. Auf den erzbischöflichen Stuhl gedachte der Orden den Bischof von Kurland, der dem Orden angehörte, zu setzen, aber das Domkapitel wählte Henning Scharffenberg, einen Verwandten des sich durch seine Ordensfeindlichkeit auszeichnenden Bischofs von Ösel, Christian Kuband. Scharffenberg, der sich insgeheim von der Kurie Bullen verschafft hatte, die ihm die Oberhoheit über Riga zusprachen, die Stadt des Eides an den Meister entbanden und die Habitfrage zu ungunsten des Ordens entschieden, war entschlossen, bei erster Gelegenheit den Kampf gegen den Orden aufzunehmen; er war sicher, nicht nur in Ösel, sondern auch in Dorpat tatkräftigen Beistand zu finden. Der Orden war sich nicht im unklaren über das sich auftürmende Gewölk und entschlossen, den Feinden zuvorzukommen. In furchtbarer Greueltat entlud sich die Spannung. Im Jahre 1428 war in Riga ein Provinzialkonzil zusammengetreten, auf dem man nicht nur kirchliche Fragen beriet, sondern auch die Politik gegen den verhaßten Orden diskutierte und beschloß, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, die für eine direkte Parteinahme gegen den Orden wirken sollte. Der Revaler Dekan Faulhafer sollte die Legation führen. Der Meister, der davon Kunde hatte, gab sofort an die Komture und Vögte den Befehl, die Reisenden anzuhalten und sich ihrer Papiere zu bemächtigen. Blinder Eifer und die Feindschaft gegen die „Pfaffen" führten den Befehl in entsetzlicher Weise aus: der Vogt von Grobin, Goswin von Ascheberg, bemächtigte sich der Gesandtschaft in der Nähe von Libau, nahm ihnen die Briefe ab und ertränkte die Geistlichen und ihr Gefolge in den Löchern, die sie in das Eis des nahen Sees geschlagen hatten. Ein Schrei des Entsetzens ging durchs Land. Scharffenberg legte das Ordensgewand sofort ab, nahm die Augustinertracht an und schlug die bisher geheimgehaltenen Bullen an den Kirchentüren an. Christian Kuband entwich, für sein Leben fürchtend, nach Rom, um hier zusammen mit Dietrich Nagel, dem erzbischöflichen

Vertreter, den Papst gegen den Orden zu beeinflussen. Vergeblich bemühte sich der Orden Ascheberg abzuschütteln, die Tat wurde dem Meister zur Last gelegt. Und in der Tat, man erschrickt bei der moralischen Verworfenheit, die sich überall breit machte, wenn man den Brief des Ordensprokurators an Rußdorf ließt, in dem es u. a. heißt, wenn Kurland und die anderen Pfaffen, die dem Orden feind seien, zu Schiff ins Ausland gegangen wären, so hätte man Mittel und Wege gefunden, sie unterwegs auf der See aus dem Schiff fallen zu lassen. „Wer da tot ist, der tut seinem Widersacher keinen Verdruß an, das ist allhie ein Sprichwort . . . Hätte Ascheberg seine Tat geleugnet und wäre er auf sein Schloß zurückgeritten, da hätten viele Jahre dazu gehört, ihm etwas zu beweisen . . . Aber haben wir denn keine anderen Mittel als nur Schwert und Wasser? Wer einen bösen Menschen mit den Seinen töten will, dem soll es gleich sein, welch einen Tod er ihm anlegt. Man sollte solchen Leuten zu essen und zu trinken geben, daß sie nimmermehr danach hungerte und dürstete, und auf andere Weise die Bösen ausjäten." Nicht auf Recht komme es an, sondern auf Geld. Möge der Meister versprechen, was er wolle, möge er in der Habitfrage nachgeben, soweit ihm möglich dünke — „wenn die Zeit gekommen ist, so haltet davon, was Euch recht ist!"

Unterdessen war 1430 Großfürst Witowt hochbetagt gestorben und dadurch das Signal zu blutigem Bürgerkriege gegeben worden. Während sein Bruder Sigismund von Starodub sich an Polen lehnte, versuchte Jagiellos Bruder Switrigailo das Lehnsband zu zerreißen. Der Hochmeister hatte anfänglich für letzteren Partei ergriffen, dann aber in schwächlicher Weise im Frieden zu Lencicz seine Sache aufgegeben. Ein unbegreiflicher Schritt, der in Livland schärfste Mißbilligung fand, wo man nur in der Schwächung der polnisch-litauischen Union einen Nutzen für den Orden sehen konnte. Kerskorf betrieb — insgeheim von dem unentschlossenen Rußdorf unterstützt — eifrige Rüstungen, um für Switrigailo mit den Waffen in der Hand einzutreten. Doch das Kriegsglück war gegen ihn: am 1. September 1435 wurde das livländische Ordensheer an der Swienta bei Wilkomir besiegt. Kerskorf selbst, sieben Gebietiger und viele Ritter deckten die Walstatt, von der, wie eine aus rheinländischer Quelle stammende Aufzeichnung erzählt, nur die Westfälinger unversehrt heimkehrten. Wie tief mußte das Gift der Zwietracht gefressen haben, wenn solche

Gerüchte überhaupt entstehen konnten! Wahr ist diese Insinuation um so weniger, als der furchtbare Schlag alle Glieder des Ordens einigte: einmütig sah man von einer Präsentation zweier Kandidaten ab und wählte Heinrich von Bockenvorde, den Rußdorf nach kurzem Schwanken auch bestätigte. Den Krieg für Switrigailo vermochte Livland allerdings nicht fortzusetzen: im Dezember 1435 mußte auch Bockenvorde den Frieden von Brest unterzeichnen, durch den der Orden sich verpflichtete, in Zukunft stets denjenigen als Großfürsten von Litauen anzuerkennen, den der König von Polen bestätigt hatte. Die Gelegenheit, einen Keil zwischen die beiden fanatischen Reiche zu treiben, war für immer verpaßt, obwohl nach Jagiellos Tode, als er 86 Jahre alt 1434 starb, auch für Polen ernste Tage anbrachen. —

Das Unglück an der Swienta hatte auf die inneren Zustände Livlands, wenigstens vorübergehend, eine ausgleichende Wirkung gebracht. So tief war der Eindruck der Niederlage, daß nicht nur im Orden aller Zwist schwieg, sondern auch die anderen Elemente sich einträchtig aneinanderschlossen: darin liegt die Bedeutung des Landtages zu Walk, der am 4. Dezember 1435 zusammentrat. Schon das Aufkommen von Landtagen, die der Erzbischof zusammenberief, kann als ein Zeichen der sinkenden Ordensmacht angesehen werden. Bedeutungsvoll war in dieser Hinsicht der Landtag zu Walk 1422, wo jährliche Versammlungen beschlossen wurden, wodurch der ständische Landtag zum Mittelpunkt im politischen Leben Livlands gemacht werden sollte; Münzfragen und Steuerfragen, Streitigkeiten der Stände und politische Erörterungen erfüllten fortan die Diskussionen der Landtage, wenn sich euch nicht regelmäßig alle Jahre zusammentraten. Anno 1435 versammelten sich die Herren und Stände ganz Livlands zu gemeinsamem Beschließen: der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Dorpat, Reval, Kurland und Ösel, die Kapitel derselben und Vertreter ihrer Vasallen, der harrisch-wierischen Ritterschaft, der Meister, der Landmarschall und die Gebietiger, Ratsendeboten von Riga, Reval und Dorpat. Das kaum Mögliche wurde hier Tatsache: man gelangte zu einer Einigung, die zum Teil endgültig, zum Teil zeitweilig die Streitpunkte zum Schweigen brachte. In der Habitfrage gab der Orden seine so lange Zeit mit Energie verfolgte Politik auf. Für ewige Zeiten sollten Erzbischöfe und Kapitel das Augustinerhabit tragen dürfen. Die so bedeutungsvolle Inkorporierungsfrage war damit zuungunsten des Ordens entschieden. Die Oberhoheit über Riga wurde vor-

läufig nicht geändert. Der Erzbischof verstand sich dazu auf zwölf Jahre seine Ansprüche ruhen zu lassen. Die Ansprüche des Ordens auf Dünamünde jedoch wurden gegen 20 000 Mark anerkannt. So stellen die Beschlüsse zu Walk einen Kompromiß dar, bei dem der Orden relativ günstig abzuschneiden schien. Daß sie den Hader nicht völlig beseitigt hatten, sollten freilich die kommenden Zeiten deutlich genug zeigen.

Wichtiger noch als die Kompromißartikel dürfte die Landeseinigung sein, die auf dem Landtage, zunächst auf sechs Jahre, zustande kam „Gott zum Lobe und diesem armen Lande zu Livland zur Bequemheit und zu Gute". Innere Zwistigkeiten sollten in dieser Frist durch Schiedsspruch beigelegt, auch Züge außer Landes nur mit Rat und Wille aller Bundesgenossen unternommen werden, „würde jemand es dennoch tun, so sollen die anderen nichts damit zu schaffen haben". Ferner, „würde irgendein Heer mit Gewalt dieses Land zu Livland anfertigen, um es zu beschädigen oder Schlösser und Städte darin zu belegen, wenn das uns zu wissen wird, so sollen wir dazu ziehen oder die Unseren dazu schicken, insgesamt das Land zu verteidigen nach unserem redlichen Vermögen, wo es dem Lande Not und Beruf sein wird."

Hier in Walk hat der Orden, wenn auch formell nur zeitweilig, auf seine Einheitspläne Verzicht geleistet. An Stelle der Union tritt deutlich wieder die Konföderation. Nicht der machtvolle Orden, sondern die Gesamtheit der in ihren Interessen so auseinandergehenden Stände sollte die Geschicke Livlands bestimmen. Der Orden, im Innern zerrüttet, durch die slawische Politik des Hochmeisters mit Preußen zerfallen, hatte es nicht vermocht, die Prälaten, die bei der Kurie eine starke Stütze fanden, durch Inkorporation der Stifter sich untertan zu machen. Ebenso hatte der Orden den politischen Aufschwung der mit dem Hause eng verbundenen livländischen Städte nicht zu verhindern verstanden. Trotz der Oberhoheit über Riga und Reval waren beide Städte so eigenwillige und mächtige Faktoren, daß viel Geschick dazu gehörte, sie der Politik des Ordens willfährig zu machen. Dorpats Politik war prinzipiell ordensfeindlich. Zu Prälaten und Städten gesellten sich als drittes Element die emporstrebenden Vasallenschaften der Stifter, die, seitdem die harrisch-wierische Ritterschaft in der Jungingenschen Gnade so große Vorrechte erlangt hatte, zugleich mit dem gutswirtschaftlichen Aufschwung an politischer Kraft gewannen und dem Beispiel der Harrisch-Wierischen nachstrebten. Hier in Walk treten sie uns alle in korporativer Zusammenfassung als politischer

Faktor entgegen. Es ist neuerdings mit Recht davor gewarnt worden, bei der Beurteilung der Entwickelung der Vasallenschaften zu Korporationen diese in die spanischen Stiefel fester Definitionen zu zwängen, da die livländischen Vasallenschaften weder Ritterbünde waren, wie sie das spätere Mittelalter in Deutschland so zahlreich zeitigte, noch Korporationen im modernen Sinne, wozu sie erst sehr viel später wurden. Sie waren vielmehr lediglich lehnsrechtliche Genossenschaften, freie Vereinigungen auf dem Boden des gleichen Rechtes und der gleichen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Interessen, die sich langsam und organisch entwickelt und den Verhältnissen angepaßt haben. Sehr früh, wohl schon um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert haben sie bei der relativen Schwäche der geistlichen Landesherren ihre Mitwirkung an den Regierungshandlungen derselben durchzusetzen gewußt, — ein Prozeß, der bei den verwickelten politischen Verhältnissen im 14. und 15. Jahrhundert, in denen die Prälaten so scharf gegen den Orden opponierten und dabei der Mitwirkung der Vasallen bedurften, sich naturgemäß immer mehr zu ihren Gunsten entwickelt hat. In der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts treten sie geschlossen ihren Landesherren gegenüber, fühlen sie sich als Landstand. Seit dem Danziger Frieden von 1397 ist aber auch das Gefühl der Solidarität der Wünsche und Rechte bei allen Vasallenschaften deutlich erkennbar. Als der Bischof von Ösel seine aufsässigen Vasallen 1420 niederzwingen will, stößt er auf den Widerstand der geeinigten Ritterschaften.

Diesem politischen Aufschwung mußte ein gleicher wirtschaftlicher natürlich parallel gehen, ja er mußte als Basis für jenen dienen, denn nur eine wirtschaftlich starke, reiche Vasallenschaft war in der Lage, ihren politischen Wünschen den nötigen Nachdruck zu geben.

Die Landwirtschaft hat im 14. Jahrhundert an Ausdehnung beträchtlich gewonnen, ein großer Teil des Grund und Bodens Livlands ist damals zum ersten Male in Kultur genommen worden. Neue Höfe wurden begründet, oft in der Nähe der Dörfer, um die Arbeitskräfte bequem zur Hand zu haben. Dem 14. Jahrhundert gehören — ein Beweis intensiver Bodenbearbeitung — auch die ersten Berichte über Flachsbau und Flachshandel und gesteigerten Getreidehandel nach Schweden und Finnland an. Es liegt nun auf der Hand, daß der gesteigerte Wirtschaftsbetrieb der deutschen Gutsbesitzer nur auf Kosten der alteinheimischen Bauernschaft vor sich gehen konnte.

Die Stellung der undeutschen Bevölkerung war im Anfang so günstig, wie sie bei unterworfenen fremdsprachigen Stämmen nur sein konnte. Zwar verlor sie ihre politische und rechtliche Selbständigkeit und mußte sich zu mancherlei Leistungen verstehen, zum Zehnten für die Kirche, zu öffentlichen Diensten, wie dem Burg-, Wege-, Kirchenbau und zu Kriegsdiensten, so endlich zu landwirtschaftlichen Leistungen (Fronen). Auch der Gerichtsbarkeit der Landesherren wurde sie unterworfen, doch blieben ihr die persönliche Freiheit, das ungeschmälerte Eigentumsrecht an Grund und Boden, und beim Gericht wirkten die Bauern als Rechtsfinder mit. Als Vertreter der Gemeinde blieben die Gemeindeältesten in Kraft. Freilich schon im 13. Jahrhundert findet sich die Auffassung, daß der Bauer zu dem Grund und Boden, auf dem er wohnt, gehört, und im 14. Jahrhundert werden Bauern mit dem Grund und Boden schon an dritte Personen vergeben. Die vielen Aufstände der für ihre Freiheit kämpfenden Eingeborenen, vor allem der große Estenaufstand haben naturgemäß verschlechternd auf ihre Lage eingewirkt. Am besten war sie wohl im Ordensland, wo damals ihre Freizügigkeit noch bestehen blieb, weil der Orden als selbst Landwirtschaft in großem Stil treibender Grundherr die kostbaren Arbeitskräfte durch gute Behandlung sich zu bewahren suchte, andrerseits es bei ihm keine großen Vasallenschaften gab, welche bemüht gewesen wären, die wirtschaftlichen Kräfte der Bauern auszunutzen. Anders stand es in den Stiftern, wo die Vasallen das Verfügungsrecht über die Bauernschaft in ihre Hände bekommen hatten und mit der sich steigernden Intensivt des landwirtschaftlichen Eigenbetriebes und ihrer wachsenden politischen Stärke die bäuerlichen Fronen immer stärker anspannten und etwaige Versuche der Landesherren, die eine Normierung der bäuerlichen Frondienste forderten, zu beseitigen wußten. Indem die Bauern von ihren Beziehungen zum Landesherrn immer mehr losgelöst wurden, die mit den fortschreitenden Verlehnungen auch das Interesse an der Erhaltung der bäuerlichen Leistungsfähigkeit verloren, vollzog sich allmählich der Übergang der Bauern zur Schollenpflichtigkeit (glebae adscriptio), die in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts bereits nachweisbar ist. Neben der Furcht, Arbeitskräfte zu verlieren, dürften wohl hauptsächlich die Schulden der Untergebenen die Vasallen zur Schollenpflichtigkeit jener veranlaßt haben. Die Schulden der Bauern entsprangen vornehmlich den Vorschüssen an Naturalien, die sie zu ihrer Wirtschaft von ihren Herren erbaten, so von Getreide, Zucht-

und Lasttieren und Geld. Geriet der Bauer aber erst in Schulden, so war deren Abtragung oft schwer genug, kamen Mißernten oder Kriegsjahre, so geriet er immer tiefer in sie hinein, der Vasall aber mußte darüber wachen, daß der Schuldner ihm nicht entlaufe, was nur zu oft der Fall war. „So führte das wirtschaftliche Interesse des Gutsbesitzers dahin, den Bauern gesetzlich die Freizügigkeit einzuschränken", ein Prozeß, der im 15. Jahrundert seine Ausbildung findet. —

Solchergestalt stand mit dem Niedergange der bäuerlichen Freiheit der wirtschaftliche Aufschwung der Vasallen und mit diesem wiederum der politische in engem Zusammenhang, der sich bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts, besonders aber 1397 und 1430 nachweisen läßt.

VI.

Innere Gegensätze und Ausgestaltung bis zur Reformation.

Unerquicklich genug sind die Jahrzehnte, die nach dem Brester Frieden und der Einigung zu Walk über Preußen und Livland hingingen. Nirgends sehen wir die Ansätze zu einer wirklichen Besserung, überall verschärfen sich die Gegensätze und entwickeln sich die Zustände in zentrifugaler Richtung.

Im Orden brach nach Heinrich von Bockenvordes Tode (1437) der unselige innere Zwist wieder aus: die Westfalen wählten Heidenreich Vincke, Vogt von Wenden, die Rheinländer Heinrich von Nothleben, Vogt von Jerwen. Der Hochmeister Paul von Rußdorf sandte preußische Gebietiger ins Land und diese bestätigten Nothleben, doch ohne Gehorsam zu finden: die Westfalen setzten es, trotz scharfer Proteste des Hochmeisters, durch, daß bis zur Entscheidung durch ein Generalkapitel Vincke als „Statthalter des Meisters" das Regiment in Livland führen sollte. Einige Zeit schien allgemeine Anarchie den Orden vernichten zu wollen. In der Marienburg erhoben sich gegen das Mißregiment des Hochmeisters oppositionelle Elemente, und Eberhard von Saunsheim, der Deutschmeister, d. h. der oberste Gebietiger der im Reich liegenden Besitzungen, zitierte Rußdorf, gestützt auf einen Punkt der Ordensstatuten, vor sein Gericht. Als er nicht folgte, entsetzte er ihn seiner Würde, worauf Rußdorf mit seiner Absetzung antwortete. Ihm zur Seite standen die kurländischen Gebietiger, und Rußdorf rüstete, um mit Gewalt die livländischen Brüder zur Unterwerfung zu bringen. Dem zuvorzukommen, rückte Vincke mit seinen Knechten nach Kurland ein, während Riga wiederum nicht abgeneigt schien, sich dem Hochmeister anzuschließen. Erst als 1441 Rußdorf, müde

des Kampfes, zurücktrat und der energische und taktvolle Konrad von Erlichshausen Hochmeister wurde, glätteten sich die Wogen allmählich. Er erkannte Vincke als livländischen Meister an und erließ für Livland neue Statuten, die die Zucht unter den Brüdern heben und dem Parteigeist steuern sollten. Ein Rat sollte von nun an dem Meister zur Seite stehen, der zu Gliedern desselben, ohne Ansehung von Freundschaft, Mageschaft und Gift" die „tüchtigsten, vernünftigsten und redlichsten" von allen Landarten ernennen sollte. Durch Reisen des Meisters und Visitationsfahrten von ihm abgesandter Gebietiger hoffte man auch die militärische Lage zu bessern.

Die Herstellung der Ordnung war um so notwendiger geworden, als 1448 der streitbare Erzbischof Henning Scharffenberg gestorben war. Sein Kirchenregiment hatte sich durch Fürsorge für das Landvolk und durch die sittliche Hebung der Geistlichkeit wohltätig ausgezeichnet; auch daß er immer im Lande geblieben war, hatte nach allen Richtungen hin Einfluß gehabt. Nun schallte der Ruf „Hie Orden, hie Domkapitel!" wieder durch das Land. Alle Hebel setzte der Orden an, um seinen Kandidaten durchzusetzen, und dank der schamlosen Käuflichkeit der Kurie gelang es ihm. Gegenüber dem vom Domkapitel geweihten Bischof von Lübeck bestätigte Nikolaus V. den Kaplan und Kanzler des Hochmeisters Silvester Stodewescher, der selbst ein Glied des Deutschen Ordens war. Ausdrücklich versprach er dem Hochmeister, nie das Ordenshabit abzulegen und sich darum zu bemühen, daß die Domherren in Zukunft die Ordenstracht wieder annähmen, wie überhaupt dafür zu sorgen, daß aller Zwist zwischen Orden und Erzstift aufhöre; das hielt ihn freilich nicht ab, dem Kapitel insgeheim im Gegenteil zu versichern, er werde die Habitsverordnung Martins V. getreulich aufrechthalten. So wollte er sich nach beiden Seiten hin die Hände nicht binden lassen und im Lande selbst sehen wer der Stärkere sei. Schon im November starb der Hochmeister. Sein Tod war für Preußen ein harter Schlag; denn sein Nachfolger und Neffe, Ludwig von Erlichshausen, ein schwacher, haltloser Mann ohne politische Einsicht und ohne Erkenntnis der sich erneuernden polnischen Gefahr, war der Lage nicht gewachsen. 1450 starb auch der livländische Meister Vincke. An seine Stelle trat Johann von Mengede, genannt Osthof, bisher Komtur von Reval, ein schneidiger Soldat und erprobter Diplomat, der fest entschlossen war, die Ansprüche des Ordens durchzusetzen, und als Kind einer skrupellosen Zeit jedes Mittel anwandte, das ihn zum

Ziele führen konnte. Ein solcher Mann war nötig, denn drohend genug sah die Lage sich an. Das Domkapitel war auffässig, in Dorpat waren die Ordensfeinde tätig, für den Grafen Moritz von Oldenburg, des Königs Christian von Dänemark Bruder, Stimmung zu machen, während der König selbst sein Auge auf Nordestland geworfen hatte und sich sowohl in Harrien-Wierland wie beim Bischof von Reval dänische Sympathien zeigten. Selbst in dem sonst so „ruhsamen" Bistum Kurland zeigten sich ordensfeindliche Tendenzen. Dazu kamen die immer deutlicher zutage tretenden Bestrebungen der Städte Livlands. Zwar hatte der Hansabund den Höhepunkt seiner Macht bereits überschritten, da Handelsgegensätze eine Abzweigung der holländischen Städte herbeizuführen begannen, und ein gegen die schwedisch-dänische Macht, welche für die Holländer eingetreten war, geführter Seekrieg mit der Vernichtung der bayischen [1]) und der preußisch-livländischen Kauffahrteiflotten und der zu ihrem Schutze im Sund erschienenen hansischen Kriegsschiffe (1427) geendet hatte. Der Friede von Wordingborg (1439) sicherte allerdings den Hansen ihre Privilegien wieder zu, doch das Interesse am skandinavischen Handel sank trotzdem, da der Hering das alte Ziel seiner Wanderungen, die Küste Schonens, zu meiden begann und an die Küsten Hollands und Flanderns zog. So erstarkten die von der Hanse sich lösenden holländischen Städte und, indem sie in dem burgundischen Fürstenhause einen festen Rückhalt erhielten, wandten sie sich ihrerseits gegen die Ostseestädte, um ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen und sie aus ihren Gewässern auszuschließen. Ein wüster Kaperkrieg begann, 1434 wurde eine Flotte von 23 preußischen und livländischen Schiffen, die mit Salz und Wein aus Spanien unter Segel waren, von den Niederländern aufgegriffen, ein Schlag, der gewiß auch in Riga und Reval schwer empfunden worden ist. In dem ewigen Kriegslärm und der Unsicherheit der Meere haben die Livländer ihre Verbindung mit der Hanse, vor allem mit Lübeck, nicht gelockert, aber da der Rückhalt nicht mehr der alte war, so haben sie auch andere Beziehungen geknüpft — und zwar mit den preußischen Städten. Obwohl es, wie früher berichtet wurde, an handelspolitischen Differenzen mit ihnen nicht mangelte und diese den auf eine livländisch-preußische Angliederung an den Orden

1) biskayischen d. h. den aus den spanisch-französischen Gewässern segelnden Kauffahrern.

gerichteten Bestrebungen um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert den Boden abgegraben hatten, erwiesen sich jetzt, da es galt gegen den Orden Front zu machen, die Gegensätze nicht als unüberbrückbar: das Beispiel der preußischen Städte, an deren Spitze Danzig, war auch zu verlockend. Hatten diese doch in offener Opposition gegen den Orden 1440 einen förmlichen Bund geschlossen, der eine achtunggebietende Macht repräsentierte. Um jeden Preis mußte verhütet werden, daß die Bewegung nach Livland hinüberschlüge und Riga dem Beispiel des aufsässigen Danzig folge. Um das zu erreichen, war Mengede zu scheinbar großen Zugeständnissen bereit. Im November 1452 lud er den Erzbischof zu sich nach Kirchholm und schlug ihm eine gemeinsame Herrschaft über Riga vor. Silvester willigte natürlich ein und die herbeibeschiedenen Vertreter Rigas mußten unter dem Drucke nicht mißzuverstehender Drohungen am 30. November den Kirchholmer Vertrag unterzeichnen: die Stadt mußte Erzbischof und Meister huldigen, gemeinsam und zu gleichen Teilen hatten beide Herren Anrecht auf die Münze und den Fischzehnten. Die Stadt war fortan dem Orden Heeresfolge schuldig mit Ausnahme gegen den Erzbischof, sie mußte ferner dem Hauskomtur von Riga Sitz und Stimme in Rat und Gericht einräumen und für den erwählten Vogt die Bestätigung beider Oberherren erbitten. Im Januar 1453 bestätigte der Papst den Traktat. Doch die Ruhe, die ihm folgte, war nur trügerisch. In Riga war die Erbitterung über Mengede grenzenlos. Insgeheim knüpfte man mit den preußischen Städten an. Doch rasch griff des Meisters eiserne Faust dazwischen. Mit rücksichtsloser Entschlossenheit zerriß er, als alle Verhandlungen mit Riga ergebnislos verlaufen waren, den Vertrag. Silvester erkannte zu spät Mengedes rückhaltsloses Streben nach der Alleinherrschaft. Vergebens löste er jetzt alle Verbindung mit ihm, vergebens versicherte er dem Kapitel, er werde in der Habitfrage alles beim alten lassen. Mengede erklärte auch ihm, er halte den Kirchholmer Vertrag für null und nichtig und werde daher mit Riga, das keinen Pfaffen zum Herrn haben solle, einen neuen Brief machen. Schweren Herzens hat sich der Erzbischof, um bei den Seinen nicht allen Kredit zu verlieren, zu einem Waffengang mit dem Meister entschlossen.

Gestützt auf den mit 1000 Mark erkauften Ältermann Großer Gilde Gert Harmsen versuchte Stodewescher, der selbst den Panzer angelegt hatte, in Begleitung von zehn ebenfalls gerüsteten Domherren

und unter Vorantragung eines Hammers die Bürger und Söldner, unter ihnen viel angeworbenes Kriegsvolk, zum Sturm auf die Ordensburg anzufeuern, aber die Erfolge blieben aus. Als Silvester von der Verwüstung des Erzstifts durch den Orden hörte, entschloß er sich zu einem völligen Frontwechsel. Ohne viele Skrupel verließ er, nachdem er auf dem Rathause soeben noch gelobt hatte, in guten und bösen Stunden bei der Stadt auszuharren, Riga und eilte zum Meister, mit dem er auf dem Landtage zu Wolmar zu einem Einvernehmen kam. Zum Schrecken der sich verraten sehenden Rigischen wurde der Kirchholmer Vertrag erneuert: dem Namen nach geboten wieder beide Herren über Riga, dessen Selbständigkeitsgelüste unterdrückt worden waren. In Wirklichkeit aber war Silvesters Stellung in Riga durch seine doppelzüngige Handlungsweise völlig erschüttert. Mengede benutzte die Lage mit Geschick und zog die erregten Städter durch einen Gnadenbrief noch mehr auf seine Seite hinüber. Dank dieser Versöhnungspolitik hat Riga dann mit dem Orden bis zu des Meisters Tode (1469) in Frieden gelebt.

Die Ohnmacht Silvester Stodewescher haben die Vasallen des Erzstifts in kluger Weise für ihre Interessen nutzbar zu machen gewußt, indem sie von ihm einen Gnadenbrief erlangten, der auch ihnen die weibliche Lehnsfolge zusicherte. Die darauf bezüglichen Verhandlungen wurden 1457 zu günstigem Abschluß gebracht: am 6. Februar unterzeichnete Silvester „gegen eine merkliche Summe Geldes“ die sogenannte „Silvestersche Gnade“. Diese umfaßte jedoch weit mehr, „als bloß die Erteilung einer erweiterten Lehnerbfolge; sie regelte das Erbrecht der Ritterschaft und der Geistlichkeit sowohl in lehnrechtlicher als auch in landrechtlicher Beziehung und ordnete, durch eine zweite gleichzeitige Urkunde ergänzt, die rechtliche Natur der Lehen und Tafelgüter des Erzstiftes“. Zwar wurde die erweiterte Erbfolge nicht allen Vasallen verliehen, sondern nur einem Teil, während bei anderen die strenge Mannlehnerbfolge, bei noch anderen die Gesamthanderbfolge aufrechterhalten blieb, aber das neue Recht wurde doch den an Vermögen und Einfluß bedeutsamen Familien fast ausnahmslos zuteil. Die von ihm ausgeschlossenen Vasallen waren die, welche weniger wohlhabend und geringer an Gliedern waren.

Wenn Silvester, um bei dem allgemeinen Abfall von seiner Partei die Vasallen an sich zu ketten, ihnen den Gnadenbrief erteilte, so war er dazu wohl um so mehr veranlaßt worden, als seit der Be-

stätigung des Indigenats der Harrisch-Wierischen durch den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen im Jahre 1452 die übrigen Vasallen die mangelnde erbrechtliche Reziprozität immer schmerzlicher empfanden und ihren geistlichen Herren gegenüber auf gleiches Erbfolgerecht drangen. Zwischen 1452—1454 hat der Bischof Bartholomäus Savijerwe von Dorpat die meisten dörptischen Lehngüter in Gnadenlehen umgewandelt, und in Ösel scheint ein gleicher Vorgang stattgefunden zu haben, auf den die Bischofsfehde zwischen den beiden Prätendenten Ludolf und Johann (1448—49) wahrscheinlich von Einfluß gewesen ist. So hat der Erzbischof um so weniger zurückstehen können, als er sich in politischer Notlage befand, in der er ohne Vasallen nichts vermochte. Durch die Silvesterſche Gnade und die ihr analogen Verleihungen der anderen Prälaten wurde natürlich eine Schwächung der Stellung der Landesherren herbeigeführt, denen eines der wesentlichsten Hoheitsrechte, die Verfügung über die Lehnsgüter, so gut wie völlig entzogen wurde. Nur in den Gebieten des Ordens, wo die Vasallen weniger Besitz und Einfluß besaßen, hat eine Erweiterung der Lehnserbfolge durch einen staatsrechtlichen Akt nicht stattgefunden. Hier blieb das Mannlehen die Regel, wenn auch einzelnen Lehen das harrisch-wierische Erbrecht, anderen die weibliche Lehnerbfolge durch Investitur verliehen worden ist. — Einen tiefgreifenden Einfluß auf das Kriegswesen Livlands, wie man früher annahm, hat die Änderung des Lehnerbfolgerechts nicht gehabt. Nach wie vor wurde der Kriegsdienst von den Lehnsleuten persönlich geleistet, Söldnertruppen haben, abgesehen von den Städten, in Livland wenigstens, erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in größerem Umfange Verwendung gefunden.

So groß der Erfolg der erzstiftischen Vasallen war, so wenig hat er damals an dem Verhältnis zwischen Meister und Erzbischof geändert. Sechs Tage nach dem Erlaß der „Gnade" wußte Mengede die Stände zu einer Erneuerung der Walker Einigung zu bewegen, die auf zehn Jahre Silvester zur Untätigkeit verurteilte. Es war das für Mengede um so willkommener, als der Hochmeister in Preußen dringend die Hilfe des Ordens heischte: „Geld, Mannschaft und Allianzen".

Seit 1454 hatten die Dinge in Preußen sich durchaus zum Schlimmen gewandt. Der Hochmeister sah sich hier dem Aufruhr des mächtigen Städtebundes gegenüber, der nicht nur sämtliche Städte bis auf Marienburg umfaßte, sondern auch 56 Ordensschlösser in seine Gewalt gebracht hatte und zu dem Polenkönig in verräterische Be-

ziehungen getreten war. Im Februar 1454 waren Abgesandte der Städte in Krakau erschienen, wo König Kasimir Hochzeit feierte, und hatten unter Vorbehalt ihrer Rechte und Freiheiten dem Könige ihre, gern angenommene, Unterwerfung angeboten. Der Führer der ganzen hochverräterischen Bewegung, Hans von Baisin, wurde zum Gubernator der preußischen Länder ernannt, der polnische Kanzler nahm zu Thorn und Elbing die Huldigung der Eidbrüchigen entgegen. Am 22. April erfolgte hierauf die Kriegserklärung Polens. Dreizehn Kriegsjahre, durch Verhandlungen und Stillstände bisweilen unterbrochen, zerrütteten das Ordensgebiet. Wir können die Einzelheiten hier nicht erzählen, es muß genügen, wenn wir berichten, daß Johann von Mengede dem Hochmeister wiederholt Hilfstruppen zusandte, die diesem u. a. bei der Bestürmung des Königsberger Kneiphofs (1455) und bei der Besetzung Memels, das darauf Livland zugewiesen wurde, nicht unerhebliche Dienste leisteten, und daß andere vom Meister geschickte Ritter und Knechte auch an anderen Orten den „Bundherren" nicht ohne Glück die Stirn boten. Je mehr sich freilich das Glück vom Orden abwandte, um so mehr floh es auch die Livländer: 1466 scheiterte eine schöne Flotte von 40 Schiffen an der kurländischen Küste und gleichzeitig wurden 700 Reiter, die Mengede hinaus gesandt hatte, vernichtet. Auch an Geld hat er redlich beigesteuert: im Oktober 1455 schickte er 14000 Mark und zu Anfang des folgenden Jahres schrieb er eine Kriegssteuer von einer Mark pro Haken aus. Auch in den folgenden Jahren ist er nicht saumselig gewesen. Nicht minder hat er sich auf dem Gebiet der „Allianzen" betätigt. Ihm war der Abschluß des Bündnisses mit dem skandinavischen Unionskönig Christian zuzuschreiben — doch den Ausgang des trostlosen Krieges abzuwenden hat auch er nicht vermocht: der II. Thorner Friede machte der Unabhängigkeit des preußischen Ordens für immer ein Ende. Westpreußen mit allen Städten und Burgen kam an Polen, Ostpreußen blieb Ordensland, aber unter polnischer Hoheit. Weinend war Ludwig von Erlichshausen schon im Juni 1457 über die Brücke der Marienburg geritten, wo ein polnischer Starost seinen Sitz nahm, während der Meister von nun an seine Residenz in Königsberg aufschlug.

Für Livland mußte der Thorner Friede, in den es auch einbegriffen war, von den größten Folgen sein. Blieb es auch dem Hochmeister unterstellt, so lag es doch in der Natur der Dinge, daß die

Beziehungen zwischem dem livländischen Meister, der ein freier Herr geblieben war, und dem Hochmeister, dem nunmehrigen polnischen Vasallen, sich immer lockerer gestalteten und daß der auf ein kleines Gebiet beschränkte Hochmeister keinen nennenswerten Einfluß auf Livland mehr auszuüben imstande war. Diese Isolierung Livlands wurde indirekt durch die Beihilfe am Polenkriege noch gefördert: als Entgelt für die großen Dienste Mengedes verzichtete Erlichshausen bereits 1459 auf die harrisch-wierischen Lande, Stadt und Schloß Reval, Narwa und Wesenberg, deren Verwaltung Heinrich Dusemer bekanntlich schon 1347 dem livländischen Meister übertragen, deren Rückkauf er sich aber reserviert hatte. Blieb auch die Hoheit des Hochmeisters nominell auch jetzt noch gewahrt, so sollte doch die Verwaltung für immer dem livländischen Meister zufallen.

Drei Jahre nach dem II. Thorner Frieden, im Mai 1469, ist Johann von Mengede vom Geschick der Sterblichen ereilt worden. Sein Nachfolger wurde Johann Wolthuß von Herse. Mengedes Tod gab das Signal zu schweren Wirren im Orden, die naturgemäß auf das ganze Land zurückwirkten und dem so lange zur Untätigkeit verurteilten Erzbischof Silvester Gelegenheit zu neuen Machenschaften boten.

Johann Wolthuß von Herse, den seine Gegner zu einem wüsten, habgierigen Gesellen gestempelt haben, war in Wahrheit ein Mann, der mit hohem, idealem Schwung einen ausgesprochenen Sinn für die Erfordernisse der Wirklichkeit verband. Ihm war es zweifellos, daß der Orden, ehe er seine unitarischen Pläne im Lande durchführen konnte, erst im Innern selbst Ordnung schaffen, der Uneinigkeit der landsmannschaftlichen Gruppen steuern und zu diesem Zweck die meisterliche Würde mit mehr Gewalt ausrüsten mußte. Die festzentralisierte Ordensmacht wollte er dann gegen Moskau wenden, dessen Druck schon schwer auf Nowgorod und Pleskau zu lasten begann. Aber die Entartung der Ordensglieder war bereits zu groß, um Herses Plänen das Vollbringen zu ermöglichen. Als der Meister, um den schrankenlosen Selbstwillen der Komture und Vögte, die der militärischen und finanziellen Hoheit des Meisters unerträgliche Fesseln anlegten, begegnen zu können, seine Residenz von Riga nach Fellin verlegte und die Gebiete von Fellin, Jerwen und Oberpahlen, die als die reichsten galten, unter seine direkte Verwaltung nahm, regte sich eine erbitterte Opposition. Dort im Norden wollte er wohl im engen Anschluß an die stärkste und einflußreichste Ritterschaft, die harrisch-wierische, eine feste Ordensmacht bilden

und mit ihr die bischöflichen und städtischen Einzelgewalten beherrschen. Von hier aus hoffte er auch der größten Gewalt von außen her, der immer näher an die abendländische Zivilisation heranrückenden moskowitischen Macht, mit Erfolg entgegentreten zu können. Aber der Widerspruch der Gebietiger hemmte ihn auf Schritt und Tritt, und schließlich durchbrachen sie, die sich in ihren persönlichen Interessen bedroht fühlten, die Schranken des Gehorsams. Unerhörtes begab sich: der Landmarschall Bernd von der Borch trat an die Spitze einer Verschwörung, die den Sturz des Meisters herbeiführen sollte. Der ahnungslose Herse wurde (1471) auf Schloß Helmet überfallen, gefangen genommen und nach Wenden in den Kerker gebracht, wo er nach drei Jahren wohl eines gewaltsamen Todes gestorben ist (1474). Vergebens hatte sein Bruder Ernst Wolthuß von Herse alle Kräfte aufgeboten, um Johann zu befreien, selbst das Ausland, so Schweden, hat er in die trostlosen Händel hineingezogen — aber ohne Erfolg. In dem Kampf staatlicher Ideen mit persönlichem Egoismus und Korporationsinteressen hatten letztere gesiegt.

Auch ein Versuch der Rheinländer — der letzte! —, einem der Ihrigen zu bestimmender Stellung im Orden zu verhelfen, fällt in diese Jahre. Es handelte sich um den Komtur von Reval, Johann Spor von Harten, der mit dem Sturz seines persönlichen Gegners, des Westfalen Gerd von Mallingrode, der aus uns unbekannten Motiven 1468 auf einem Kapitel zu Riga erfolgte, das Amt eines Landmarschalls errang. Doch Mallingrode fügte sich nicht, sondern verschanzte sich in Schloß Doblen, bis es zu einem Vertrage kam, dem zufolge er ins Ausland gehen und das Ordenskleid ablegen sollte. Doch nur das erste tat er, er blieb dagegen im Orden und suchte in Preußen sein Recht bei Hochmeister, Dänemark und Danzig. Und er blieb Sieger. Der Hochmeister Heinrich von Richtenberg erhob 1470 gegen Spor Anklage, „weil derselbe sich in Sachen, die in unerträglicher Weise des Ordens Wohlfahrt berührten, unwürdig gemacht habe, irgendwelche Ämter oder Würden im Orden zu bekleiden". Vergeblich versuchte Spor das Schlimmste durch freiwilligen Rücktritt von der Würde abzuwenden, ein Ordenskapitel in Wenden sprach über den gefangen Eingebrachten die Absetzung aus. Bald darauf ist er, krank und all seiner Habe entkleidet, im Elend gestorben. Sein Nachfolger als Landmarschall war Bernd von der Borch geworden, der nach dem Sturz des Johann Wolthuß von Herse auch zur Meisterwürde berufen wurde.

Unter Borchs zwölfjähriges Regiment (1471—1483) sind im Orden selbst keine neuen Stürme ausgebrochen, der Meister hat als kluger Diplomat sich mit den Gebietigern offenbar zu stellen gewußt. Dagegen haben die Kämpfe gegen die Erzbischöfe mit großer Erbitterung begonnen und an der Ostgrenze haben die Russenkämpfe ihren Anfang genommen. Bis 1477 hatte Silvester Stodewescher noch Frieden gehalten, dann aber glaubte er losbrechen zu können. Gegen den Meister schleuderte er den Bann, und als die Stadt Riga bei Borch ausharrte — offenbar hatte sie zu dem hinterhaltigen Silvester alles und jedes Vertrauen verloren —, dehnte er ihn auch auf die Stadt aus. Doch Silvesters Konspirationen mit dem Ausland, mit Polen und Schweden, mit Litauen, selbst mit den Schamaiten, bei denen er Truppen werben ließ, verschärften allenthalben die Opposition gegen ihn. Auf dem Landtage zu Walk 1477 standen die Stände alle auf seiten des Ordens. Sie erklärten sich bereit, für die Lösung vom Bann einzutreten, machten freilich zugleich den sonderbaren Vorschlag, Riga, welches doch „die Braut wäre, und sein müßte, um welche der Tanz angestellt würde", weder Meister noch Erzbischof, sondern allein dem Papste zu unterstellen. Natürlich lehnte Borch diesen Gedanken rundweg ab, ließ vielmehr durch seinen Neffen, Simon von der Borch, der soeben in Rom das Revaler Bistum erlangt hatte, um Einsetzung eines Schiedsrichters bitten, worauf der Papst den Kardinal Stephan dazu ernannte und dieser Silvester binnen hundert Tagen vor sich zitierte. Im Februar 1478 erfolgte die feierliche Lösung vom Bann; bald darauf verließen die ordensfeindlichen Domherren und die Parteigänger Silvesters die Stadt. Zugleich rüstete der Erzbischof von neuem und nahm Schweden in Salis in Dienst. Da stellte der Meister auf dem Landtage zu Wolmar (Januar 1479) ein geharnischtes Ultimatum: sofort sollten alle Rüstungen eingestellt werden. Silvester lehnte ab, und Borch schritt zur Gewalt. In kurzer Zeit bemächtigte er sich der wichtigsten Klöster und nahm in Kokenhusen den greisen Erzbischof gefangen. Riga hatte seine Teilnahme am Kriege gegen ihn, gestützt auf den Wortlaut des Kirchholmer Vertrages, verweigert, jetzt mußte es den Arm des Siegers spüren.

Der Sieg des Meisters war vollständig: Silvester wurde in Kokenhusen in Gewahrsam gehalten bis an sein Ende, die Ritterschaft des Erzstiftes mußte Borch huldigen, in der Domkirche zu Riga wurde als Zeichen der Inkorporation der Gottesdienst nach des Ordens „Vorschrift und Gewohnheiten" bestellt. Der Agent Silvesters, der

Böhme Heinrich von Hohenberg, der im Auftrage des Erzbischofs die Fäden mit dem Auslande gesponnen hatte, fiel dem Orden in die Hände und wurde geviertelt. Im Juli 1479 ist Silvester Stodewescher auf seinem ehemaligen Residenzschloß Kokenhusen gestorben, ein Mann, der, wie neuerdings in guter Kennzeichnung gesagt worden ist, „zu den charakteristischen Persönlichkeiten der Renaissanceperiode gehörte, denen die Verfolgung der individuellen Interessen im Vordergrunde stehen, ein Geistlicher aus jener Atmosphäre der Moralität, wo der Vorteil, nicht das Recht, den Ausschlag gibt, und die Treue der Gesinnung nur als leerer Schall galt. — Unter den Bürgern der Stadt hieß es, Silvester halte nur drei Tage sein Versprechen, und in Ordenskreisen kolportierte man seinen Ausspruch: Gäbe ich dem Orden auch Briefe so weit und breit wie die Stadt Riga und daran sogar ein Siegel als der Dom, so gedächte ich sie doch nicht zu halten."

Silvesters Tod schien dem Orden Gelegenheit zu geben, das erledigte Erzbistum mit einem ergebenen Kandidaten zu besetzen: der Revaler Bischof Simon von der Borch schien der geeignete Mann, und ein Teil der Domherren gab ihm denn auch seine Stimme. Doch das alte Spiel wiederholte sich auch jetzt wieder. Dieselben Stände, die bisher mit dem Orden zusammengegangen waren, wurden aufsässig, als die Macht des Ordens zu groß und damit auch ihnen gefährlich zu werden drohte. Gegen die Wahl Simons von der Borch, des Meisters Neffen, brach eine allgemeine Opposition los. Und nicht nur im Lande selbst, auch in Rom wollte man von ihm nichts wissen. Um der Machterweiterung des Ordens zu begegnen, erhob der Papst Sixtus IV. den süditalienischen Bischof von Troja, Stephan Grube, einen übelbeleumundeten Prälaten, dem Simonie und Geldgier vorgeworfen wurden, zum Erzbischof von Riga, ja noch mehr: der Papst erklärte ihn zum alleinigen Herrn der Stadt und schleuderte 1480 gegen Borch, „das Kind der Bosheit", den Bann. Doch der Meister ließ sich nicht einschüchtern. Nahm der Papst gegen ihn und seinen Kandidaten Partei, nun, noch gab es einen Kaiser und wenn dieser auch nur Friedrich III. war. Der an das kaiserliche Hoflager entsandte Komtur von Goldingen fand geneigtes Gehör. „Bei Verlust aller ihrer von kaiserlicher Majestät verliehener Privilegien" gebot der Kaiser der Stadt Riga, dem Meister für immer untertan zu sein, Polen und Dänemark sollten als seine Mandatare den Orden schützen. Papst Sixtus hat auf diese kaiserliche Intervention mit erneutem Bann geantwortet, der Kaiser zitierte Riga

hierauf vor sein Gericht, weil die Stadt sein kaiserliches Gebot verachtet und an den Papst appelliert habe, „für den die Sachen nit gehören". „Es war", bemerkt ein neuerer Darsteller, „eine Wiederholung des alten Streits zwischen Papsttum und Kaisertum, der noch einmal am äußersten Vorposten der lateinischen Christenheit zum Austrag kommen wollte." Ausgefochten hat man den Streit freilich nur mit den eigenen Waffen im Lande selbst. Als alle Versuche des Meisters, die Stadt von dem neuernannten Erzbischof abzuziehen, fehlschlugen, eröffnete er den Kampf. Er ließ die Verbindung mit Dünamünde sperren und von der Ordensburg, dem Wittenstein, die trutzige Stadt beschießen (Dezember 1481). Aber das Glück blieb dem Orden nicht treu. In den „Sandbergen", am „Rabenstein" gelang es den Städten, den Landmarschall an der Spitze von 500—600 Reitern zu besiegen, viele zu erschlagen und die Ordensfahne zu erbeuten. Eine zweijährige Waffenruhe folgte, die alles in der Schwebe ließ. Als es jedoch trotz der Wachsamkeit des Ordens Stephan Grube gelang, über Kurland nach Riga zu kommen, brach der Bürgerkrieg von Neuem aus, Erzstiftische und Rigische legten sich vor die Komturei Dünamünde, um diese verhaßte Zwingburg, die den Handel beständig bedrohte, zu brechen. Im Herbst 1483 mußte sie kapitulieren und wurde geschleift, und während die einen sich vor den Wittenstein legten und ihn eng einschlossen, zogen die anderen aus, um die erzstiftischen Schlösser zurückzugewinnen; selbst den Meister belagerten sie zeitweilig in seiner Burg zu Wenden. Es waren schwere Jahre der Heimsuchung für den Orden: Krankheiten und Hungersnot wüteten und an den Grenzen standen die Russen, deren Einfälle Borch nur mit Mühe abzuwehren vermochte. Im Innern herrschte völlige Anarchie, zumal da auch die erzstiftische Ritterschaft, über Borchs schroffes Vorgehen gegen sie ergrimmt, vom Orden abfiel. Es mag sein, daß die Schuld nicht sowohl Borch selbst traf, sondern die Glieder des Ordens, deren unsäglicher Habgier die Bedrückung der Vasallen zugeschrieben wurde, — die Folgen hatte aber der Meister selbst zu tragen. Ihn machte man für die unglücklichen Kämpfe gegen Russen und gegen Riga verantwortlich und zwang ihn, im November 1483 zu Wenden von seinem Amt zurückzutreten.

Der Komtur von Reval, Freytag von Loringhofen, wurde sein Nachfolger. Zu gleicher Zeit starb der Erzbischof Stephan Grube. Loringhofen war ein tüchtiger Mann. Die Stadt zu bezwingen, ehe ein neuer Erzbischof erwählt worden war, hat er sich alle Mühe ge-

geben, aber die Ungunst der Lage lastete in den ersten Jahren schwer auf ihm. Als ein Ordensheer zwischen Stintsee und Nikolaikapelle 1484 entscheidend geschlagen worden war — 23 Ordensbrüder, darunter 3 Komture und 2 Vögte, wurden gefangen, 3 andere fielen, ein vierter ertrank —, war auch das Schicksal des Wittenstein entschieden: zwei Monate später mußten die auf den Tod erschöpften Ordensbrüder die Tore der Burg öffnen und nach Neuermühlen abziehen, von der Burg aber blieb kein Stein auf dem anderen.

Doch schon war der Bogen zu scharf gespannt. In den Vasallen regte sich das adlige Standesgefühl gegen die Städtischen. Schon 1482 hatte eine Versammlung „aller Vasallen von Libau bis Narwa" bei Karkus stattgefunden, und hier hatte man beschlossen, dem beizustehen, auf dessen Seite das Recht wäre. Wie das aufgefaßt wurde, ergibt sich daraus, daß sie in Scharen jetzt zum Meister eilten, der 1485 die Offensive mit erneuter Kraft begann. Ein Umschwung in Rom kam ihm zustatten: sein Kandidat, Michael Hildebrand, hatte die päpstliche Bestätigung erhalten, worauf die Stadt diesem den Gehorsam verweigerte und in landesverräterische Beziehungen zu Schweden trat. Dadurch wurde Hildebrand dem Meister fast gewaltsam in die Arme getrieben, die Stadt aber verlor den Rest der Sympathien. Auf das Einerlei der folgenden Jahre, die Verhandlungen und gleich wieder gebrochenen „ewigen Frieden" verlohnt es sich nicht einzugehen. Ein 1486 abgeschlossener Friede zu Blumental war ohne Dauer, und 1489 sagte Loringhofen Riga von neuem die Fehde an. Mit dem Mut der Verzweiflung wehrte sich die Stadt, deren Mauern sich trotz der einmütigen Parteinahme von ganz Livland, trotz der trefflichen Führung der Ordenstruppen durch den Landmarschall Wolter von Plettenberg und trotz der Hilfeleistungen des Hochmeisters Hans von Tiefen geraume Zeit hielten. Erst der glänzende Sieg bei Neuermühlen (Anfang 1491) machte den Meister zum Herrn der Stadt. Am 30. März kam es unter dem Schiedsspruch des Erzbischofs und der Bischöfe von Dorpat und Kurland zur „Affpröke" von Wolmar: von neuem wurde der Kirchholmer Vertrag die Grundlage der Verhältnisse. Barfüßig und barhäuptig sollten die Bürger Abbitte tun und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Sieger forderte hierauf Wiederaufbau der Ordensburg und Dünamündes binnen sechs Jahren, erließ aber in kluger Schonung die demütigende Form der Abbitte den Städtern.

Erzbischof Michaels 24jährige Regierungszeit war dem inneren

Frieden durchaus heilsam. Er hat mit dem Orden, dem er sein hohes Amt verdankte, stets in Frieden gelebt. Das war dem Lande um so notwendiger, als die kriegerischen Verwickelungen mit den Russen, die schon unter Konrad von Vietinghof begonnen und unter Bernd von der Borch einen größern Umfang angenommen hatten, nunmehr zu einer Entscheidung drängten.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hatten die Russenkämpfe an der Ostgrenze ihren bedrohlichen Charakter eingebüßt. Das Mongolenjoch, das über den russischen Teilfürstentümern lastete, hatte jeder Aggressivpolitik ein Ziel gesetzt. Das dauerte über zwei Jahrhunderte, bis Moskau durch eine kluge Politik sich zum Mittelpunkt machte und die Kräfte um sich scharte, mit denen es eest die Herrschaft der „goldenen Horde" niederzwang und dann den Kampf um den Besitz der Ostseeküste aufnahm. Es war der Großfürst Iwan III. Wassiljewitsch (1462 bis 1505), der die zielbewußte, rücksichtslose Politik Moskaus in vollendeter Weise in sich verkörperte. Ein dreifaches Ziel schwebte ihm vor, der als Gemahl der letzten Kaisertochter in Byzanz, der Paläologentochter Sophia, auch die universellen Ideen der Byzantiner sich zu eigen gemacht hatte: die Vernichtung der politischen Selbständigkeit der russischen Teilfürstentümer, auch der großen Handelsrepubliken Nowgorod und Pleskau, zum anderen die Abschüttelung der, freilich nur noch nominellen Oberhoheit der Horde, zum dritten, „daß alles einst russische Land wieder zu Moskau gebracht werden müsse", das der natürliche Beschützer der griechisch-orthodoxen Kirche sei. „Dieser Teil der moskowitischen Politik schloß den Kampf gegen den Orden in Livland ebenso in sich, wie gegen die litauisch-polnische Macht. Dort wollte er die Ostseeküste gewinnen, hier den Dnjepr zum Grenzfluß machen."

Langsam, aber sicher hat Iwan III. sein Programm durchgeführt.

Der Untergang der politischen Selbständigkeit Nowgorods und Pleskaus vollzog sich ruhmlos und ohne entscheidende Widerwehr. Er mußte bei den jahrhundertelangen politischen und kommerziellen Beziehungen Livlands zu ihnen von weittragender Bedeutung für Livland sein. Im Oktober 1479 hatte Iwan die nach den ersten Feldzügen noch übriggebliebenen kümmerlichen Reste der Autonomie Nowgorods mit brutaler Hand vernichtet und die Einwohner zum größten Teil fortführen lassen. 1488 war ihnen der noch zurückgelassene Rest gefolgt. Dann erfolgte 1494, völlig unerwartet für die Livländer, die Schließung des Kontors des deutschen Kaufmanns, des Hofs zu St. Peter.

Das 15. Jahrhundert hatte die Livländer hier zu fast ausschließlichen Herren gemacht. So sehr überwogen ihre Handelsbeziehungen, daß Lübeck selbst 1442 dem Hof zu Nowgorod die Weisung hatte zugehen lassen, unbedingt den drei livländischen Mächten zu folgen, in unaufschiebbaren Fällen sich aber Bescheid beim Rat von Dorpat zuerholen. Kein Wunder, daß in den Augen der Nowgoroder die Begriffe Hansen und Livländer allmählich völlig zusammenfielen. Das gereichte letzteren nun keineswegs immer zum Vorteil: „ein leiser Windstoß, der die Russen in Livland unsanft berührte, fuhr wie wirkungslos über ihre Häupter hin, der sich gegen jene erhebende Sturm erschütterte regelmäßig ihre ganze Existenz. Glaubt sich ein Russe in Dorpat benachteiligt, so hält er sich am deutschen Kaufmann in Nowgorod schadlos; fürchten jene die Arretierung der Ihrigen in Livland, so dürfen die Deutschen den Hof nicht mehr verlassen; ist einer ihrer Brüder dort ums Leben gekommen, so werden diese mit dem Tode bedroht.“ Diese in nie abreißender Kette sich hinziehenden Verwickelungen hatten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts dem Handel erheblichen Abbruch zu tun begonnen, aber völlig unterbunden hatten sie ihn nicht, und der egoistische Wagemut des Kaufmanns hoffte immer wieder auf bessere Tage. Daß Zar Iwan insgeheim 1493 bereits dem Könige von Dänemark die Schließung des Kontors in Nowgorod zugesichert hatte, war den Livländern so sehr ein Geheimnis geblieben, daß sie im Hochsommer 1494 eine stattliche Gesandtschaft nach Moskau abfertigten. Aber ihre Beschwerden über die Belästigungen ihres Handels in Nowgorod anzuhören, weigerte sich der Zar und verwies sie an seinen Statthalter in Nowgorod, d. h. gerade den Mann, gegen den sich die Klagen vor allem richteten. Auf der Rückreise wurde der Revaler Gesandte wider alles Recht kurz vor Nowgorod aufgegriffen und ins Gefängnis nach Moskau gebracht, aber der Dorpater Sendebote durfte nach Nowgorod weiterziehen, wo er durch die Schreckenskunde überrascht wurde, daß am 5. November die deutschen Kaufleute im Kontor zu St. Peter auf Befehl Iwans überfallen und — 49 an der Zahl — mit schweren Fußfesseln eingekerkert worden seien. Die kostbaren Waren und das Kirchengut von St. Peter wurden fortgeschleppt, das Tor des Kontors geschlossen. Erst nach drei Jahren ist es den unermüdlichen Bemühungen der Livländer gelungen, die Befreiung der Gefangenen durchzusetzen, der alte blühende Handel in Nowgorod aber war für immer dahin. Man wird freilich gut tun, den Einfluß der

Schließung des Kaufhofs auf die Geschicke der Hanse im allgemeinen nicht allzu hoch zu werten, da der Handel von Lübeck und den anderen Städten Deutschlands, wie gesagt, fast völlig aufgehört hatte. Auf die livländischen Städte wirkte die Zerstörung des Nowgoroder Handels natürlich weit einschneidender ein, besonders auf Reval und Dorpat, in denen der Wohlstand um die Jahrhundertwende rapid sank und zahlreiche Bankrotte von der mißlichen Lage zeugten. Doch selbst hier war der Rückschlag nur ein zeitweiliger, und wurde überwunden. Überraschend schnell lebten die livländischen Städte und Narwa wieder auf: sie selbst wurden an Stelle des verödenden Kontors zu St. Peter die Stapelplätze für den aus Rußland kommenden und nach Rußland gehenden Handel und wußten sich zuerst durch einen in großem Maßstabe betriebenen Schmuggel, später durch förmliche Verträge zu Hauptmärkten für die russischen Waren zu machen. So schnell fanden sich alle in die veränderten Konjunkturen, daß, als Iwans Nachfolger, Wassili, das Kontor in Nowgorod wieder eröffnete und die Privilegien der Hansen neu bestätigte, der Kaufmann sich doch nicht mehr nach Nowgorod wandte. Daß der wachsende Wohlstand der Livländer in Lübeck mit scheelem Auge angesehen wurde, konnte an dem Aufschwung auf die Dauer nichts ändern.

Bald nach dem Ende des Nowgoroder Hofes nahm auch das Kontor zu Polozk, das schon geraume Zeit unter der Zeiten Ungunst gelitten hatte, sein Ende. Zwar erlebte es noch den Anfang des 16. Jahrhunderts, aber die russisch-litauischen Kriege ließen den Kaufmann Polozk meiden; die Erbitterung der Einheimischen gegen die mit reichen Privilegien ausgestatteten Fremden nahm von Jahr zu Jahr zu, und die litauische Regierung wurde der Anwalt der antideutschen Strömung. Ein Privileg König Sigismunds an die Stadt Polozk vom Jahre 1511 untergrub vollends die Freiheiten des gemeinen deutschen Kaufmannes, indem es ihm den Verkehr mit Smolensk und Witebsk verbot, und ihn in Polozk allein auf den Großhandel mit den Bürgern beschränkte.

Inmitten dieser trüben Ereignisse, von denen man fürchtete, „daß Nahrung, Handel und Wandel, ja ganz Livland darüber zugrund gehen könnten", ist Meister Freytag von Loringhoven gestorben. Einmütig erhoben die Gebietiger zu seinem Nachfolger den Landmarschall Wolter von Plettenberg, an dessen Namen sich eine kurze Glanzzeit livländischer Geschichte knüpft, und der auch heute noch in dankbarer Erinnerung in Livland fortlebt.

Wo Plettenbergs Wiege gestanden hat, vermögen wir nicht zu sagen. Die Beziehungen der westfälischen Plettenbergs zu Livland waren alte, Wolters Bruder wurde der Stammvater der später in Liv- und Kurland weitverbreiteten Familie, die in einem anderen Zweige zum mindesten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zum wierischen Landadel gehörte. Der Meister bezeichnet selbst Narwa als die Stadt, in der er „in unseren jungen Jahren" aufgezogen sei. Früh ist er auch in den Orden getreten, in dem er, wie der Chronist sagt, „bedenede die empter von junck up, alse dar sin backmeister, schencke, koekenmeister, ander cumpan, cumpan, hus cumpter, cumpter usw., beth he tho dem meisterdome quam". Als Komtur zu Rositten hatte er sein tapferes Schwert gegen die Russen geschwungen, in den Kämpfen gegen Riga sich auf dem Schlachtfelde und im Rate gleich trefflich bewährt. Was aber den Gebietigern neben den militärischen und staatsmännischen Gaben diesen Mann besonders wert machte und ihn hoch über alle anderen erhob, war sein ernster, einfacher und edler Sinn, der auch in seinem schlichten Wandel zutage trat. Erzählt doch der Geschichtschreiber, seine Speise sei nur „grave kost, schinken, droge flesch, hering, stockfisch" und sonstige einfache Nahrung gewesen, und gern stimmen wir ihm bei, wenn er vom Meister sagt, er wäre ein frommer, weiser und anschlägiger Mensch, eine lange, herrliche Gestalt und freundlich von Angesicht gewesen.

Als gewaltigen Helden hat ihn das ganze Abendland gepriesen, haben ihn Kaiser und Reich gerühmt, als solcher steht heute sein Marmorbild als das des einzigen Livländers, von Schwanthalers Hand geschaffen, in der Walhalla bei Regensburg. Als Mann, der den inneren Frieden, im wesentlichen wenigstens und unter den schwierigsten Verhältnissen, zu erhalten wußte, obwol gerade zu seiner Zeit zu den mannigfachen Trennungsmomenten sich die religiöse Bewegung der Reformation gesellte, als Friedensfürst im wahren Sinne des Worts erscheint er den Nachlebenden in Livland. Hier vermochte er alle die Eigenschaften, die seine Größe, aber auch seine Schwäche ausmachten, im weitesten Maße zu zeigen: seine abwägende Besonnenheit, die jedem Bruch abhold war, seine konservative Natur, die in Kirche und Staat an den alten Formen festhielt und bemüht war, ihnen neues Leben einzuflößen, und seine immer zum Frieden ratende, auf Verständigung sinnende Art, der das Schwert allezeit das schlechteste und letzte Mittel zur Schlichtung livländischer Händel gedünkt hat. So war er

kein Pfadfinder zu neuen Gestaden, kein Genie, nach dem die Verhältnisse des Landes so dringend riefen, aber ein treuer, tüchtiger Mann, der durch den Adel seines Wesens auch die Gegner für eine Zeitlang niederzwang und Livland vor dem Ende der Selbständigkeit noch eine kurze Nachblüte sicherte.

Gleich der Anfang seines Regiments stellte ihn vor die Lösung der seit einigen Jahrzehnten das Land beunruhigenden russischen Frage, die durch die Katastrophe in Nowgorod akut geworden war. Denn deutlich lag es zutage, daß Moskau den Augenblick gekommen glaubte, um die alten Ansprüche früherer Jahrhunderte auf Livland mit den Waffen in der Hand zu erneuern. Indem sich der Großfürst in den Besitz von Nowgorod und Pleskau setzte, trat er gewissermaßen auch als der Erbe von deren livländischen Tendenzen auf. Schon die 1492 unternommene Errichtung einer Trutzburg Iwangorod gegenüber Narwa ließ wenig Gutes hoffen, die Nachrichten von der Ostgrenze sprachen deutlich von großen Rüstungen der Russen, um einen Einbruch nach Livland ins Werk zu setzen. Der Orden, der sich in dieser Stunde ernster Gefahr wieder einmal als die einzige Militärmacht des Landes erwies, erkannte die Notwendigkeit gemeinsamer Rüstungen, fand aber wenig Verständnis bei Prälaten und Städten. Nur der Erzbischof Hildebrand stand Plettenberg zur Seite, als dieser im September 1498 auf dem Landtage zu Walk zu gemeinsamer Tat aufrief. Die Uneinigkeit der Stände, ihre Engherzigkeit trat grell zutage. Die Städte protestierten gegen jede Schatzung: wenn sie mehr täten, als ihre Mauern zu schützen, hätten sie — das war ihre Meinung — ein übriges getan. Die Vasallen nahmen an der Höhe der von Plettenberg vorgeschlagenen Steuer von 4—6 Mark für den Bauerhof Anstoß und bewilligten nur eine Mark, worauf sich nach vielen Debatten die Stände einigten. — Vielleicht hatte der Erzbischof wenigstens dieses Resultat erzielt, als er den Versammelten die Worte der Pleskauer mitteilte, die diese auf die Frage, warum sie ohne Ansage ins Land gefallen wären, geantwortet hatten: „Wißt ihr denn nicht, daß unser Herr, der Großfürst, der mächtigste Herr unter der Sonne ist und Städte über See gewonnen hat, ihr alle aber in Livland sitzt, wie Schweine in eurem Schweinekoben? Das Land gehört ihm und er will alle Hofleute mit Ruten aus dem Lande jagen."

Auch nach auswärtigen Allianzen sah sich der Meister um. Schrieb doch Plettenberg damals: „Wenn die russischen Lande geteilt und zersplittert wären, wie sie früher zu sein pflegten, wären wir mit

allen Teilen dieser Lande wol mächtig genug, ihnen zu widerstehen. Aber die unsagbar große Macht, zu der jene in wenigen Jahren erwachsen sind und noch täglich weiter wachsen, zwingt uns, auswärtige Hilfe zu suchen." Doch schlecht war es damit bestellt: der deutsche Orden in Preußen konnte bei dem Elend im Innern und der beständigen polnischen Gefahr nicht an Hilfe denken; der deutsche Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter", steckte tief in italienischen Händeln und stritt mit des Reiches Ständen. Kein Wunder, daß auf Plettenbergs Drängen es zu anderen als schüchternen diplomatischen Einsprachen und zwecklosen Verhandlungen auf den Reichstagen zu Lindau, Augsburg und Worms nicht gekommen ist. Auch die Kurie versagte völlig. Alexander VI. Borgia, jener berüchtigte Giftmischer und skrupellose Finanzmann auf dem päpstlichen Stuhl, verweigerte die Bitte um eine Kruziate, d. h. einen allgemeinen Ablaßverkauf für Livland, um die Einnahmen aus dem bevorstehenden Jubeljahre nicht zu mindern. Von der Hanse war auch nichts zu erwarten. Die Eifersucht auf die egoistische Handelspolitik der Livländer war stärker als jedes Gemeinsamkeitsgefühl. Dänemark, dem Orden stets feindlich, blieb natürlich im besten Falle neutral. So kam einzig Litauen in Betracht, wo der argwöhnische Haß gegen Moskau den ehrgeizigen Anschlägen auf Livland die Wage hielt. Plettenbergs Anträge fanden daher beim Großfürsten Alexander von Litauen, scheinbar wenigstens, willkommene Aufnahme. Da Alexander sich schon 1500 mit dem Zaren im Kriege lag, konnte ihm eine Ablenkung auf Livland nur genehm sein. Es mochte dann wohl der Augenblick kommen, wo er Livland beim Friedensschluß zu seinem Nutzen in die Wagschale werfen konnte. Im Januar 1501 kam in Wolmar ein Bündnis mit dem Orden zustande. Auf zehn Jahre verpflichtete sich der Großfürst, keinen Frieden mit Moskau abzuschließen; gleichzeitig mit Plettenberg wollte er in Feindesland einfallen. Aber bereits im Sommer erwies sich die litauische Hilfe als eine Seifenblase. Als König Johann Albrecht von Polen im Juni starb, ließ Alexander, um die lockende polnische Krone zu gewinnen, Bundesbrief und Bundesgenossen im Stich. Wohl versprach er im August nochmals feierlich 5000 Soldknechte und den Adel von Plozk dem Meister zuzusenden, der mit Eifer die Rüstungen betrieben und mit etwa 2000 Landsknechten, 4000 Vasallen und Ordensleuten zu Roß und einem großen Haufen gerüsteter Undeutscher (zusammen mit dem Troß vielleicht 80000 Mann) mit dem Erzbischof am 26. August bei Neuhausen

die Grenze überschritten hatte. Die Überlegenheit der Artillerie und die Furcht vor den gepanzerten Reitern gab von Beginn an den Livländern die Oberhand. Schon am zweiten Tage wurde die feindliche Vorhut zersprengt (die sagenumwobene Schlacht bei Maholm) und große Beute gemacht, dann an Isborsk vorbei der Marsch auf das mächtige Doppelschloß Ostrow an der Welikaja angetreten. Hier sollten die Litauer zum Ordensheer stoßen. Doch treuloserweise blieben sie aus. Im Heere der Livländer aber brachen schwere Seuchen aus und nötigten es, als hier die schlimme Kunde eintraf, daß große russische Heerhaufen südlich über die Grenze bis nach Wenden vorgedrungen waren, zum schleunigen Heimzug. Am 15. September zog man ab, und kaum war man auf livländischem Boden, so streckte eine hitzige Krankheit Plettenberg selbst aufs Lager. In schwerer Stunde drohte dem Lande der Führer verloren zu gehen! Zwar überwand er die Krankheit, aber der trostlosen Lage zu steuern fehlten ihm die Hilfsmittel: am 1. November waren weitere 90000 Russen und Tataren den schon in Livland hausenden gefolgt, hatten das Stift Dorpat verwüstet und 40000 Menschen fortgetrieben. Dann hatte der Feind sich gegen Wenden hin gezogen und war schließlich, jeder Schlacht ausweichend, über die Grenze zurückgegangen.

Auch im Lande nahmen die Dinge eine schlimme Wendung: die Landbevölkerung wurde vielfach aufsässig, die harrisch-wierischen Vasallen zeigten Hinneigung zu Dänemark, der Bischof von Dorpat vollends ließ verlauten, „wenn nicht bald Ersatz komme, werde er tun, was dem Orden nicht lieb sei". Die schlimmste Nachricht aber kam aus Litauen von dem Alliierten. Alexander von Litauen, der mittlerweile auch König von Polen geworden war, strebte danach, den Orden in Preußen in noch größere Abhängigkeit von Polen zu bringen und den Orden in Livland so mit Pleskau zu verfeinden, daß er nicht nur nach Preußen keine Hilfe senden, sondern auch Moskau gegenüber Rettung bei Polen-Litauen suchen mußte — um den Preis der Anerkennung der polnischen Hoheit. Dieser Plan war nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Ein halbes Jahrhundert später ist er in Erfüllung gegangen, in höherem Maße noch, als Alexander zu hoffen gewagt hat. Um Livlands Lage möglichst gefährlich zu gestalten, betrieb er in treuloser Weise sogar Friedensunterhandlungen mit Moskau. Davon erhielt Plettenberg Kunde, und er beschloß sofort zu handeln. Ende August 1502 zog er seine Armee, 2000 Landsknechte, 2000 Reiter bei Kirrumpä zusammen und

überschritt die Grenze. Bald lagerte Plettenberg vor Pleskau, wo nach dem Vertrage die litauischen Hilfstruppen sich mit den Livländern vereinigen sollten. Doch abermals blieben sie aus, wohl aber kam die Meldung von gewaltigen Rüstungen Moskaus, die so groß sein sollten, daß die Russen meinten, es sei nicht nötig zu kämpfen, man werde die Livländer ohne Schwertschlag fangen, binden und dem Großfürsten zusenden, danach aber in Scharen ausziehen, um das entvölkerte und machtlose Livland einzunehmen. Plettenbergs Entschluß war gefaßt: durch Überraschung und Tapferkeit mußte das numerische Übergewicht der Russen aufgehoben werden. Am Tage vor Kreuzeserhöhung stieß man auf den überlegenen Feind und trug an der Smolina einen glänzenden Sieg über ihn davon. Dreimal durchbrachen die Panzerreiter die feindlichen Reihen und zerstreuten sie vollständig. Eine Verfolgung mußte freilich wegen der großen Ermüdung der Truppen unterbleiben. Der Jubel in Livland war groß, der Erzbischof befahl, den Tag vor Kreuzeserhöhung fortan gleich Ostern zu feiern. Alexander von Litauen gratulierte „zu unserer beiden Feindes Zerstörung, Totschlagung und ritterlicher Geschichtung", und der Hochmeister schrieb, er sei der „ritterlichen Tat und glückseligen Viktorien" hoch erfreut.

Doch nur zu bald schmolz die Bedeutung des Sieges zusammen. In Moskau war man keineswegs geneigt, nach einer Niederlage von den hochfliegenden Plänen Abstand zu nehmen, und vertraute neben den eigenen großen Hilfsmitteln auf die Treulosigkeit Litauens und die Uneinigkeit der livländischen Stände. Und die Zukunft gab dem Zaren recht. Als man am Tage der hl. drei Könige 1503 sich zu einem Landtage in Wolmar versammelte, beschlossen die Stände nach erbitterter Diskussion, den Frieden mit Moskau zu betreiben und Gesandte nach Moskau zu schicken, die „unter viel Widerwärtigkeit, Frevel und Schmach" ihre Reise vollzogen. Kühl genug war der Empfang, mit ausgesuchter Geringschätzung begegnete man den Abgesandten und verweigerte jede Verhandlung. Es bedurfte des ganzen Druckes der litauisch-polnischen Gesandten, die auch in Moskau waren, um Iwan zur Gewährung eines sechsjährigen „Beifriedens" (d. h. Waffenstillstandes) zu bewegen. Aber als er ihn ratifizieren sollte, gab es neue Weiterungen: es sei gegen alles Herkommen, daß er, der Großfürst und Zar, mit den Livländern direkt Frieden schließe. Die Gesandten sollten sich nach Nowgorod wenden, dort würde sein Statthalter den Frieden bestätigen und „beküssen". Vergebens protestierten die Livländer, von den

polnisch-litauischen und ungarischen Gesandten im Stiche gelassen, mußten sie die Kränkung hinnehmen und den Beifrieden in Nowgorod eingehen. Von dieser Zeit an datiert ein völliger Frontwechsel in der auswärtigen Politik des Meisters: er löste die Verbindung mit dem unzuverlässigen Litauen und richtete seine ganze Sorge darauf, mit Moskau zu einem erträglichen Einvernehmen zu kommen. Nach Ablauf des Friedens 1509 wurde er in Wenden von neuem auf 14 Jahre auf das Kruzifix „beküßt", und dann auch in der Folgezeit wiederholt verlängert. Als die Städte, durch ein Salzausfuhrverbot aus Rußland schwer betroffen, gegen den Frieden eiferten, konnte Plettenberg mit vollem Recht zur Antwort geben: „Ihm sei es von Herzen leid, daß sie, die Städter, so ungeschickt zum Kriege seien; wollten sie jedoch mit den Russen eine Fehde anschlagen, so sollte es an ihm nicht fehlen". —

Nur in großen Zügen können hier die zwei Jahrzehnte bis zur Reformation skizziert werden, die, verworren genug, durch ein großes Ereignis vornehmlich bestimmt worden sind, das Ende des Deutschen Ordens in Preußen, der seit dem II. Thorner Frieden seine Selbständigkeit eingebüßt hatte, und nur als polnischer Lehnsstaat ein kümmerliches Dasein fristete. Freilich haben die Hochmeister diesen Zustand nur mit großem Widerstreben ertragen und immer wieder Versuche gemacht, das sarmatische Joch abzuschütteln. Um mehr Rückhalt in Deutschland zu finden, hat man gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts entgegen den bisherigen Prinzipien einem deutschen Fürsten die Hochmeisterwürde angetragen: 1498 wurde Herzog Friedrich von Sachsen mit ihr bekleidet. In Livland hat man diesen Schritt, obwohl er unter den obwaltenden Umständen nicht zu verwerfen war, nicht gern gesehen, da hier die Abneigung gegen fürstliche Ordensgebietiger, Koadjutoren und Prälaten besonders scharf ausgeprägt war, aber ändern hat man doch an der Tatsache nichts können. Sie war zum mindesten von größerer praktischer Bedeutung, als die von Kaiser Max geplante Vereinigung des Deutschordens mit den Johannitern und dem von Kaiser Friedrich III. gestifteten St. Georgsorden!

Seit 1511 saß Albrecht von Brandenburg-Ansbach auf dem hochmeisterlichen Stuhl. Als Neffe des Königs Sigismund von Polen und mit vielen deutschen Fürstenhöfen verwandter Fürst war er dem Orden willkommen, wenn er auch nicht über Vermögen verfügte, sein kinderreicher Vater vielmehr im Orden eine Versorgungsanstalt für eines seiner 16 Kinder gesehen hatte. Albrecht von Brandenburg war kein

hervorragender Mann, aber in jenen Tagen doch von ritterlichem Gefühl beseelt, das ihm die demütige Lage des Ordens unerträglich machte. Schade nur, daß er sich in Illusionen wiegte. So glaubte er anfänglich wohl, sein polnischer Oheim werde ihm über den Vasalleneid hinweghelfen, ja vielleicht Westpreußen dem Orden zurückgeben. Sollte das nicht geschehen, so wollte er zum Schwerte greifen. Er übersah dabei, daß der Orden eine Ruine war: die Zahl der Ritterbrüder war verschwindend gering, kein Konvent war in Preußen vollzählig, die meisten Komtureien waren eingezogen, um den hofmeisterlichen Hofhalt zu bestreiten, große Gebiete verpfändet. Selbst die obersten Ordensämter ließen sich nicht mehr alle besetzen, die Burgen waren schlecht armiert, Söldner fehlten, und Adel und Städte gingen selbstsüchtig ihre eigenen Wege. War es solchen Zuständen gegenüber nicht bare Torheit, den Kampf mit dem mächtigen Polen aufnehmen zu wollen! Der Hochmeister hat gleichwol von seinen Plänen nicht abgelassen und sich mit dem livländischen Meister deswegen früh schon in Verbindung gesetzt. Der vorsichtig wägende, zu einer pessimistischen Anschauung geneigte Plettenberg tat, als er mit Albrecht 1516 in Memel zusammentraf, alles, um ihn von Unvorsichtigkeiten abzuhalten. Aber Albrecht, der durch seinen phantastischen Freund Dietrich von Schönberg zu immer neuen Projekten bestimmt wurde und auf tatkräftige Hilfe der deutschen Fürsten, vor allem die seines Vetters, des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, baute, schlug die Bedenken Plettenbergs nur zu gering an und erklärte Ende 1519 an Polen den Krieg. Plettenberg hatte trotz aller prinzipiellen Bedenken die von ihm verlangte Beihilfe nicht verweigert, nur hatte er seine Bedingungen gestellt, wie das im Charakter kühler Realpolitik lag. Drei Bedingungen stellte er für die Bewilligung von 100 000 Horngulden und 200 Reitern: zum ersten die definitive und vorbehaltslose Abtretung Harrien-Wierlands an den livländischen Meister, damit die politische Einigung aller livländischen Territorien auch formell vollzogen würde, und die letzten Hoheitszeichen des unter polnischer Herrschaft stehenden Hochmeisters in Livland verschwänden — ein deutliches Symptom der auf abschließende Konzentration gerichteten Ordenspolitik in Livland. Zum anderen die Lösung der Beziehungen des Hochmeisters zu Moskau. Mochte Albrecht bei seinen Vorbereitungen gegen Polen auch in Moskau einen Verbündeten zu finden hoffen, in Plettenbergs Intentionen konnte eine Verstärkung der russischen Position unmöglich liegen, da trotz herrschen-

den Beifriedens Moskau doch der Hauptfeind Livlands blieb. Drittens sollten auch der Kurfürst Joachim von Brandenburg und andere deutsche Fürsten tatkräftige Beihilfe leisten. Die ersten 50000 Horngulden gingen bereits 1519 nach Preußen ab, die zweite Hälfte sollte folgen, sobald der Hochmeister über die Weichsel gehe. Im November 1519 sind auch einige livländische Vasallen mit 40 Pferden, von Kriegslust getrieben, nach Preußen gekommen, Plettenberg aber zögerte mit seiner Truppensendung und stellte die Forderung, der Hochmeister sollte die noch immer nicht bestätigten alten Freiheiten und Gerechtigkeiten des Ordens in Livland endlich sanktionieren. Es spricht nicht für Albrechts diplomatischen Takt, daß er diesen doch berechtigten Wünschen mit Hervorkehrung der Ordensregel, die Gehorsam vorschrieb, entgegentrat und bittere Worte nicht sparte, daß die, welche das Ordenskreuz trügen, weniger zu Hilfeleistung bereit wären, als fremde Nationen. Wegen der Verbriefung der Freiheiten müsse er mit den Gebietigern Rat pflegen, wozu jetzt, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, doch wahrlich keine Zeit wäre. Plettenberg hat, obwohl tief verletzt, als der Krieg Ende 1519 ausbrach, hundert Reiter nach Preußen abgesandt, mehr ein Zeichen des Gehorsams gegenüber dem Hochmeister, als eine wirkliche Hilfe. Immer mehr trat der Gegensatz zwischen dem Hochmeister, dessen Gebiet durch den Krieg größtenteils zur Wüste gemacht wurde, und Plettenberg zutage. Mit fast schroffer Offenheit präzisierte letzterer seine Forderungen und Wünsche: die Berufung des Hochmeisters auf das Ordensgelübde werde sich Livland nicht gefallen lassen, auch der Deutschmeister müsse in dieser Frage befragt werden. Der Hochmeister möchte doch die Livländer bei ihren alten löblichen Gewohnheiten lassen; vieles, was nicht in den Ordensregeln stehe, sei durch Gewohnheit geheiligt worden, so u. a., daß die livländischen Gebietiger stets von dem Hochmeister geschieden geblieben wären und keinem anderen als ihrem Meister zu gehorchen hätten. Aber noch mehr: ein Hochmeister in Preußen sollte hinfort nichts ohne Bewilligung des Deutschmeisters und des Meisters in Livland in den großen, den Orden berührenden Fragen anfangen. Bei der Hochmeisterwahl sollten in Zukunft der Deutschmeister und der livländische Meister die ersten Stimmen abgeben, bei der Besetzung der Ämter in den deutschen Besitzungen und in Livland der Hochmeister nicht mit drein reden, in wichtigen Ordensangelegenheiten jene beiden vielmehr berechtigt sein, sich miteinander zu beraten. In jedem Falle habe der Hochmeister es zu unterlassen, den beiden Gebietigern etwas unter

Berufung auf den Ordensgehorsam zu befehlen. Zum Schluß nahm Plettenberg keinen Anstand zu erklären, es wäre am besten, wenn Albrecht, statt Land und Leute des Ordens dem Untergange preiszugeben, sich den polnischen Forderungen füge. Dieser drohenden Sprache des livländischen Meisters gegenüber lenkte Albrecht ein, indem er im allgemeinen die Bewilligung der Forderungen zusagte. Plettenberg versprach hierauf bis zum 1. April 1520 neue 200 Reiter, doch bevor diese noch angelangt waren, war die Not in Preußen so hoch gestiegen, daß Albrecht einen Gesandten an Plettenberg abschickte, um die Zusendung der Truppen zu beschleunigen und den Zuzug von Proviant aus dem livländischen Hafen Pernau herbeizuführen. Auch um die noch restierenden 50 000 Horngulden ließ er dringend bitten. Er setzte Plettenberg zugleich davon in Kenntnis, daß er in seiner Krankheit den Entschluß gefaßt habe, das Land Preußen im Fall seines Todes dem Schutze des Meisters in Livland anzuvertrauen. Aber bei diesen Worten blieb es, während die Verschreibung auf Harrien-Wierland immer wieder verschoben wurde. Kein Wunder, daß Plettenberg mit dem Versprechen von weiterer militärischer Hilfe zögerte, zumal da der unglückliche und bei dem Ausbleiben von Zuzug aus Deutschland völlig aussichtslose Krieg Livland große Opfer auferlegte. In der Schlacht bei Bartenstein waren gerade viele Livländer gefallen, der Hauskomtur von Riga und der Kumpan von Goldingen gefangen genommen worden. Nur widerwillig entsandte Plettenberg, nachdem im August 1520 die harrisch-wierische Verschreibung in der von ihm gewünschten Form erfolgt war, abermals 100 Reiter mit dem Komtur von Karkus, Melchior von Galen, ihnen schlossen sich die vom Komtur von Fellin geschickten zwei Kumpane mit 30 livländischen Vasallen an. Auch Geld zu opfern war Plettenberg willig, nur sollte eine Grenze fixiert werden, da in Livland Bargeld nicht mehr aufzutreiben wäre. Im Januar 1521 wurden die restierenden 50 000 Horngulden und etwa 1700 Mark ungemünzten Silbers nach Preußen geschickt, aber dem Krieg eine günstigere Wendung zu geben vermochten sie nicht. Dem Hochmeister mangelte es an allem, und widerwillig mußte er zu Thorn einen vierjährigen Waffenstillstand mit Polen abschließen. Im Februar 1521 zogen darauf die Livländer „ohne einen klingenden Lohn" in die Heimat zurück. Die Gegensätze zwischen Preußen und Livland haben sich in der Folgezeit immer mehr verschärft. Je aussichtsloser Albrechts Lage wurde, je offensichtlicher sich seine Hoffnungen, die deutschen Fürsten

oder gar Rußland würden helfen, als Utopien erwiesen, um so zurückhaltender wurde Plettenberg, dessen Ratschläge in den Wind geschlagen würden, den Subsidienforderungen des Hochmeisters gegenüber. Diese Stimmung spiegelt sich deutlich in der Korrespondenz der beiden Männer wieder. Als Albrecht für die bisher bewiesene Unterstützung Dank sagte, antwortete Plettenberg bitter und abweisend, dieses Dankes bedürfe er nicht: denn „obwohl es über all ihr Vermögen gewesen, sei es doch ihre Schuld und Pflicht gewesen. Wollte Gott, daß sie mehr hätten tun können. Ihres Rates zu den bevorstehenden Ausgleichsverhandlungen mit Polen bedürfe es auch nicht, da sie sich getrösteten, daß der Hochmeister alle Notdurft zu Ehren und Nutzen des Ordens besser vornehmen werde, als sie in Livland in ihrer kleinen Einfältigkeit bedenken und raten könnten".

Plettenbergs scharfem Blick war die ganze Unhaltbarkeit der Lage in Preußen klar. Je weniger dort zu retten war, um so mehr mußte Livland auf die Festigung seiner Zustände, auf die Loslösung von Preußen — und auf eine festere Knüpfung seiner staatsrechtlichen Bande mit dem Reiche bedacht sein.

Wir wissen, daß bereits Bischof Albert Fürst des Reiches geworden war und die Bistümer von Dorpat und Ösel als Marken des Reiches zu den Reichsfürstentümern gehörten, auch der livländische Meister wurde als Reichsfürst angesehen. Doch lag es in der Natur der Verhältnisse begründet, daß, so zweifellos in thesi die Zugehörigkeit Livlands zum Reiche auch war, in praxi sie keine rechte Bedeutung gewonnen hat. Zwar hat der Orden mehr denn einmal seine Berufung an den Kaiserhof genommen, und an Erlassen und Privilegien der Kaiser an Landesherren und Private in Livland ist kein Mangel — König Wenzel bezeichnet noch 1393 Riga als ausgezeichnetes Glied des Reiches —, aber ein kräftiger Eingriff der Reichsgewalt in die inneren und äußeren Verhältnisse Livlands, von einer militärischen ganz zu geschweigen, war bei der geographisch entfernten und schwer zu erreichenden Grenzmark „am Ende der Christenheit" und bei dem schwerfälligen Organismus des Reiches ausgeschlossen. Papierene Interventionen sind alles gewesen, was Kaiser und Reich übrig hatten, und für diese haben die nüchternen Livländer sehr wenig Verständnis bewiesen. Wandten die Livländer sich trotzdem an Kaiser und Reich, so hat, neben einem gewissen vorhandenen ideellen Moment, in erster Reihe das Bestreben mitgewirkt, nichts unversucht zu lassen, wie sie sich ja

auch an fremde Fürsten, vor allem an Dänemark und Schweden, gewandt haben. Wenn die Verbindung mit der Person des Kaiser immerhin eine weit engere war, so liegt der Grund dafür wenigstens teilweise in der Tatsache, daß er als oberster Lehnsherr noch besondere Funktionen in Livland hatte, mögen diese in Wirklichkeit auch nur selten ausgeübt worden sein. Ein Anderes kam hinzu: Livland war von Beginn an ein dem Papst unterstehender Kirchenstaat, ein „Marienland", dessen einzelne Territorialherren — Orden wie Prälaten — wiederum Geistliche waren. So trat die päpstliche Suprematie stets konkurrierend der kaiserlichen entgegen. Noch ein Drittes, ein Moment psychologischer Natur, wirkte bedeutsam mit: „der ausgesprochen republikanische, freiheitliche Geist, der die Vasallen und Städte der Kolonie Livland beseelte, ein Geist, der diesen Kindern der roten Erde Westfalens, der weiten Ebenen Niedersachsens, der sturmbedrohten Küsten Frieslands schon angeboren war und sich nun bei den Eroberern und Kolonisten mächtig entwickeln mußte. Wie konnte das anders sein. Man bedenke die Lage und das Leben derselben: losgelöst von der fernen Heimat im fremden, unwirtlichen Lande, ewig in Harnisch und Sattel, umgeben von steter Gefahr, bedroht von äußeren Feinden, auf beständiger Hut vor den heimtückischen Eingeborenen, auf sich allein angewiesen, keiner anderen Hilfe gewärtig als der eigenen Stärke und Entschlossenheit; welch eine rauhe Schule von Blut und Eisen! Was Wunder, wenn dieses trotzige Geschlecht sich nicht vor fremdem Willen zu beugen verstand. Männer der Tat, wie es die livländischen Vasallen waren, hielten sie nicht viel von den abstrakten Gestalten des Kaisers und des Papstes". „Alle die Lande sind bezwungen ohne Papst und Kaiser", so hat wohl ein Vasall dem Bischof von Ösel ins Gesicht gesagt, „von diesen weiß man in den Landen wenig zu sagen." Doch lebte immerhin in allen ein Gefühl der Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich, wenn auch nicht in dynastischer, sondern in ausgesprochen aristokratisch-republikanischer Färbung. Im 15. Jahrhundert scheinen die Fäden immer lockerer geworden zu sein: die Investitur der Prälaten durch den Kaiser geriet in Vergessenheit. Erst mit dem II. Thorner Frieden (1466) änderte sich die Lage, da der preußische Orden seine Souveränität und Zugehörigkeit zum Reich einbüßte. Livland, als einziges, souveränes Ordensgebiet, mußte gerade nunmehr darauf bedacht sein, seine Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich fester zu markieren, um einen starken Rückhalt gegen Polen-Litauen und Moskau zu haben. Mit den ersten Jahrzehnten des

16. Jahrhunderts gesellte sich bei den Prälaten, als die Reformation ins Land kam, die Furcht hinzu, ihre bischöflichen Stühle möchten umgestoßen werden. So waren sie eifrig bemüht, die fast ein Jahrhundert verabsäumte Investitur zu erneuern, was auch gelang. Auf dem Reichstage zu Worms (Dez. 1520) erhielten nicht nur die Prälaten, die stets als Fürsten des Reiches gegolten hatten, die Investitur, sondern auch die Bischöfe von Reval und Kurland, die es niemals gewesen waren. Am 21. Januar 1521 leistete der Bevollmächtigte der fünf livländischen Bischöfe Kaiser Karl V. den Treueid.

Naturgemäß hatte die Investitur und die festere Angliederung an das Reich für den Orden besonderen Wert. Schon 1505 hatte Kaiser Maximilian den Meister Plettenberg nach dem Russenkrieg ein Privilegium erteilt, laut welchem für drei Jahre auf alle Waren, die nach und aus Livland gehen würden, ein Zoll erhoben werden dürfte. Kaiser Max hatte ferner versprochen, das Privilegium zu einem „ewigen" zu machen, sobald Plettenberg mit Bewilligung des Hochmeisters die Regalien, d. h. die Hoheitsrechte über Livland empfangen hätte, wozu sich freilich der Hochmeister, um seiner Würde nichts zu vergeben, nicht verstehen wollte. Jetzt 1521 sandte Plettenberg seinen Sekretär Röbell hinaus nach Königsberg, um diese Frage zum Austrag zu bringen: Livland könne den ewigen Zoll nicht entbehren, der Hochmeister, der versprochen habe, die Verzögerung des Regalienempfangs zu entschuldigen, möge doch bei seiner demnächstigen Reise ins Reich die Sache ordnen. Im Juli 1521 sandte Albrecht zustimmende Antwort. Ans Ziel ist Plettenberg, was hier vorgreifend zu bemerken ist, erst 1530 gelangt: erst auf dem berühmten Reformationsreichstage zu Augsburg erhielt er die Regalien als Fürst des Reiches.

Das im 16. Jahrhundert das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reich ein weit lebhafteres geworden war, dafür spricht u. a. ein Passus in einem Briefe der erzstiftischen Ritterschaft an die anderen Ritterschaften vom Jahre 1530, in dem es heißt, daß sie alle der Herkunft deutscher Nation seien und ihres Vaterlandes mit allen Ehren und Treuen stets gedächten, dem hl. Reiche als Edelleute des hl. Reiches unterworfen, lieber alle darüber sterben wollten, als sich von dem hl. Reich und deutscher Nation wollten lassen abwenden.

Unterdessen hatte die Reformation in Preußen und Livland Eingang gefunden, und der Hochmeister, der kein anderes Mittel zur Rettung besaß, hatte sich entschlossen, die Bewegung zu benutzen, um an

Stelle des mit der katholischen Kirche verknüpften Ordensstaates ein weltliches Herzogtum zu errichten. Im Jahre 1523 schon kam Kunde nach Livland, der Hochmeister sinne auf das Ende des Ordens. Um so weniger konnte man in Livland geneigt sein, die zurückhaltende Politik zu ändern, um so energischer mußte man vielmehr auf eine völlige Lösung der noch bestehenden Bande mit Preußen bedacht sein. Nachdem Plettenberg noch einmal 24 000 Horngulden ausgezahlt hatte, entband Albrecht am 14. Januar 1525 Harrien und Wierland des Gehorsams gegen sich und versprach, Livland nicht mehr um Hilfe und Geld anzugehen. Wenige Wochen darauf legte er den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz nieder und leistete am 10. April dem König von Polen den Treueid. An Stelle des Hochmeisters trat der erste evangelische Herzog von Preußen. Durch die Säkularisation Preußens war das letzte Band zerrissen, das es mit Livland verknüpft hatte, eine stolze und große Periode ostdeutscher Geschichte war zu traurigem Ausgang gelangt, denn der Zusammenhang Livlands mit dem Deutschmeister, der von Mergentheim aus den in Deutschland und bis nach Italien zerstreut liegenden Balleyen, Komtureien und Häusern vorstand, war nur ein nomineller. Allein stand Livland auf der Wacht gegen die „unsagbar großen" Mächte des Ostens! Es war das eine Aufgabe, die um so gefahrvoller und schwerer zu lösen war, als mit dem Beginn des dritten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts zu den Livland teilenden Parteiungen und staatlichen Differenzen das religiöse Moment der Reformation getreten war, die ihrem innersten Wesen nach in unversöhnlichem Gegensatz zu dem auf katholischem Boden errichteten Orden und den Bistümern stand.

In welcher Weise die Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem vor sich gehen würde — das war die Schicksalsfrage für Livland!

VII.

Die Reformation und ihre Einwirkungen auf Livland.

Früh hat die Reformation in Livland Fuß gefaßt. Der Boden war hier durch die schweren Schäden, die der Katholizismus aufwies, hinreichend vorbereitet, um die Predigt des reinen Evangeliums aufnehmen zu können. Die Kritik und die Abneigung gegen die alte Kirche waren auch in Livland längst lebendig geworden, so daß u. a. der Rat von Reval 1520 ein Gebot ausgehen lassen mußte, daß niemand sich erdreiste, unnütze, spöttische und höhnische Rede über das Sakrament des allerheiligsten Leichnams und Blutes Christi zu führen. Die Klöster waren auch in Livland vielfach Stätten arger Sittenverderbnis. In Reval z. B. war das Gerede über das Leben in dem Nonnenkloster so böse, daß der Bischof Simon von der Borch bereits an dessen Schließung gedacht haben soll. Und andererorten war es nicht besser. Desgleichen wurde den Mönchen Erbschleicherei und andere weltliche Gesinnung nachgesagt, auch über ihre Unbildung und den Mangel an Schulen bei Kirchen und Klöstern oft bittere Klage geführt. Der Humanimus hat, also vorbereitet, auch hier seinen Einzug gehalten und sicherlich Luther vorgearbeitet, wenngleich sich diese Wirkungen im einzelnen vorläufig ebensowenig nachweisen lassen wie hussitische und waldensische Einflüsse. Wohl aber steht der rege Besuch deutscher Hochschulen durch Livländer fest, die heimkehrend die Saat der Kritik auch hierzulande ausstreuten.

Zu diesen religiösen und ethischen Momenten gesellten sich vielfach weltliche. In den Städten, insonderheit dort, wo man die Herrschaft der geistlichen Oberherren, der Bischöfe, stets ungern ertragen hatte, vereinigte sich mit der aus höherer Bildung entspringenden Kritik der kirchlichen Zustände der Wunsch, auch das schwache Herrschaftsband, das sie mit den Prälaten verknüpfte, zu zerreißen. Politische Erwägungen

waren auch bei den Ritterschaften der Stifter lebendig. So gering ihre religiöse Empfindung, im Durchschnitt wenigstens, war, so empfindlich waren sie bei Versuchen der Bischöfe, sie in ihren lehnsrechtlichen Prärogativen zu schmälern, und da die Bischöfe, um sich gegen die Reformation zu sichern, diesen Weg beschritten und ihre landesherrliche Gewalt schärfer geltend zu machen suchten, indem sie u. a. für sich ein Näherrecht in Anspruch nahmen, dem zufolge bei Vererbung oder Verkauf die Güter den Bischöfen zuerst angeboten werden sollten, brachten sie die Ritterschaften in Unruhe und trieben sie, wenigstens vorübergehend, zu einem Entgegenkommen gegenüber der Reformation, obwohl sie ihnen innerlich fremd war: es handelte sich gewissermaßen um einen Akt politischer Notwehr. Daß die Bischöfe selbst sich Luther mit allen Kräften entgegenstemmten, lag in der Natur ihrer Stellung begründet, hätte doch der Sieg der Reformation für sie das Ende ihres geistlichen Einflusses und noch mehr — ihrer weltlichen Herrschaft bedeutet!

Auch für den Orden, der, im Prinzip wenigstens, eine mittelalterlich-katholische Institution, ein Mönchsorden, war, wäre eine friedliche Auseinandersetzung mit der Reformation kaum möglich gewesen. Entweder hätte er die Wege einschlagen müssen, die der preußische Orden gegangen war, d. h. sich zu einer protestantischen weltlichen Macht umgestalten, oder er hätte in den alten überlebten Formen beharren müssen, und das hätte den Untergang, mochte dieser auch durch geschickte Männer und die Gunst der Verhältnisse noch eine Zeitlang aufgeschoben werden können, bedeutet. Nur eine feurige, geniale Persönlichkeit, die mit einer tiefen Einsicht in die den Zuständen anhaftenden Schäden und mit religiöser Begeisterung die Kraft verband, alle Widerstrebenden zu neuen Zielen mit sich fortzureißen und auf steilem Pfad zur Höhe zu führen, konnte unter derartigen Verhältnissen, wo religiöse und sehr weltliche Momente fast unentwirrbar beieinander lagen, einen Ausweg finden, der dem Ganzen zum Heil gereichte und die Reformation förderte, ohne die Verwirrung und den Zwiespalt im Staat noch zu vermehren. Das Geschick hat es gewollt, daß der Meister des Ordens, Wolter von Plettenberg, bereits betagt und allen Konflikten abhold, diese Lösung nicht zu finden gewußt hat. Ein treuer Sohn der Kirche, hat er ihre Mängel und sittlichen Schwächen ohne Zweifel empfunden, aber wie so viele irenischen Naturen jener Zeit, selbst unter den Humanisten, von einem Konzil der allgemeinen Christenheit Besserung erhofft und radikalem Bruch mit der Vergangenheit seiner ganzen Natur nach sich widersetzt. So wie er, dachten so manche

der Ordensgebietiger, so manche Glieder der stiftischen Ritterschaften. Von entscheidendem Einfluß auf die Gestaltung der religiösen Frage mußte es ferner sein, daß unter den Prälaten des Landes damals eine kampfesfrohe, bedeutende Persönlichkeit in Johann Blankenfeld auf den Plan getreten war, der, wohl bewandert in weltlichen Händeln, entschlossen war, auch nicht ein Jota von seiner Machtstellung aufzugeben.

Johann Blankenfeld war als Sohn des Berliner Bürgermeisters Thomas Blankenfeld 1471 geboren, hatte in Bologna nach ausgezeichnetem Studium den Doktorhut erlangt, war Beisitzer der Juristenfakultät in Leipzig, dann Professor und Rektor der neugegründeten Hochschule zu Frankfurt a. d. O. geworden und hatte im Dienste des Brandenburgischen Hauses sich um dieses sehr verdient gemacht. Dann war er als „sonderlich geschickter und beim Hof zu Rom und am Kaiserlichen Kammergericht geübter Herr“ in Ordensdiensten rasch emporgekommen, ja Kaplan beim Hochmeister und schließlich Ordensprokurator in Rom geworden. Hier hatte er während neun Jahren sich steigender Wertschätzung zu erfreuen; als der „weise Deutsche“ soll er bezeichnet worden sein. Leo X. hat denn auch mit Auszeichnungen und Pfründen für ihn nicht gespart. Als Markgraf Albrecht 1511 Hochmeister geworden war, glaubte er in Blankenfeld den Mann gefunden zu haben, der des Hochmeisters Interessen nicht nur in Rom, sondern auch in Livland vertreten konnte, wo Plettenberg bekanntlich seinen Plänen kühle Bedenken entgegensetzte. Das vom Erzbischof unabhängige, dem Orden inkorporierte Bistum Reval, das 1514 vakant geworden war, Blankenfeld zu verschaffen, schien dem Hochmeister dazu der geeignete Weg. Und es gelang ihm, seinen Kandidaten durchzusetzen, der zugleich die Zusicherung erhielt, daß seine neue Würde seinen Pfründen keinen Abbruch tun sollte und er sie durch einen Stellvertreter in Besitz nehmen könne. Im Herbst 1515 kam der neue Bischof ins Land, doch nur kurze Zeit war seines Bleibens hier, da der Hochmeister seiner Dienste dringend in Rom bedurfte, um gegen Polen und Kaiser den Orden zu vertreten. Blankenfeld folgte dem Rufe, aber in Rom scheint er sich bald von der Aussichtslosigkeit seiner Mission überzeugt zu haben. Er hatte wohl auch höhere Wünsche als allzeit Ordensprokurator zu sein. 1517 finden wir ihn abermals in Deutschland und zwar in Berlin, wo er von dem Hochmeister, für den er tätig gewesen war, die Anwartschaft auf ein weiteres Bistum, Samland, zugesichert erhielt,

und als diese Hoffnungen sich bald als täuschend herausstellten, eifrig bemüht war, ein zweites livländisches Bistum — Dorpat — für sich zu erlangen. Albrecht von Brandenburg tat sein möglichstes, um Blankenfelds Pläne zu unterstützen, zumal die Nähe des Dorpater Bistums an der russischen Grenze dessen Inhaber Gelegenheit bieten konnte, des Hochmeisters Ideen eines Bündnisses mit Moskau gegen Polen Vorschub zu leisten. Auch Plettenberg war Blankenfelds Kandidatur willkommen, da er ihn nach seinen Antizedenzien für einen treuen Freund des Ordens halten mußte, den er gegen den vom ordensfeindlichen dörptschen Kapitel postulierten Kandidaten, den alten Bischof Heinrich von Kurland, auszuspielen hoffen konnte. Bischof Heinrich dagegen war zwar selbst Ordensherr, aber das Kreuz am Halse drückte ihn „doch fast sehr". Dank der Protektion von Hochmeister und Meister und der Geneigtheit der Kurie wurde Blankenfeld denn auch mit völliger Mißachtung des Kapitels und der Stände von Dorpat zum Bischof ernannt. Zu einer verhängnisvollen Rolle kam er, ein dem Lande Fremder, nach Livland. War er doch „ganz und gar ein Träger jener päpstlichen Politik, die aller Ausbildung besonderer Landesart, aller Geschichte feind war und alle Teile der Kirche, unbekümmert um ihre besonderen Bedürfnisse, der einen römischen Zentralregierung und ihrer Verquickung geistlicher und weltlicher, ja sogar lokaler Zwecke untertänig zu machen suchte. Hat Blankenfeld irgendein Ideal vor Augen gehabt, so war es das der Erweiterung päpstlicher Macht und — im Dienste dieses Interesses — die Verhinderung aller landeskirchlichen und politischen Einigung, soweit sie sich damit nicht vertrug". Mit dem Hochmeister blieb er zwar äußerlich noch in gutem Einvernehmen, aber die Bande wurden doch rasch immer lockerer, er zeigte „ein fürstlich Wesen" und verweigerte Albrecht sowohl die Rückkehr nach Rom wie die militärische Unterstützung gegen Polen — weil seine Landstände es ihm verböten. Im Oktober 1519 gab er sein Prokuratoramt auch formell auf, da er „sein Wesen jetzt dem Meßbuche, Psalter und der Seelsorge zugewendet habe". Das war natürlich eitel Vorwand, denn sein Sinn war gerade damals den weltlichen Händeln Livlands sehr zugeneigt, was natürlich nicht ausschloß, daß er, ein überzeugter Anhänger Roms, auch zu kirchlichen und religiösen Fragen eine sehr prägnante Stellung eingenommen hatte. Schon in Rom hatte er eifrig in Ablaßangelegenheiten gewirkt, 1518 in Berlin selbst einen Ablaß gestiftet, der mit scharfer Betonung der katholischen Prinzipien gegen Luthers Auftreten gemünzt

sein mochte, jedenfalls einen schroffen Gegensatz zu der von Wittenberg ausgegangenen Bewegung in sich schloß.

In seltsamer Weise hatten sich bei Blankenfelds Eintreffen die Verhältnisse im Innern verwickelt. Unter den Prälaten des Landes herrschte ein allgemeines Streben danach, der durch päpstliche Willkür und die Politik des Ordens geschaffenen Art der Stellenbesetzung der vakant gewordenen Bischofssitze, die als unwürdig empfunden wurde, abzuändern. War doch die Wahl durch die Domkapitel fast völlig in Wegfall und Vergessenheit geraten, indem, wie oben gezeigt worden ist, die livländischen Bistümer meist dem Papst reserviert worden waren, der dann seinerseits gegen bedeutende Geldsummen die dem Orden genehmen Kandidaten einsetzte oder gar die Bistümer ihm zur Verwaltung überwies. Den Einheitsbestrebungen des Ordens war damit natürlich guter Vorschub geleistet worden. Doch das war es eben, was die Prälaten in Harnisch brachte. Man erinnerte sich, daß in Deutschland das Aschaffenburger Konkordat (1448) den Domkapiteln, zum Teil wenigstens, freie Wahl der Bischöfe zugesichert hatte, und hoffte hier durch Beschluß von Kaiser und Reich das gleiche erzielen zu können. Gerade im Zusammenhang damit haben die livländischen Prälaten zu Worms 1521, wie oben berichtet worden ist, um die Regalien nachgesucht und sind als Reichsfürsten anerkannt worden. Es war das die Voraussetzung für die Ausdehnung des Konkordats auf Livland. Zugleich wußten sich die Prälaten eine kaiserliche Verordnung zu verschaffen, die den Schutz des Erzbistums und der Bistümer, besonders ihrer Privilegien, Freiheiten und Güter dem Könige von Dänemark, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Herzog von Mecklenburg, dem Hochmeister, dem Großfürsten von Litauen, dem livländischen Meister, sowie der Hanse, insonderheit Lübeck, übertrug und damit dem Auslande, selbst Litauen, Gelegenheit zu beliebiger Einmischung gab. Doch damit war erst der Weg halb zurückgelegt. Wollte man von ausländischen Einflüssen — denen man doch selbst den Weg ins Land geebnet hatte! — möglichst unabhängig werden, so mußte man an die Verhältnisse des 14. Jahrhunderts anknüpfen und die Wahl oder wenigstens die Bestätigung der Bischöfe dem Erzbischof von Riga als Metropolitan überlassen. Auffallenderweise war der Papst auch diesen Bestrebungen, die in dem Nachfolger des 1509 gestorbenen Erzbischofs Michael, Jasper Linde, einen eifrigen Verfechter hatten, nicht prinzipiell abgeneigt, nicht einmal die Summe, die er verlangte, 8000—10 000 Goldgulden,

dünkte abnorm hoch. Doch in Livland selbst wollten die beiden bedeutendsten Bischöfe, Blankenfeld in Dorpat-Reval und Joh. Kiewel von Ösel, nichts von einer Maßregel wissen, die den Einfluß des Erzbischofs von Riga in einer Weise gesteigert hätte, die ihnen nur unlieb sein konnte. Plettenberg hat offenbar das Seinige getan, um Jasper Lindes Plan zu vereiteln und die landeskirchliche Einigung der livländischen Kirche, aus der dem Orden nur Schwierigkeiten erwachsen mußten, zu hintertreiben. Vergeblich waren alle Gegenminen des Erzbischofs, der den oppositionellen Prälaten mit Zorn und Ungnade Roms drohte. Aus Egoismus versagten sie ihm ihre Beihilfe, deren er zu einer energisch durchzuführenden ordensfeindlichen Politik, die ihm sehr am Herzen lag, bedurfte. Offenbar erst nach dem Scheitern seines Projekts hat er Plettenberg gegenüber eingelenkt und etwa seit 1516 in leidlicher Eintracht mit dem Orden gelebt, der seinerseits allen Konflikten aus dem Wege zu gehen bemüht war.

Dafür, daß die getrennt bleibenden Prälaten dem Orden nicht ernstlich gefährlich werden konnten, sorgten auch Streitigkeiten, in die jene mit ihren eigenen Ständen gerieten, und durch die nur ihre landesherrlichen Prärogativen eine weitere Schmälerung erfuhren. Beide, Kiewel wie Blankenfeld, waren bemüht, das freie Verfügungsrecht der Stiftsritterschaft über ihre Lehngüter einzuschränken und die Appellation von bischöflichen Urteilen statt an die Landtage an die Kurie zu bringen. Blankenfeld geriet zudem auch mit der großen Gilde und dem Rat der Stadt Dorpat in ernste Zerwürfnisse, da er, obwohl er die Privilegien der Stadt s. Z. beschworen hatte, jetzt Miene machte, die Grundlage ihres Rechtslebens anzutasten, indem er die Geltung des Rigischen Rechts verkürzen und die Appellationen vom Rat nicht mehr nach Riga, sondern vor sein Forum gerichtet wissen wollte. Ja er zögerte nicht, die Privilegien, angeblich wegen ihres Mißbrauchs, zu widerrufen und für ungültig zu erklären. Nach heftigen Konflikten kam es zwar zu einer Aussöhnung, aber ein Rest von Mißtrauen blieb zurück, da man Blankenfeld als einen prinzipiellen Gegner städtischer Freiheiten erkannt hatte. Dieselbe den Tendenzen des Landes entgegengesetzte Haltung bewies er aber auch in bezug auf Rußland. Während Plettenberg, obwohl mit dem Großfürsten von Moskau in leidlichem Frieden lebend, in ihm doch einen Feind sah, dessen Gefährlichkeit nicht hoch genug angeschlagen werden konnte, bemühte sich Blankenfeld, hierin offenbar den Ideen des Hochmeisters entsprechend, ein möglichst freundliches Ver-

hältnis zu Iwan III. anzubahnen. Der Großfürst hat diese Haltung natürlich gern gesehen, wie er selbst sagte, „damit der Bischof ihm diene".

Mit steigendem Mißmut sah man allenthalben auf diese Sonderpolitik Blankenfelds und auf den Landtagen vor der Reformation kam die Unzufriedenheit oft zu lautem Ausbruch. So bedenklich war die Stimmung, daß der Bischof den Landtag von 1520 gar nicht persönlich zu besuchen wagte. Wenn trotzdem Blankenfeld das ihm damals angebotene Bistum Havelberg ausschlug und erklärte, „er wolle bei seiner Kirche bleiben", so war das schwerlich besondere Sympathie für ein Land, dessen Entlegenheit ihm Grund zu verächtlichen Äußerungen gegeben hat, sondern neben ausgeprägtem politischem Ehrgeiz sein leidenschaftlicher Haß gegen die Bewegung, die, von Wittenberg kommend, auch in Livland Ausbreitung und Anhang gefunden hatte. Sie zu bekämpfen, scheint ihm aufrichtig am Herzen gelegen zu haben. Gerade in seiner Stadt Dorpat glaubte er 1520 die ersten Spuren reformatorischer Regungen gespürt zu haben. War doch damals die zündende Schrift Luthers „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" erschienen, die die Sakramentslehre der katholischen Kirche angriff, auf der „die Macht, die Unentbehrlichkeit der hierarchischen Kirche, die Notwendigkeit ihrer Jurisdiktion" beruhte. Diese und andere Schriften des Reformators haben zweifellos auch in Livland Verbreitung gefunden; allem Anschein nach hat Blankenfeld deren Auslieferung und Verbrennung in Dorpat verlangt. Doch sein Mandat stieß auf Widerstand, dessen er nur mit Mühe Herr geworden zu sein scheint. Daß es auch in Reval gärte, beweist das bereits erwähnte Mandat des Rats von 1520, in welchem vor Spöttereien über katholische Kultushandlungen nachdrücklich gewarnt werden mußte. Als zwei Jahre später Blankenfeld vom Rat Revals die Verkündigung des Wormser Edikts gegen Luther verlangte, war der Prozeß der Auflehnung bereits so weit vorgeschritten, daß der Rat, obwohl noch weit von wirklicher Sympathie für den Reformator entfernt, jegliche Beihilfe verweigerte, da er sich nicht zum Vollstrecker bischöflicher Mandate machen wollte. Eine solche Ablehnung konnte der Rat um so eher wagen, da der Bischof in Reval nicht Landesherr war, ja nicht einmal bischöfliche Rechte über die städtischen Kirchen ausübte.

In Dorpat, wo Blankenfeld dagegen beide Rechte besaß, war die Gelegenheit zu schwerem Zwist weit eher gegeben. Er ließ denn auch nicht auf sich warten. Die Stadt und die stiftische Ritterschaft, denen beiden gegenüber Blankenfeld sein Näherrecht bei Verkauf und

Verpfändung der Lehngüter beanspruchte, schlossen, ihren alten Hader zurückstellend, im April 1522 zu Dorpat eine Einigung zu Schutz und Trutz, indem sie auf ein ähnliches Bündnis von 1478 zurückgriffen. Welche Bedeutung ihr innewohnte, trat zutage, als im Juni 1522 zu Wolmar ein Landtag zusammentrat: einmütig schlossen sich auf zwei Jahre alle livländischen Ritterschaften und Städte der Dorpater Einigung an: die Wahl der Bischöfe durch die Stände, die Abwehr der Einmischung fremder Fürsten, römischer und anderer Prozesse, darin waren sie alle einig. Blankenfeld hatte das nicht erwartet und beeilte sich, von Plettenberg überredet, schleunigst einzulenken und namentlich in der Lehngüterfrage Zugeständnisse zu machen, worauf die Stände ihrerseits von der Forderung der Bischofswahlen durch die Stände zurücktraten und sie dem Kapitel überlassen zu wollen sich bereit erklärten. In den übrigen Punkten ihres Rezesses beharrten aber die Stände bei ihrer Meinung und erregten damit großem Zorn bei Blankenfeld und Kiewel, während Plettenberg keine Einsprache erhoben zu haben scheint. Vollends trat bei den kirchlichen Fragen der Gegensatz, in dem sich der Landtag zu den beiden Prälaten befand — der Erzbischof hielt sich mehr zurück —, zutage. Die auf einer Prälatenversammlung zu Ronneburg 1521 getroffenen Vereinbarungen in bezug auf kirchliche Vermögensverhältnisse, fleißige Predigt und Sorge für den Kirchenbesuch der Bauern wurden allerdings gebilligt, aber schon der Plan einer Hochschule stieß auf Opposition, da man von ihr fürchten mochte, sie werde „eine Pflanzschule für die so verhaßte Gesinnung der Prälaten" werden. Noch unzweideutiger war die Absage, als die Prälaten verlangten, Luthers Schriften möchten förmlich vom Landtage verworfen und das Wormser Edikt angenommen werden. Die Stände antworteten, es solle den Bischöfen unbenommen sein, die Bulle gegen Martin Luther in ihren Diözesen verlesen zu lassen, sie selbst aber müßten sich weigern, sich mit der Angelegenheit zu befassen, ehe sie „auswärts", durch die Autoritäten der Christenheit, womöglich durch ein Konzil, entschieden wäre. Außerdem aber gedächten sie weder hierin noch in anderen Sachen Mandate und Bann im Lande zu dulden. Man sieht klar, von einer inneren Anteilnahme an der religiösen Bewegung waren die Stände noch weit entfernt, ihren eigentlichen Grund erkannten sie noch gar nicht, und von einem Konzil erwarteten sie noch alles Heil — aber die Opposition gegen die Prälaten war doch so allgemein und tief, daß man sich nicht zu ihrem Werkzeug hergeben wollte. Im Zorn verließen sie Wolmar.

Schon aber war in der Hauptstadt des Landes, in Riga, die Predigt des reinen Evangeliums auf fruchtbaren Boden gefallen: zu der kühlen politischen Haltung gegenüber Luther gesellte sich die warme, aus religiösen Motiven quellende Herzensstellung, die nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf das Land bleiben sollte.

Unter den Schulen, auf denen Livländer damals ihre Kinder vorbereiten ließen, nahmen die von Johannes Bugenhagen, dem späteren Reformator Pommerns, und von Andreas Knopken im Kloster Belbug bei Treptow in Pommern geleitete und die ihnen gleichfalls unterstellte, weit ältere Ratsschule in Treptow selbst eine besonders geachtete Stellung ein. Die genannten Männer, ferner der Abt Boldewin und der Vorsteher der Marienkirche, Otto Slutau, und ebenso andere standen in nahen Beziehungen zu den Humanisten und verehrten die Ideen des Erasmus, die Wittenberger Bewegung jedoch wurde ihnen erst durch Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" nahe gebracht. Andreas Knopken, wohl nicht später als 1470 in Küstrin geboren, war mit seinem Bruder Jakob schon als Kind nach Riga gekommen, wo letzterer später „Kirchherr" zu St. Peter war. Auch Andreas hatte als junger Kanoniker zwei Jahre an derselben Kirche gewirkt, bis er zu weiterer Ausbildung vom Bruder und den Kirchenvorstehern nach Deutschland geschickt wurde. Mit Erasmus ist er hier in Briefwechsel getreten, mit Melanchthon wurde er befreundet, ja Luther bezeichnete ihn später als seinen alten Genossen. Für seine bedeutende Gelehrsamkeit sprechen seine 1524 in Wittenberg erschienenen, von Melanchthon mit Noten versehenen Erläuterungen zu Pauli Römerbrief, seine dialektische Gewandtheit hat er in mehrfachen Disputationen bekundet, während als Zeichen seines glaubensinnigen Herzens eine Anzahl Kirchenlieder gelten können.

An den Treptower Schulen kam es nun unter der Einwirkung der lutherischen Bewegung zu bedauerlichen Ausschreitungen der Scholaren gegen die katholischen Kleriker, Prozessionen wurden von ihnen gestört, Bilder und Gerätschaften aus den Kirchen nächtlicherweile fortgeschleppt. Der damalige Koadjutor von Cammin, Erasmus Manteuffel, beantwortete diese Exzesse mit der Schließung der Bugenhagenschen Schule, deren Leiter bereits zu Luther nach Wittenberg geeilt war. Knopken blieb zwar noch eine Weile in Treptow, dann entschloß er sich zur Rückkehr nach Riga, um hier sein Pfarramt, wenn auch in anderem Geist als früher, wieder aufzunehmen und die ihm

eigenen Gaben, hellen Geist und gläubiges Gemüt, mildes, freundliches Wesen und festen Sinn, die er in glücklicher Harmonie vereinigte, zu verwerten. Als er 1521 in Riga sein Amt wieder antrat, erregte er bei den eifrig katholischen Kirchherren zu St. Peter noch nicht den Verdacht häretischer Gesinnung. Doch nicht lange ließ sich sein Verhältnis zur Reformation verschleiern, die in der Stadt zweifellos insgeheim bereits manche Anhänger besaß. Daß die gegen den Ablaß gerichteten Thesen Luthers, an denen sich die Reformation entzündet hatte, auch in Livland verständnisvolle Aufnahme fanden und hier der Boden schon vorbereitet war, auf dem Knopkens Arbeit erfolgreich vor sich gehen konnte, wird durch die Ausbreitung des Ablaßwesens in Livland besonders begreiflich. Sowohl im Lande selbst hatten die Zettel guten Kurs, wie andrerseits livländische Geistliche im Reich Ablaß feilboten, um einen Kreuzzug „gegen die wilden, ketzerischen und abgeschnittenen Russen, welche auf die Hilfe der ungläubigen Tataren vertrauen", zustande zu bringen. Alexander VI. und Julius II. hatten 1502 und 1504 einen Ablaßhandel für Livland gestattet, den Eberhard Szelle, Pfarrherr zu Burtneek, und Dr. Christian Bomhower, Pfarrherr zu Rujen, als Kommissarien eifrig betrieben. Als Helfer und Genosse trat ihnen kein anderer zur Seite als Johann Tetzel, der als Unterkommissarius des livländischen Meisters sein Wesen in der reichen Meßstadt Leipzig trieb, aber auch anderorts seinem Geschäft jahrelang nachging. Als Knopken offen mit der Verkündigung der von Luther wiedergefundenen evangelischen Wahrheit auftrat, daß der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben und nicht durch des Gesetzes Werke, gewann er bald die Herzen der Besten in der Stadt. Als seine Anhänger werden u. a. der Ratsherr Dürkop und der aus Danzig stammende Sekretarius Mag. J. Lohmüller genannt.

Mißtrauisch blickte der Erzbischof auf die Entwickelung der Dinge und heischte vom Meister scharfe Maßnahmen, doch Plettenberg, solchen stets abgeneigt, wo sie zu vermeiden waren, riet nach dem Beispiele jener Zeit zu einem „amikablen Kolloquium" zwischen Knopken und seinen Widersachern, den Klerikern, das denn auch am 12. Juni 1522 in der Petrikirche stattfand. Siegreich verfocht Knopken hier sein in 15 Thesen niedergelegtes Bekenntnis. Einige Monate hat der Rat der Stadt dann noch gezögert, auf dem Landtage zu Wolmar haben seine Abgesandten noch die Fronleichnamsprozession „nach löblicher, christlicher Gewohnheit" mitgemacht und die Lösung der religiösen Frage

einem Konzil zugewiesen. Dann wurde noch einmal mit dem Erzbischof angeknüpft und von ihm eine Reform des Kirchenwesens und die Anstellung treuer Lehrer des Evangeliums erbeten. Als aber keine Antwort erfolgte, entschloß sich der Rat zum Bruch: gemeinsam mit den Ältesten beider Gilden wählte er Knopken zum Archidiakon zu St. Peter, der am 23. Oktober dort seine erste Predigt hielt. Kurz nachher trat Knopken ein Gehilfe zur Seite, ihm ungleich an Temperament, aber von demselben heiligen Eifer durchglüht, der feurige, leidenschaftliche Silvester Tegetmeyer aus Hamburg, der aus Rostock, wo er Geistlicher gewesen war, in Erbschaftsangelegenheiten nach Riga kam und durch seine glühende Beredsamkeit die Menge mit sich fortriß. Bereits am 30. November wurde er vom Rat als Pastor an der Jakobikirche Knopken als Gehilfe beigeordnet. Auch mit Luther selbst trat man damals in direkte Verbindung. Am 20. Oktober schrieb Lohmüller an den Reformator, um ihm zu melden, „daß unser Livland, als das letzte Land im Norden von Europa, welches vorher der christlichen Welt beinahe unbekannt war, das Wort vom Glauben und die reine Lehre angenommen habe". Zum Schluß bat er um eine Dedikation an die Livländer, wenigstens um Gruß und Trost. Im August 1523 antwortete Luther in einem herzlichen Schreiben an „die auserwählten lieben Freunde Gottes, allen Christen zu Righe, Revell und Tarbthe in Liefland, meinen lieben Herrn und Brüdern in Christo" und sprach seine Freude über den Fortgang der Reformation aus, warnte dabei vor Schwachheit und wies darauf hin, daß Kreuz und Verfolgung nicht ausbleiben würden. „Aber seyd beständig und gedenket, daß ihr's nicht besser haben sollt, denn euer Herr und Bischof Christus. — — Es wird euch solch Kreuz nutz und Noth seyn, das euch bringe in eine feste sichere Hoffnung, damit ihr dies Leben hasset und des künftigen tröstlich wartet, daß ihr denn also in den dreyen Stücken Glaub', Liebe und Hoffnung bereit und vollkommen seyd." Im Jahre 1524 hat Luther „den Christen zu Rigen in Liefland" den 127. Psalm ausgelegt und gewidmet, und auch in den folgenden Jahren sind die Beziehungen immer wieder aufgenommen worden. Aus einem anderen Brief, den Luther schon im Januar 1513 an einen Freund geschrieben hat, ersehen wir, welche Bedeutung er den livländischen Dingen beimaß: „Sie pflegen dort den Prediger des Worts und freuen sich, das Evangelium zu haben. So geht Christus von den Juden zu den Heiden, und aus Steinen entstehen Abrahams Söhne." Und ein Jahr

darauf schreibt er jubelnd: „Evangelion oritur et procedit in Livonia ... sic mirabilis est Christus“. Und in der Tat — Riga war für den Katholizismus verloren! Die ungestüme Beredsamkeit Tegetmeyers vor allem machte dem Klerus den Umschwung der Zeiten deutlich. Exzesse, die zu bilderstürmerischen Versuchen und Verbrennung von Kirchengerät auf dem Markte führten, wurden zwar durch Knopkens verständiges Entgegenwirken eingedämmt, aber den Mönchen und Nonnen, denen anbefohlen worden war, zur Vermeidung von Ärgernis die „päpstlichen Grauel“ hinter verschlossenen Türen abzuhalten oder die Stadt zu verlassen, erschien die Lage doch so ungeheuerlich, daß sie am Karfreitag 1523 einen demonstrativen Auszug aus der ketzerischen Stadt ins Werk setzten. Doch wenn sie gehofft hatten, dadurch die Gegner einzuschüchtern, so sahen sie bald, daß sie ihren Zweck verfehlt hatten, und beeilten sich, „fein sachte“ und unauffällig nach Riga zurückzukehren. Auf Jasper Linde wirkten, obwohl er alt und mürbe geworden war, diese Vorgänge natürlich aufreizend ein. Als Antwort, ja als offene Kriegserklärung an die Evangelischen erfolgte im November 1523 die Erhebung des Bischofs von Dorpat und Reval Johann Blankenfeld, des grimmigen Gegners der Reformation, zum Koadjutor des Erzbischofs. Zugleich ging auf Blankenfelds Betreiben eine Gesandtschaft heimlich ins Ausland, an Kaiser und Reich und an den Papst, die aus drei Mönchen bestand, Antonius Bomhower, Burchard Waldis und einem uns Unbekannten. Die drei Kleriker gingen heimlich außer Landes und wandten sich, da Kaiser Karl V. in Spanien weilte, an den Reichsverweser, den Markgrafen Philipp von Baden, der unter Androhung der Reichsacht die Herstellung der alten Zustände forderte — natürlich vergeblich. Kannte man in Riga doch die Schwerfälligkeit der Reichsprozeduren und meinte skeptisch, „eher der Kaiser nach Riga kommt, werden seine Reiter müde und matt genug sein, und wenn er mit einem großen Heere kommt, muß er Hungers halber große Not leiden, kommt er aber mit wenigem Kriegsvolk, wollen wir ihn leichtlich schlagen“. Anders lagen die Aussichten für eine päpstliche Aktion. Aus einem aufgefangenen Briefe, den Bomhower aus Rom geschrieben hatte, ergab sich unzweideutig, worauf man abzielte: er habe, hieß es da, Sr. Heiligkeit den Rat gegeben, die Stadt Riga und alle Livländer, die in Ketzerei gefallen seien, ihrer Gerechtigkeiten und ihrer Privilegien zu berauben, und weil sie als Ehrlose und Untreue zu betrachten seien, solle niemand verbunden sein, ihnen zu bezahlen, was er ihnen schulde,

noch ihnen Eintracht und Eide zu halten. Ein Zufall ließ dieſen Brief den Rigiſchen in die Hände fallen und ſteigerte den Groll gegen Blankenfeld, als den eigentlichen Urheber dieſer Praktiken, ins Ungemeſſene. Zu Anfang 1524 gelang es ihnen, ſich zweier der Heimkehrenden, als ſie am Schloß landen wollten, zu bemächtigen, der dritte entkam. Waldis und Bomhower wurden als Hochverräter in hartes Gewahrſam gebracht. Während Bomhower aber allen Bekehrungsverſuchen, die auf Bitten ſeines Bruders, des Revaler Ältermanns Bartel, unternommen wurden, ſtandhaften Widerſtand entgegenſetzte und erſt nach einem Jahr der Feſſeln ledig wurde, löſte ſich Burchard Waldis von der alten Kirche, deren Schäden ihm in Rom überzeugend vor die Augen getreten waren, entſagte dem Franziskanerorden und ließ ſich in Riga als Zinngießer nieder, in ſeinen Mußeſtunden, ein zweiter Hans Sachs, dichtend und fabulierend. Sein Hauptwerk, der „Eſopus“, durch den er ſeinen Ruhm als Fabeldichter begründete, iſt dem rigaſchen Bürgermeiſter Johann Butte gewidmet, ſein vielberühmtes Faſtnachtſpiel vom „Verlorenen Sohn“, in dem er die Rechtfertigung durch den Glauben glorifiziert, in Riga 1527 über die Bühne gegangen.

Schon aber hatte die gegenſeitige leidenſchaftliche Abneigung im März 1524 in Riga zu einem regelrechten Bilderſturm geführt, bei dem die Gilde der jungen Kaufleute, die ſogenannten Schwarzenhäupter die Führung hatten. Man drang in die Petrikirche, ſchlug den Altar in Trümmer und ſchleppte Altarbild und Silbergefäße fort. Allenthalben tobte der Aufruhr durch die Straßen, in den Nonnenklöſtern warfen die Tumultuanten die Fenſter ein, und zeigte ſich ein Kleriker auf der Straße, ſo tönten ihm „über alle Maßen und Billigkeit ſchändliche und unehrliche Liedlein“ entgegen. Es geht die Rede, daß Silveſter Tegetmeyer in ſeinem Eifer der Bewegung mehr nachgegeben habe, als richtig war, und dadurch dazu beitrug, daß ſie immer weitere Kreiſe zog. Im November 1524 beſtimmte der Rat, das Kapitel ſolle die Domkirche ſchließen, Meſſen und Vigilien abſtellen. Vergeblich war Plettenbergs Einſchreiten, vergeblich ſeine Vorſtellung, daß ſelbſt in der Wittenberger Schloßkirche die Gottesdienſtordnung noch in vielen Stücken die alte geblieben ſei, vergebens mahnte er, das Meſſeleſen wenigſtens bei verſchloſſenen Türen zu geſtatten — er predigte tauben Ohren. Solange Jaſper Linde lebte, wurde gleichwohl das Äußerſte vermieden, ſein Tod (29. Juni 1524) und die Erhebung Blankenfelds zum Erzbiſchof brachten dann aber den Zwiſt zu offenem Ausbruch. Denn Blankenfeld hatte

keinen anderen Gedanken, als die ketzerische Bewegung mit allen Mitteln zu unterdrücken; für Plettenbergs resignierten Standpunkt, sich zu verständigen, da die Stadt doch nicht mehr vom neuen Wesen abzubringen sei und der Kaufmann hierzulande stets seinen eigenen Kopf gehabt habe, fehlte ihm begreiflicherweise das Verständnis. Was Riga von ihm zu erwarten hatte, zeigte sein schroffes Vorgehen in Kokenhusen und Lemsal, zwei kleinen erzbischöflichen Städten, in denen die evangelische Lehre treue Bekenner gewonnen hatte. Trotz früherer Zusage wurden die Prediger ausgetrieben und der katholische Gottesdienst wieder hergestellt. Als er nach Lindes Tode eilige Botschaft nach Riga sandte und gegen eine „seichte" Versicherung der Generalkonfirmation der städtischen Rechte die Huldigung verlangte, zugleich die Einräumung zweier Stadtkirchen heischte und jede Zusage in Religionssachen sichtlich vermied, erklärten Rat und Bürgerschaft kategorisch, daß sie „überhaupt in alle Zukunft keinen Bischof oder Erzbischof mehr als Herrn empfangen würden". An Plettenberg aber erging die Bitte, die Stadt unter seinen Schutz zu nehmen, was der Meister zwar nicht ablehnte, aber doch ausweichend beantwortete. Zu gleicher Zeit setzte sich die Stadt mit den anderen Städten, die von Blankenfeld wegen ihrer Hinneigung zu Luther zu leiden hatten, mit Reval und Dorpat, in enge Verbindung, wozu ein im Juli 1524 in Reval zusammentretender Ständetag willkommene Gelegenheit bot; war doch sowohl in Reval als auch in Dorpat die Entzweiung mit dem hohen Prälaten offenkundig. In Dorpat hatte Blankenfeld bekanntlich schon 1520 ketzerische Velleitäten entdeckt; 1523 hatte der Rat den aus Riga stammenden Prediger Hermann Marsow, der in Wittenberg studiert hatte, berufen, doch der Bischof erzwang seine Entlassung. Aber in der Gemeinde wollte man von dieser Nachgiebigkeit nichts wissen, sie forderte, im Juli 1524, der Prediger solle zurückgeholt werden, da sie das Wort Gottes nicht länger entbehren wolle. Auch an der Ritterschaft hatte sie dabei einen gewissen Rückhalt, da diese Blankenfeld mißtraute, der seinen Gelübden, Briefen und Siegeln nur „kleine Folge" gebe. Doch von wirksamem Beistand war die Ritterschaft weit entfernt, so daß in der Stadt der Gedanke laut wurde, bei den anderen Städten Hilfsmannschaft zu erbitten, worauf denn bereits im Januar 1524 Reval Knechte nach Dorpat schickte.

Auch in Reval hatte etwa 1523 die Reformation viele Anhänger gewonnen, gegen Ende des Jahres erscheint die Stadt in ihren einflußreichen Kreisen bereits völlig evangelisch. Außer Marsow, der hierher

geflüchtet war, wirkten unter ihnen als Prediger an der Nikolaikirche Johannes Lange, der Mönch in einem Revaler Kloster gewesen war, ehe ihn die Macht des Evangeliums bezwungen hatte, und Zacharias Hasse. Schon Anfang 1524 tönt uns aus einem Schreiben des Rats an die Stadt Dorpat der evangelische Gruß entgegen: „Gnade und Friede in Christo, unserem Herrn". Blankenfeld, der bekanntlich als Bischof der Stadt keine landesherrlichen Rechte ausübte, wie in Dorpat, wandte sich klagend an Plettenberg, der damals im Begriff stand, vom Hochmeister Harrien-Wierland und Reval völlig zu übernehmen, und der Meister schrieb hierauf an den Rat, er habe erfahren, daß in ihrer Stadt etliche Prediger vielfältige lästerliche Worte auf den geistlichen Stand und sonderlich auf Mönche und Nonnen geführt hätten, was in den Kreisen der Ritterschaft, deren Angehörige in den Klöstern lebten, viel Unmut erweckt habe. Es könne nichts Gutes daraus entstehen, daß in den deutschen Landen außer in Wittenberg die lutherische Lehre hier im Lande am ehesten Anhänger gewonnen habe und nirgends so viel Neues angeordnet und vorgenommen werde wie hier. Der Papst und Kaiserliche Majestät würden damit wenig zufrieden sein, er ermahne den Rat daher ernstlich, er möge sich mäßigen und seinen Predigern befehlen, sich lästerlicher und Schandworte auf die geistlichen Personen zu enthalten, sondern das Wort Gottes und das Evangelium so zu predigen, daß daraus Liebe, Eintracht, Friede und kein Aufruhr erwachse. Der Rat zögerte nicht mit einem mannhaften Bekenntnis: sie hätten alle aus vielen mannigfachen Sermonen jener Prediger nichts Ungebührliches vernommen, sondern allein dasjenige, was der göttlichen Schrift ganz gleichförmig und gemäß sei. Wenn man dem Rat nachweise, daß sie wider die evangelische Wahrheit handelten, so wollten sie um ihrer Seelen Seligkeit willen es gern abstellen. Wenige Wochen später, im April 1524, ergriff die Bewegung auch das Nonnenkloster des hl. Michael: mehrere Nonnen verließen die Zellen, traten ins bürgerliche Leben und heirateten. Auf die beweglichen Klagen der Äbtissin an Blankenfeld riet dieser, Beschwerde über „sotane schwere Missetat" beim Meister und der harrisch-wierischen Ritterschaft zu erheben. Letztere entsandte denn auch einen Edelmann an den Rat und forderte die Auslieferung der Entwichenen, aber der Rat gab zur Antwort, er sei an der Flucht unbeteiligt, wolle der Adel das Kloster schließen, möge er's tun, er seinerseits werde den Besuch des Klosters verbieten, mehr vermöge er nicht. Ehe Plettenberg abermals

intervenieren konnte, hatte sich die Lage durch einen weiteren Streit und zwar mit den Dominikanern verschärft, denen der Rat im Mai durch eine Deputation von Rats- und Ständegliedern „ihr gottloses Treiben" vorgehalten und die er aufgefordert hatte, „das Wort Gottes ohne Menschenzusatz zu predigen, statt Träume, Fabeln und exempla zu erzählen". Eine Aufforderung zu einer Disputation hatten die Kleriker abgelehnt, worauf der Rat wegen „dieses störrigen Geistes und verkehrten Sinnes" sich entschlossen hatte, den Bettelmönchen „das Predigtamt und ihre anderen Heuchelwerke, so sie mit keiner Schrift verteidigen konnten", zu verbieten. Ja noch mehr — die evangelischen Prediger sollten an drei Sonntagen bei offenen Türen in der Klosterkirche predigen, „damit die Klosterbrüder doch auch zum rechten Glauben gelangten, denn der Rat wolle, daß alle Mönche selig würden". Zugleich verlangte der Rat, daß die Mönche ihre Klosterschätze aufzeichneten und zwar innerhalb acht Tagen. Aber selbst diese kurze Frist wurde nicht abgewartet: bereits am 31. Mai ward ein Teil des Klosterschatzes, Bilder, Kelche, Pokale, Meßgewänder u. a. m. aufs Rathaus gebracht.

Inmitten dieser Ereignisse, die alle Gemüter erregt und die Katholiken begreiflicherweise erbittert hatten, trat am 17. Juli 1524 in Reval die bereits erwähnte Ständeversammlung zusammen, um über eine Verlängerung der auf zwei Jahre geschlossenen Wolmarer Einigung zu beraten. Die Frage der Freiheit des lutherischen Bekenntnisses stand obenan. Heftiger denn je klagte Blankenfeld, der soeben auch Erzbischof von Riga geworden war. Doch energisch legte Lorenz Lang, Bürgermeister von Dorpat, die Beschwerden gegen ihren „gnädigen" Herrn vor. Reval und Riga versprachen hierauf Beistand und einigten sich, „das Evangelium mit Leib und Gut nicht zu verlassen". Zwei Tage darauf traten auch die Ritterschaften von Harrien-Wierland, Riga, Dorpat und Ösel dem Religionsbündnis bei. Namens derselben gab Jürgen Ungern die Erklärung ab, „samt und sonders wollten sie dem hl. Evangelio göttlichen Worts nach Inhalt des Neuen und Alten Testaments beipflichten und dazu ein jeder Stand dieser gegenwärtigen Vereinigung bei dem anderen im Bekenntnis solchen göttlichen Wortes Leib und Gut einsetzen".

Die erfreuliche Einmütigkeit der Stände war leider nur von kurzer Dauer. Es will scheinen, als ob es die rigorose Haltung des Rats von Reval gegenüber den Klöstern gewesen sei, welche die harrisch-

wierische Ritterschaft nur zu bald zu einer Änderung ihrer Stellung veranlaßte. Offenbar war ein Teil noch immer katholisch, während auch die Evangelischen unter ihr in den Eingriffen in das Jungfrauenkloster ein sie persönlich berührendes Ärgernis sahen, da die Nonnen meist jüngere Töchter des Adels waren. Als nun auch die Dominikaner, mit denen sie von alters her gute Beziehungen hatte, vergewaltigt wurden, nahm sie sich ihrer vor Plettenberg an. Von neuem fühlte sich der Meister zum Einschreiten veranlaßt. Am 25. August schrieb er abermals an den Rat und heischte, daß den Mönchen ihr Eigentum zurückgegeben, die verlaufenen Klosterjungfrauen an die Äbtissin zurückgestellt, diejenigen aber, welche sie zu sich genommen, gebührlich gestraft würden. Den Priestern aber solle geboten werden, daß sie die Jungfrauen und Mönche in ihren Klöstern unverlockt ließen, damit Zwietracht und Uneinigkeit verhütet würden.

Die Wirkung dieser erneuten Intervention war eine andere, als der Meister wohl erhofft haben mochte. Sie führte, wenn auch unter Stürmen, zu einer Konsolidierung der evangelischen Gemeinde. Es waren Lange und seine Amtsbrüder, die, den Ernst der Lage erkennend, durch Ausarbeitung einer festen Gemeindeorganisation und Kirchenverfassung den Evangelischen Kraft und Halt zu geben sich bemühten. Doch ihre Vorschläge, insonderheit der, die Geschmeide und Kleinodien der „abgöttischen Bilder" zur Stiftung einer Gemeindekasse, des „gemeinen Kastens", zu verwenden, stieß beim Rat als zuweitgehend auf Widerstand. Aber schon gab es kein Zurück mehr: der Vorschlag der Prediger war der Menge kein Geheimnis geblieben, der angesammelte Ingrimm gegen den Klerus, angestachelt durch das Eingreifen des Meisters und der Harrisch-Wierischen, brach sich gewaltsam Bahn. Zweifellos haben unreine Beweggründe mitgewirkt, auch das Beispiel, das der Rat jüngst in der Angelegenheit des Dominikanerklosters gegeben hatte, mag aufreizend mitgewirkt haben: „die Lüsternheit nach den Kirchenschätzen konnte behaupten, von dem Eifer für die reine Lehre getrieben zu sein". In der katholischen Zeit war dieser Schmuck ein wesentlicher Bestandteil des Kultus gewesen, die neue Lehre erklärte, seiner nicht mehr zu bedürfen, ja sie wies ihn zum Teil direkt zurück. Von Marien- und Heiligenbildern, von Monstranzen, in denen die Hostie zur Anbetung ausgestellt wurde, wollte sie nichts hören. Solche Erwägungen sind gewiß mit untergelaufen. Am 14. September brach auch in Reval ein wüster Bildersturm los, der arge Verheerungen anrichtete: der fanatische Pöbel,

durch Matrosen und dunkles Gelichter verstärkt — „Herr Omnes“ nennt ihn bezeichnend ein Chronist —, plünderte in der Klosterkirche, der Heiligen Geist- und Olaikirche und zertrümmerte und schleppte fort, was nicht niet- und nagelfest war. Nur die Nikolaikirche entging dem Ärgsten dank der Besonnenheit des Kirchenvorstehers. Der Rat verkannte das Demagogische der Bewegung natürlich nicht, und rasch entschlossen griff er ein: bereits am 15. September erließ er einen gemessenen Befehl, daß alle den Kirchen entwendeten Gegenstände unweigerlich beim Rat einzuliefern seien, „sonst will man dieselben für Diebe halten und ernstlich richten, überall und bei wem auch solcherlei angetroffen wird“. Daß dem Befehl meist Folge geleistet worden ist, dürfte nicht zu bezweifeln sein. An eine Wiederherstellung der alten Ordnung dachte jedoch weder Rat noch Gemeinde. Befahl ersterer doch an demselben Tage, daß jeder, der in der nicht geplünderten Nikolaikirche geschnitzte und gemalte Bilder habe, sie bis zum nächsten Sonntag fortschaffen müsse. Am 17. September übergaben Lange, Hasse und Marsow dem Rat einen „anslag christlicher ordinancien yn dem Kerckelichen regimente“. Hier war der Grundsatz ausgesprochen, daß das Kirchengut seinen Charakter behalten müsse, aber in höherem Grade als bisher auch Pflichten der Barmherzigkeit, namentlich der Armenpflege, erfüllt werden müßten. Hierzu solle in beiden Pfarren, zu St. Olai und St. Nikolai, eine gemeine Kiste errichtet werden, in die vor allem die Erträge der Stiftungen zu fließen hätten. Man ging dabei recht konservativ vor: die Rechte der Gründer der Stiftungen sollten geschont, die jetzigen Inhaber nicht brotlos gemacht werden. Auch mit den Mönchen sollte säuberlich umgegangen werden: nur die, welche diesem göttlichen Regiment besonders entgegen seien, sollten die Schuhe gesandt, den anderen dagegen die Krankenpflege angeboten werden. Entsprechend diesen Vorschlägen hat der Rat am 19. September die Errichtung der „gemeinen kasten der armen“ beschlossen. Es wurde damit die Grundlage für die noch heute bestehenden Organisationen gelegt. Zugleich wurde die kirchliche Ordnung in der Weise im Anschluß an die uns leider nicht mehr überlieferte Kirchenordnung Rigas geregelt, daß an die Spitze der Kirchengewalt ein Superintendent trat, dem innerhalb seines Amtes vollkommene Selbständigkeit gewährleistet wurde: „er allein sei der Oberste in allem kirchlichen Regiment, auch über den anderen Pastor in der anderen Pfarre; der tue oder hebe nichts an ohne Willen und Wissen des erwähnten obersten Pastors. Denn zwei Häupter

in einer Gemeinde können nicht wohl einträchtig regieren". Am 19. September wurde hierauf Lange zum obersten Pastor gewählt, der, obwohl er nicht gern dem Ruf Folge gegeben hat, doch bis zu seinem frühen Tode, 1531, redlich für Schule, Armenpflege, Kirchenordnung und Gemeindeleben gearbeitet hat. Eine damals fast unbekannte Neuerung war endlich die absolute Trennung der Spiritualien von den Temporalien, der Verwaltung des Kirchenguts und gemeinen Kastens, für den bald der andere Name „Gotteskasten" aufkam. Diese unterstanden einzig dem Rat und den Gilden, der Superintendent konnte höchstens Vorschläge in kirchlich-ökonomischer Hinsicht machen.

Zu Anfang des folgenden Jahres (1525) wurde den Klöstern in Reval, teilweise wenigstens, ein radikales Ende bereitet. Am 12. Januar beschlossen Rat und Gemeinde einstimmig, die Dominikaner auszuweisen, das Kloster Armen und Kranken einzuräumen und vom Abt Nachweise über den Verbleib des beiseite gebrachten Kirchenvermögens zu verlangen. Als Prior, Subprior und Prokurator jede Auskunft verweigerten, wurden sie gefangengesetzt und erst nach einiger Zeit freigegeben. Sie gingen, ihren Genossen folgend, nach Borkholm, einem Schloß des Bischofs von Reval. Auf dem Dom blieb freilich die katholische Ordnung noch weiter bestehen, desgleichen das Jungfrauenkloster zu St. Brigitten, aber der Rat bemühte sich, jede Berührung mit ihnen möglichst zu unterbinden. Schon um Reibungen zu verhüten, untersagte er den Städtischen den Besuch des katholischen Gottesdienstes im Dom und erklärte, „daß sich ein jeder des Jungfrauenklosters enthalte und sich um die Jungfrauen daselbst ohne Willen und Zulaß ihrer Eltern oder nächsten Freunde nicht kümmere, auf daß ein jeder unbeschuldigt und der hieraus zu besorgenden Mühe und Verdrusses entlastet und überhoben bleibe".

Der Bruch mit der Ritterschaft wurde infolge dieser Vorgänge immer größer, ihre erneuten Klagen bei Plettenberg und dessen erneute Interventionen machten die Spannung nur immer ärger, mochte sich der Rat dabei auch größter Vorsicht befleißigen, wie er denn am 19. März gebot, „einen höfischen Mund zu haben auf Fürsten, Herren, Gutemannen, Räte und Städte, auf Frauen und Jungfrauen", ja im April Plettenberg sogar erwiderte, die Revaler wollten keine neue Religion, auch nicht lutherisch sein, sondern nur eine Reinigung der alten Lehre.

Um dieselbe Zeit war Dorpat, wo seit der von Blankenfeld durch-

gesetzten Ausweisung Marsows kein evangelischer Prediger gewirkt zu haben scheint, der Schauplatz schwerer Tumulte gewesen. Im Herbst 1524 war hier der aus der Geschichte der Bilderstürmer bekannt gewordene religiöse Schwärmer Melchior Hofmann, seines Zeichens ein Kürschner, aufgetaucht und hatte, als der Bischof den Befehl gab, den Agitator gefangenzunehmen, die durch seine mystischen Predigten und seine leidenschaftliche Beredsamkeit aufgeregte Menge zu hellem Aufruhr gereizt. Die Volksflut wälzte sich gegen die Kirchen der Unterstadt, St. Marien und St. Johann, erstürmte sie, trug ihren Schmuck auf dem Markte zusammen und verbrannte ihn hier. Dann wälzte sich die Menge gegen die Mönchs- und Nonnenklöster, hierauf gegen die russische Kirche, die alle in Mitleidenschaft gezogen wurden. Hierauf suchten die Bilderstürmer die Domkirche zu plündern, doch hier trat ihnen der bischöfliche Stiftsvogt Peter Hackelberg entgegen und es gelang ihm, einen ersten Angriff blutig zurückzuweisen: fünf blieben auf dem Platze. Doch als neue Tumultuanten herandrängten, mußte er sich in das bischöfliche Schloß zurückziehen. Die Domkirche wurde der Schauplatz wüster Greuel, Bilder und Heiligenstatuen wurden zerbrochen und zerschnitten, selbst Kruzifixe nicht geschont. Im Baptisterium wurden die Statuen des Heilandes und der zwölf Apostel zertrümmert. Als nun aber der Haufe die benachbarten Häuser der Domherren zu plündern versuchte, schritt die über den Umfang der Exzesse erschreckte stiftische Ritterschaft ein (10. Januar 1525). Sie erschien in der Stadt und brachte einen Vergleich zustande, dem zufolge der katholische Gottesdienst in der Domkirche unbehelligt bleiben sollte, den Bürgern der Besuch desselben aber streng verboten war — ähnlich wie es 1525 in Reval geschah. Eine wirkliche Versöhnung zwischen Bischof und Stadt wurde dadurch nicht zustande gebracht. Weder erhielt jener sein Schloß zurück, noch vermochte er der Reformation zu steuern, noch hatten Plettenbergs Vermittelung und Mahnbriefe irgendeine Wirkung. Vielmehr lud der Rat Tegetmeyer aus Riga zu evangelischer Predigt nach Dorpat ein, worauf der feurige Kanzelredner am 1. Februar eintraf, hier vier Wochen hindurch in der Johanneskirche mit großem Erfolge zur Ruhe mahnte und Hofmann zur Abreise nach Riga veranlaßte. Dieser ist zwar im Spätsommer noch einmal in Dorpat erschienen und hat bis zum Ende 1525 hier geweilt, aber zu neuen Unruhen ist es, trotzdem er es an heftigen Angriffen gegen die Halbheit der evangelischen Prediger und gegen die Überreste des katholischen Kultus nicht

fehlen ließ, nicht mehr gekommen. Hofmann, den in Riga Knopken und später auch Tegetmeyer nicht unfreundlich aufgenommen hatten — wie denn auch Luther und Bugenhagen ihn zuerst in Wittenberg willkommen geheißen hatten, bis der Sakramentsstreit Luthers mit dem Extremen zuneigenden Karlstadt Hofmann endgültig vom Reformator schied und den phantastischen Münzerschen Idolen zutrieb —, tauchte später noch einmal in Reval auf, ging dann weiter nach Stockholm, wo er eine Zeitlang Prediger der Deutschen war, erschien darauf in Holstein, dann später wie ein Irrlicht in dem wüsten wiedertäuferischen Treiben zu Münster, um endlich 1540 im Gefängnis in Straßburg sein verfehltes Leben zu beschließen.

Kehren wir zur Darstellung des Ganges des politischen Lebens zurück! Wir wissen, daß die Revaler Einigung vom Juli 1524 keine Dauer hatte: die Exzesse, die in Reval gegen die Klöster, mit denen die harrisch-wierische Ritterschaft enge persönliche Interessen verbanden, ausgebrochen waren, die wenige Monate später in Dorpat sich ereignenden Bilderstürme erschreckten und verletzten die Ritterschaften, die zwar der Reformation nicht Gewalt antun wollten, aber doch nicht von radikalen Neuerungen, sondern eher von einem Konzil eine Wendung zum Besseren erwarten mochten. Es kam noch hinzu, daß die Bauernbewegung, die, in mißverstandener Auslegung lutherischer Predigt, in Deutschland Schrecken und schwere Exzesse hervorrief, auch nach Livland herüberzuschlagen drohte. Die zwölf Artikel gingen in Harrien und Wierland um und erfüllten Orden und Ritterschaft mit Bestürzung und Furcht. Was in Deutschland möglich war, konnte sich doch auch hier ereignen! Es war charakteristisch, daß die erzstiftische Ritterschaft dem Beispiel der Stadt Riga, die die Huldigung an den zum Erzbischof erhobenen Blankenfeld verweigert hatte, nicht gefolgt war. In Reval war die Spannung so weit gediehen, daß die harrisch-wierische Ritterschaft und sämtliche Ordensglieder in Estland einer Anzahl Revaler Bürger Fehde ansagten, da sie „etliche Klosterjungfrauen allhier auf deren inständiges Bitten und Belangen zur Ehe genommen" hätten. Inmitten dieses Konfliktes erschien Plettenberg selbst in Reval, um nach der mittlerweile vollzogenen völligen Abtretung Estlands seitens des Hochmeisters die Huldigung entgegenzunehmen. Widerwillig hat die Stadt hierbei die alte Formel: „So wahr mir Gott helfe und seine Heiligen" beibehalten, nur die Namen der Prediger fehlen auf dem Blatt. Dem Frieden hat Plettenbergs Anwesenheit aber nicht gedient, fast scheint

es, daß er, direkt mit der Ritterschaft verhandelnd, sie zum Rücktritt von der in Reval 1524 neu bekräftigten Wolmarer Einigung bewogen hat, da er das Gleichgewicht im Lande durch die Städte bedroht glaubte. Tatsache ist jedenfalls, daß jene Einigung ein totes Werk war, als Anfang Juli 1525 zu Wolmar ein neuer Landtag zusammentrat.

Welch ein Umschwung im Verhältnis zu dem Landtag vor drei Jahren! Damals wollten die Prälaten Luthers Schriften verbieten, jetzt zog Silvester Tegetmeyer, der streitbare Prediger, mit ausdrücklicher Erlaubnis Plettenbergs aus Riga nach Wolmar, und der rigische Stadtsekretär Lohmüller ließ eine heftige Schrift: „Das Babst, Bischove und geistlich Stand kein land und leuthe besitzen, vorstahn und regieren mügen", dem Landmarschall des Ordens, Johann Plater gen. von dem Bröle, zugehen. Plettenberg fand die Stimmung sehr erregt. Er ließ Tegetmeyer sagen, er möge nur ja keinen Aufruhr machen, da schon die Bauern wider ihre Herren aufstänben, und gab, als er hörte, Tegetmeyer wolle die Messe deutsch singen, dem Ordensschaffer Auftrag, ihm mitzuteilen, er möge davon Abstand nehmen, wolle er aber frei predigen, „so könnte S. Gnaden das wohl leiden". Ohne Rücksicht auf den anwesenden Erzbischof Blankenfeld, den an seiner Stelle zum Bischof von Reval gewählten Georg von Tiesenhausen und die übrigen Prälaten begann Tegetmeyer seine feurigen Predigten, zu denen die Menge herbeiströmte und die viele neue Bekenner auch im Ordensgefolge zu werben wußten. Aber der Eifer der Einen rief bei den Katholischen große Erbitterung hervor. Als Tegetmeyer am dritten Tage die Kanzel wieder besteigen wollte, fand er einen Dominikanermönch oben, der zwar auf Zureden hinabstieg, dadurch aber das Zeichen zu einem furchtbaren Tumult gab. Die Harrisch-Wierischen rissen Tegetmeyer von der Kanzel und bedrohten ihn mit gezückten Messern. Hätte nicht ein evangelisch gesinnter Ordensbeamter ihn vor den Wütenden geschützt, so wäre es wohl um ihn geschehen gewesen. Der Aufruhr pflanzte sich auf die Straße, als Tegetmeyer aus der Kirche zum St. Antonienfriedhof zog, um hier zu predigen. In leidenschaftlichem Zorn redete er vor einer großen Menge, und so mächtig war der Eindruck, daß der besorgte Meister ihm sagen ließ, um des lieben Friedens willen möge er einige Tage verziehen.

Während dieser Vorgänge hatten sich die zum Landtage eingetroffenen Sendboten der drei Städte nach gewohnter Weise zu einer Sonderversammlung zusammengefunden: Riga war fest entschlossen, das geist-

liche Regiment nie mehr anzuerkennen, und legte den beiden anderen Städten den Plan vor, Plettenberg allein zu huldigen. Dorpat und Reval versprachen Hilfe und Rat und Erneuerung der alten Freundschaft. Gemeinsam stellten sie auf dem Landtage den Antrag, man möge den Erzbischof von allem Regiment ausschließen, wobei zweifellos die soeben zum Abschluß gekommene Säkularisation des Ordens in Preußen anreizend mit eingewirkt haben wird. Der Weg zum Einheitsstaate, der dort deutlich beschrieben worden war, konnte auch hier begangen werden. Es scheint zweifellos, daß die Städte von Plettenberg die Annahme ihres Antrages sicher erwartet haben. Um so niederschlagender war der Eindruck, als der Meister den Plan rundweg abwies und den Städtern zu wissen gab, er habe mit Ausschluß der Städter mit den Prälaten und Ritterschaften ein Bündnis auf sechs Jahre geschlossen, in dem sie sich gegenseitig ihren Besitz gewährleistet, alle gewaltsamen Neuerungen bis zu einem allgemeinen Konzil vertagt und bestimmt hätten, daß Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht, in dem die Städte keine Stimme hätten, ausgeglichen werden sollten. Klöster und Domkirchen sollten bei ihren Freiheiten und Gottesdienst bleiben, die aus dem Kloster entflohenen Nonnen ihrer Priorin ausgeliefert werden. Nach der ersten Überraschung protestierten die Städter energisch beim Meister gegen den ohne ihre Zustimmung verfaßten Rezeß, doch Plettenbergs gemessene Antwort lautete: „Die Lande müssen einig sein, warum seid ihr es nicht mit eingegangen?"

In dieser Situation traf eine Gesandtschaft aus Preußen in Wolmar ein, die eine völlige Veränderung der Lage zur Folge hatte und Plettenberg wider Willen zu einem Einlenken bestimmte. Die preußische Legation, an deren Spitze Friedrich von Heydeck stand, hatte die Aufgabe, dem Landtage auseinanderzusetzen, warum der Hochmeister den Herzogstitel angenommen hatte; insgeheim war ihr aber auch die Weisung geworden, mit Riga in preußischem Interesse zu unterhandeln. Die heimreisenden rigischen Bürgermeister, mit denen sie in Wenden zusammentrafen, waren für diese Pläne nicht unempfänglich, sie erinnerten sich mit Lebhaftigkeit dessen, daß bereits im vorigen Jahre der Hochmeister sich der Stadt zu Schirm und Schutz erboten habe. Eifrig erwiderte Heydeck, sein Herr wäre auch heute zu gleichem bereit. Diese Annäherung machte Plettenberg stutzig. Wie, wenn Riga beim preußischen Herzoge Rückhalt und Anschluß suchen und finden sollte? Sofort knüpfte er, um das zu verhindern, die in Wolmar zerrissenen Fäden wieder an, und schnell

wurde man auf der Basis der rigischen Wünsche einig: Plettenberg ließ sich bereit finden, die alleinige Hoheit über Riga mit Ausschluß des Erzbischofs anzunehmen. Am 21. September 1525 ritt er hierauf in Riga ein und versprach der Stadt in denkwürdiger Urkunde, sie zu erhalten „bei dem heiligen Wort Gottes und seinem heiligen Evangelio, das rein und klar verkündet und angehört werden soll in der Stadt und in der Stadtmark, nach Inhalt und vermöge der hl. biblischen Schriften Alten und Neuen Testamentes, dazu auch bei demjenigen, was in Kraft desselben göttlichen Wortes verändert, geneuert und aufgerichtet werden sollte zur Ehren Gottes und der Seelen Seligkeit, wenn man es mit kräftiger, heiliger und klarer Schrift beweisen, wahr machen und verteidigen könne und möge".

Der Erzbischof war begreiflicherweise über diese Vernichtung des Kirchholmer Vertrages, der Grundlage der Doppelherrschaft von Orden und Erzbischof über die Stadt, in höchster Erregung. Da er innerhalb Livlands keine wirksame Hilfe fand, wandte er sich an das Ausland. Seine Briefe gingen nach Polen, ins Reich, nach Rom. Acht und Bann blieben auch nicht aus, aber ohnmächtig sanken diese Waffen zu Boden. So man einen „Briefträger und Pfaffendiener in so thanen Sachen aufgreife" — hieß die Losung in Riga — „solle man sie aus dem Wege schaffen und unter den Toren der Städte aufhängen". Ratlos und zum Letzten entschlossen knüpfte der Erzbischof mit den Russen an. Mit Nowgorod und Pleskau, ja mit Moskau trat er in Verbindung, auf Neuhausen empfing er im geheimen eine russische Gesandtschaft. Was hier besprochen worden ist, wissen wir nicht. Die Tatsache der Konferenzen genügte, um eine ungeheure Erregung hervorzurufen. Vielleicht hat der Orden diese Gerüchte noch geschürt, um sie zu benutzen. Wie dem auch sei: Plettenberg war wachsam und griff mit ungewöhnlicher Energie ein. Die Kunde von Blankenfelds „Verrat" drang durch das Land, und völlig vereinsamt brach er zusammen: schon am 22. Dezember mußte er auf seiner Residenz, Schloß Ronneburg, kapitulieren. Die Verhältnisse waren damit zu einer kritischen Wendung gelangt. Um zu beraten, was weiter zu geschehen habe, berief Plettenberg Anfang 1526 einen vorbereitenden Landtag nach Rujen. In erregter Stimmung kamen die Stände hier zusammen, harte Worte über den Friedensstörer und Landesfeind fielen in der Versammlung, und die Rede ging, es sei die höchste Zeit, mit den Prätensionen der Pfaffen ein Ende zu machen und die Lande unter

ein festes Regiment zu bringen, wie das in Preußen im vergangenen Jahre geschehen war. Vor allem die Städte zeigten sich erbittert. Die Entscheidung wurde einem zum März einzuberufenden neuen Landtag zu Wolmar vorbehalten. Bald nach dem Tage zu Rujen wurde auf Plettenbergs Betreiben, um nicht das städtische Übergewicht zu groß werden zu lassen, Blankenfeld aus der Haft befreit, nachdem er versprochen hatte, sich in Person in Wolmar einzustellen. Damit war seine Stellung wieder eine weit festere geworden, und er wagte, seinem Versprechen entgegen, von Wolmar fernzubleiben. Auch auf Dorpat lastete dieser Umschwung. Die Stadt zögerte mit einem offenen Anschluß an Riga, weil Blankenfeld vom Dome herab der Stadt argen Abbruch tun könne. Erst wenn der Meister ihr Schutz zusage und den Domberg besetze, wollte sie sich ihm vorbehaltlos anschließen. Als die Landboten in Wolmar zusammenkamen, näherten sich die Abgesandten der Städte sofort dem Meister, um dessen Ansichten zu vernehmen. Doch Plettenberg hielt sich zurück, so daß sie „S. Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken konnten". Von den Ritterschaften sprach sich die harrisch-wierische sehr entschieden gegen Blankenfeld aus; anders war die erzstiftische Ritterschaft gesinnt, die eifrig für ihn Partei nahm und wohl ein Separatabkommen mit ihm eingegangen war. Neutraler standen die von Ösel, Dorpat, der Wiek und von Kurland. Doch gab es unter ihnen wohl kaum welche, die der Übertragung des alleinigen Regiments an Plettenberg ernstlich widerstanden hätten — kurz, nie waren die Stände einiger, nie der Orden seinen unitarischen Zielen näher gewesen als damals in Wolmar. Das zweideutige Gebaren Blankenfelds, der mit seinem Gefolge an der Aa lagerte und durch Abgesandte über freies Geleit verhandeln ließ, dann aber plötzlich nach Ronneburg zurückreiste, machte es allen klar, daß mit ihm ein ehrlicher Friede unmöglich sei: einmütig gaben die Stände die Erklärung ab, daß man dem Erzbischof keinen Gehorsam schuldig sei.

Wie sich die Zukunft gestalten würde, das lag in des Meisters Hand. Er aber konnte den Entschluß zu kühnem Handeln, den die Besten von ihm erhofften, nicht finden: nicht einmal die Unterwerfung Dorpats nahm er an, da er mit der stiftischen Ritterschaft im Bündnis stehe; er könne aber nicht Stand gegen Stand schirmen, solle nicht Unlust und Aufruhr entstehen. Nach seiner persönlichen Eigenart konnte er ja nicht anders handeln. Vergeblich hatte Friedrich von Heydeck, der Vertraute des Herzogs von Preußen, in einer vom

Feuer evangelischer Begeisterung durchglühten Schrift: „Eine gar christliche Ermahnung zu der Lehre und Erkenntnis Christi an den hochwürdigen Fürsten und Herrn, Herrn Walter von Plettenberg" auf den Meister einzuwirken gesucht. Plettenberg, dem um dieselbe Zeit auch ein Schreiben von Papst Klemens VII. zuging, das ihn wegen seiner Treue zum Orden mit Lob überschüttete, bewies hier in Wolmar, daß er es für geratener hielt, dem Breve nachzuleben als der „Christlichen Ermahnung". Entmutigt gingen die Stände auseinander, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Der Meister versprach sie wieder zu berufen, wenn die Umstände es erfordern sollten.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, wie Plettenbergs Verhalten zu beurteilen sei. Gewiß konnte er nach seinen Anlagen, nach seinen Anschauungen von dem, was dem Lande frommte, nicht anders handeln, als er getan. Verstehen läßt sich sein Vorgehen gewiß, entschuldigen gleichfalls — aber billigen? Wir glauben nicht. Selbst die ihm recht geben, können nicht leugnen, daß die staatlichen Verhältnisse unhaltbar geworden waren —, der Orden mußte sich und das Land umgestalten oder aber untergehen! Das Evangelium hatte die Städte erobert, ein Teil des Adels war ihm zugefallen, der Orden selbst war von protestantischen Regungen durchsetzt — kurz, alles rief nach einer Reform, und wie diese ins Leben zu rufen war, hatte Albrecht von Preußen, ein Mann, der Plettenberg an Begabung nicht entfernt erreichte, soeben gezeigt. Man wende nicht ein, daß der Erzbischof und die Bischöfe sich dem widersetzt hätten: die letzteren kamen wenig in Betracht, der erstere war überhaupt nicht zu versöhnen. Wer wollte leugnen, daß sich Plettenbergs Aufgabe, „der politische Regenerator" zu werden, Schwierigkeiten allerart entgegenstellen mußten, wer aber behaupten, daß sie sich nicht überwinden ließen, wenn ein Mann gewöhnlichen Schlages, wie Albrecht, in ähnlichen Verhältnissen ihrer Herr zu werden vermocht hat? Allein im Abbruch des alten Gerüstes, im Abfall von Rom, im Aufgeben unhaltbar gewordener Formen, konnte Heil und Rettung liegen: ein kleines Land wie Livland konnte nicht zu all seinen Parteien auf die Dauer noch den Gegensatz zwischen Rom und Luther hinzufügen, ein protestantischer Orden war ebenso ein Unding wie ein Erzbischof in einem fast rein evangelischem Lande. Plettenberg wagte das hohe Spiel nicht, ihm widerstrebte es, als alter Mann das in Trümmer zu schlagen, woran er sein Leben gesetzt, seine konservative Natur sträubte sich, den Orden, dem er seine Kräfte geweiht hatte,

zu vernichten, der Kirche, in der er getauft worden war, abtrünnig zu werden. Gewiß dünkte ihm auch der Preis, den er gleich dem Hochmeister hätte zahlen müssen, um das Werk zu errichten, die Lehnshoheit Polens, zu hoch. Keiner ahnte eben, daß Livland ihn einige dreißig Jahre später in härterer Form doch würde entrichten müssen. Zehn Jahre blieb Plettenberg dem Lande noch erhalten, eine Spanne Zeit, in der sich die widerstrebenden Parteien nicht nur an seine Herrschaft gewöhnt hätten, sondern tatsächlich auch gewöhnt haben. Eine einigermaßen gefestigte fürstliche Gewalt, deren Macht durch die säkularisierten Kirchengüter an Bedeutung nicht unerheblich zugenommen hätte, die durch eine alsdann unzweifelhaft rein protestantische Bevölkerung, vor allem die evangelischen Städte, gestützt worden wäre, hätte dem Lande eine festere Organisation gegeben, als wir sie in den Unglücksjahren von 1558 ab finden. Auch Polen hätte als Oberlehnsherr in seinem eigensten Interesse alles zur Verteidigung gegen fremde Einfälle aufbieten müssen, während es ihm bei dem späteren Zusammenbruch des Ordensstaates, da es danach Livland erst erwerben wollte, gut anstand, lauernd dem Ruin des Gemeinwesens zuzusehen, um ohne Opfer desto größere Beute einzuheimsen. Trügt nicht alles, so war in jener Stunde, da Plettenberg die Wünsche der Stände unberücksichtigt ließ, der Keim zum endgültigen Verlust der Selbständigkeit Livlands gelegt: die direkte Einverleibung in Polen wäre ihm erspart geblieben.

Zwar die nächste Zukunft brachte Plettenbergs Vermittelungspolitik viel Anerkennung und dem Lande die Lösung der Blankenfeldschen Wirren, da es ihm im Juni 1526 auf dem Landtage zu Wolmar glückte, den Erzbischof, der sich anders nicht zu helfen wußte, zu einem „Kontrakt" zu bewegen, durch den die Oberhoheit des Ordens über das ganze Land anerkannt wurde. Mit ungemeiner Verschlagenheit hatte Blankenfeld operiert und Plettenberg, trotz des heftigen Widerstandes der Städte, zu einer Versöhnung zu bestimmen gewußt. Vergebens protestierte insbesondere die Stadt Dorpat, sie wolle „lieber an einem Tage stürzen und sterben", denn Blankenfeld von neuem zum Herrn annehmen; vergebens erklärte Riga, es würden die drei Städte nicht voneinander lassen. Der Meister, dem es nicht verborgen blieb, daß die Ritterschaften zu einer rückhaltlosen Opposition gegen den Erzbischof nicht bereit waren, jetzt so wenig wie früher, drängte zu „einem weisen Ende". Nun erschien der Erzbischof endlich in Person zu Wolmar

und brachte in großer Versammlung seine Entschuldigung „in einer künstlichen, gezierten und verblümten Oration" vor. Sie wurde von den Ständen angenommen, die Entscheidung über das Dorpater Bischofsschloß, das noch immer von der Stiftsritterschaft in Verwahrung gehalten wurde, bis Michaelis vertagt und darauf feierlich ein Rezeß unterschrieben, der, wenn er in Kraft und Geltung blieb, einen Triumph des Ordens bedeutet hätte: versprachen doch der Erzbischof und seine Suffragane von Ösel, Reval und Kurland samt Kapiteln und Ritterschaften, dem Orden treu und gewärtig zu sein, Heeresfolge zu leisten und mit Rat und Hilfe ihm beizustehen, während der Meister den Ständen Schirm und Schutz zusicherte. Gegen seine Stadt Riga verpflichtete er Blankenfeld, nichts Feindliches vorzunehmen; alle inneren Fehden sollten durch Schiedsspruch ausgeglichen werden. Mit feierlichem Eidschwur verpflichtete sich Blankenfeld schließlich, sich bei Kaiser und Papst für die Bestätigung des Vertrages zu verwenden. Das Schlimme war nur, daß sich alles als eitel Spiegelfechterei erwies. Kaum war der Erzbischof frei, so eilte er außer Landes, aber nur, um das Gegenteil von dem zu tun, was er gelobt hatte. Kaiser Karl V. und den Papst rief er an, damit sie den Vertrag lösten. Er scheint zuerst nach Rom gegangen zu sein, doch der mit dem Kaiser verfeindete Papst war ohnmächtig, ihn zu schützen. Er brach deshalb nach Deutschland auf, den Deutschmeister, den König von Böhmen gedachte er für sich zu gewinnen, dann aber hielt es ihn nicht länger, im Juli reiste er nach Spanien; um dem Kaiser seine Not zu klagen. Doch er sollte ihn nicht erreichen: im Städtchen Torquemada, vier Meilen von Palencia, schloß er am 9. September 1527 sein stürmisches Leben. Sterbend ließ er dem Kaiser die Bitte überbringen, das Erzbistum möge einem deutschen Fürstensohn, dem Herzog Georg von Braunschweig-Wolfenbüttel, das Bistum Dorpat dem Vizekanzler Karls V., Balthasar Märklin von Wildkirchen, übergeben werden.

Der Wolmarer Rezeß hat die Städte nicht entmutigt, sie vielmehr zu immer festerem Zusammenschluß getrieben. Auf einem Städtetage zu Pernau (Dezember 1527) zeigte sich der entschlossene Wille, zwar maßvoll, aber in den Hauptfragen unbeirrt zu bleiben. Ein warmer evangelischer Geist beseelte die Versammlung. Auf Dorpats Bitte sandte Riga den seit kurzem in seinen Mauern wirkenden Pastor Johann Briesmann auf einen Monat dorthin, damit er „durch die Geschicklichkeit und Mannhaftigkeit seiner Person und seine hohe Erfahrenheit der

hl. Schrift" in der Stadt Nutzen schaffe, wo der Katholizismus wieder drohend das Haupt hob und in der Domkirche durch „gottloses Predigen und Gebrauch der papistischen Zeremonien" dem lutherischen Eifer Ärgernis bereitete. Der Bürgermeister von Reval wies die Abgeordneten ferner darauf hin, daß eine Zusammenkunft der Prediger der drei Städte von Nutzen wäre, um „Unterredung von ihrer Lehre zu halten und eine gemeine Ordnung einförmiglich in dem ganzen Lande unter den christlichen Gemeinden mit dem Kirchendienste und Gebrauch der Sakramente aufzurichten", worauf Briesmann und die anderen rigischen Seelsorger damit beauftragt wurden, einen Entwurf auszuarbeiten. Auch der Förderung der Schulen wurde gedacht und von seiten des Bürgermeisters von Riga die Notwendigkeit betont, daß man in den drei Städten „eine wesentliche, redliche Schule, so viel wie möglich, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch zu lernen", aufrichte, dieselbige mit gelehrten Schulmeistern, die man dazu sonderlich heischen und verschreiben müßte, versorgen täte und die Kinder und Jugend in ehrlichen, tüchtigen Künsten, für das gemeine Beste und der Seelen Seligkeit dienend, darin unterweisen und lehren müßte". Das waren erfreuliche Anzeichen einer aufbauenden und verbindenden Wirkung der Reformation.

Der Tod Johann Blankenfelds mußte natürlich auf die livländischen Zustände von großem Einfluß sein, die Neuwahl die politischen Leidenschaften von neuem erregen.

Plettenberg wußte den Wunsch des Heimgegangenen, daß der Herzog von Braunschweig-Lüneburg sein Nachfolger werde, zu hintertreiben. War es doch stets Ordenspolitik in Livland gewesen, keinem fremden fürstlichen Einfluß die Wege zu bahnen. Es gelang dem Meister, das Domkapitel durch die Zusicherung der Rückgabe der ihm entzogenen Güter zur Wahl eines Landeskindes, des Sohnes des rigischen Bürgermeisters Schöning, Thomas Schöning, zu bewegen; doch wenn er geglaubt hatte, Schöning werde ein willfähriges Werkzeug des Ordens sein, so sah er sich bald bitter getäuscht. Der neue Erzbischof, der sich sofort außer Landes begab, um die Verhandlungen mit dem Braunschweiger zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen — was ihm auch gelang —, ließ keinen Zweifel darüber laut werden, daß er erst dann ins Erzstift zurückkehren werde, wenn Meister und Stadt die Güter restituiert und seine Rechte gesichert hätten. Als beide zögerten, wandte er sich an das kaiserliche Kammergericht und erwirkte Strafmandate gegen seine Gegner. Zugleich nahm er den Gedanken, seine Position

durch einen fürstlichen Koadjutor zu kräftigen, mit Energie auf und trat mit einem Bruder des Herzogs von Preußen, Wilhelm, Markgrafen von Brandenburg, in darauf abzielende Verhandlungen. Der junge Markgraf, der erste und letzte Hohenzoller, der folgenschwer in livländische Verhältnisse eingegriffen hat, war am 19. Juli 1498 zu Ansbach als Sohn einer ebenso kinderreichen wie armen Fürstenfamilie geboren. Ihm eine einträgliche Stellung zu verschaffen, wie sie schon so mancher seiner Brüder erlangt hatte, war daher von früh auf das Bestreben von Vater und Anverwandten. So war Johann Albrecht Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Friedrich Dompropst zu Würzburg, Gumbert Domherr zu Rom, Albrecht seit 1522 Hochmeister des Deutschen Ordens. Der Reformation stand ein Teil von ihnen wenigstens nicht ablehnend gegenüber, ja einer von ihnen, Markgraf Georg von Ansbach, gehörte zu den wärmsten Freunden Luthers, hatte 1524 in seinen Erblanden die Reformation durchgesetzt, die Säkularisation Preußens begünstigt und 1529 die Protestationsurkunde zu Speier mit unterzeichnet. Während die anderen kühle Köpfe waren, war er es, der auf dem großen Reichstag zu Augsburg 1530 dem Kaiser in leidenschaftlicher Aufwallung zurief, er wolle, ehe er von Gottes Wort abstehe, lieber niederknieen und sich den Kopf abhauen lassen. Wilhelm, der in Ingolstadt studiert hatte, als es auf der Höhe humanistischen Ruhmes stand, ist von den antiklerikalen Strömungen nicht unberührt geblieben, soweit seine Natur, die sich nicht leicht für anderes als das liebe Ich erwärmte, geistigen Bewegungen überaus zugänglich war. Es wird ausdrücklich überliefert, Markgraf Georg habe für das livländische Koadjutoramt gerade ihn und nicht Friedrich ins Auge gefaßt, weil dieser „dem evangelio gantz und gar zu entkegen" sei. Und von Wilhelm selbst wissen wir, daß er Luther u. a. brieflich um Rat gefragt hat, ob er sich als Erzbischof die Bestätigung des Papstes erbitten solle. Es darf nun nicht vom modernen Empfinden aus beurteilt werden, daß alle diese dem Katholizismus längst entfremdeten Fürsten skrupellos auf ihrer Suche nach neuem territorialem Erwerb sich um Pfründen und Bistümer der katholischen Kirche bemühten und keinen Anstoß an den Kultusformen und der hierarchischen Struktur nahmen. Solche idealere Gesichtspunkte waren auch den Besten meist fremd: das Bistum gewährte lediglich eine weltliche, mehr oder weniger einträgliche fürstliche Position, die ihrem Inhaber persönlich eine gewisse Freiheit religiöser Anschauung lassen konnte. Bei Markgraf Wilhelm verbanden sich die liv-

ländischen Pläne aber auch mit weitreichenden Anschlägen der hohenzollerischen Hauspolitik, und ohne Zweifel hat Markgraf Albrecht, der Herzog von Preußen, ein wesentliches Interesse an der Kandidatur gehabt.

Noch liegen viele Fäden im verborgenen, das aber ist sicher, daß Herzog Albrecht auch nach der Niederlegung der Hochmeisterwürde daran festgehalten hat, Livland seinem Hause, wenn nicht gar dem Herzogtum Preußen näher zu bringen. Die Gesandtschaft Friedrichs von Heydeck nach Livland, die Verhandlungen mit Riga legen hierfür Zeugnis ab. Nun bot sich durch die Kandidatur seines Bruders Wilhelm willkommener Anlaß, die Fäden fester zu fassen. Hatte dieser erst als Koadjutor Boden gewonnen, so war ihm auch das Erzstift sicher, von hier konnte er — wie Blankenfelds Beispiel lehrte — auch andere Bistümer erwerben und, gestützt auf eine bedeutende Machtstellung, auf dem Wege der Säkularisation, den sein Bruder in Preußen gegangen war, wie um den Preis der Unterwerfung unter Polen, dessen König sein Oheim war, und unterstützt durch Preußen, den Plan verwirklichen, ein erbliches brandenburgisches Fürstentum in Livland zu begründen. In Livland waren Sympathien für derartige Bestrebungen vorhanden; dies erweist die Haltung der Städte, die Plettenberg für ähnliche Ideen hatten gewinnen wollen. In Riga vor allem war es der Stadtsekretär Lohmüller, der Wilhelms ehrgeizige Wünsche und Absichten mit Eifer unterstützte.

Auch die Ritterschaften, denen es verlockend erscheinen mochte, wenn ein auswärtiger Fürst eine glänzende, prunkvolle Hofhaltung entwickelte, hätten dem verwirklichten Gedanken wohl nicht ablehnend gegenübergestanden, zumal auch sie in der Mehrzahl evangelisch waren. Gerade Wilhelms Entgegenkommen in religiösen Fragen schlug die Brücke von seinen Aspirationen zu denen der Evangelischen und den Patrioten, die sich durch die Ablehnung ihrer Hoffnungen seitens Plettenbergs bitter enttäuscht fühlten. Es war nur ein Fehler in der Berechnung: das Werk, das Wilhelm ausführen sollte, bedurfte bei den komplizierten Verhältnissen, in erster Linie in Anbetracht dessen, daß die Macht der Landstände in Livland gewaltig gestiegen war, eines hervorragenden Mannes, der kühn und klug zugleich war, — und eine solche Persönlichkeit war Wilhelm nicht. In einer kleinlichen Zeit ragte er in nichts über das niedrig bemessene Niveau des damaligen Durchschnittsfürsten hinaus. Es spricht daher wenig für den Politiker Lohmüller, ein so verschlagener Praktikus er auch sein mochte, daß er sich so für den Markgrafen ins Zeug legte, wie er es tat.

Der Erzbischof Thomas freilich, der Wilhelm zu seinem Koadjutor wünschte, verfolgte derartige Ziele nicht; ihm war es lediglich darum zu tun, der bedrängten rigischen Kirche einen Protektor zu verschaffen, der durch seine Gönner und Freunde ihr von Nutzen sein konnte: der König von Polen als sein Oheim, Albrecht von Preußen und der Erzbischof Johann Albrecht von Mainz und Magdeburg als seine Brüder konnten wohl in die Wagschale fallen. Plettenberg war diese Kandidatur höchst unangenehm; nicht dazu hatte er die Kandidatur des Lüneburgers zurückgedrängt, um einen Hohenzollern in Riga Fuß fassen zu sehen. Doch gestattete er, offenbar über Lohmüllers Praktiken nicht genügend informiert, daß dieser sich nach Lübeck hinaus begab, um namens der Stadt Riga mit dem Erzbischof Thomas zu verhandeln. Auch Plettenbergs Interessen sollte er wohl dabei vertreten. Lohmüller, der in Wilhelms Pläne gewiß bereits eingeweiht war, glaubte der evangelischen Sache durch eifriges Eintreten für sie zu nützen, ihm schien es aber zugleich wünschenswert, mit Schöning zu einer friedlichen Einigung zu gelangen. So begab er sich denn zuerst zum Herzog nach Preußen, erbat von diesem Empfehlungen an die deutschen evangelischen Fürsten und erschien mit denselben im Juni 1529 in Lübeck, wo er in der Tat einen Vertrag auf sechs Jahre zwischen ihm und Riga abschloß. Der Kontrakt war für Schöning nur zu günstig und bedeutete einen direkten Bruch mit der Hoheit des Ordens über Riga. Riga wurde für sechs Jahre die Verkündigung des Evangeliums nicht untersagt, dafür erkannte die Stadt Schöning als Herrn an und versprach ihm und dem Kapitel die eingezogenen Güter auszuliefern. Im Falle eine der beiden vertragschließenden Parteien in Widerwärtigkeiten verwickelt werden sollte, sei der andere gehalten, dafür Sorge zutragen, daß sie ohne Mittelsperson beseitigt würden.

Als der Vertrag und zugleich mit ihm Wilhelms Koadjutorat in Riga bekannt wurden, erhob sich eine leidenschaftliche Opposition dagegen. Laut bezeichnete man Lohmüller als einen Landesverräter. So drohend war die Stimmung, daß er es nicht wagte heimzukehren, sondern sich an die hervorragendsten Autoritäten der evangelischen Kirche, an Luther, Melanchthon, Bugenhagen, den Juristen Hieronymus Schurf, ja an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen wandte und sie um deckende Briefe bat. Seinen Zweck erreichte er bei Luther und den anderen Vätern der Kirche, was freilich weniger für die Richtigkeit seiner Politik als für die Naivität spricht,

mit der diese die livländischen Verhältnisse beurteilten. Die Fürsprache Philipps von Hessen und des Kurfürsten von Sachsen, sowie die eingehende Verteidigung des Lübecker Anstandes durch Dr. Briesmann, der sich die Ratspartei anschloß, bewirkten schließlich ein Nachlassen der Opposition in Riga selbst. Rat und Meister stellten Lohmüller schriftliche Ehrenerklärungen aus, so daß er seine Ämter wieder übernehmen konnte — für diesmal war die Gefahr beschworen. Im August 1530 schloß hierauf Riga zu Dahlen einen zweijährigen „Anstand" mit Schöning auf Grundlage der Lübecker Abmachungen.

Plettenberg hatte sich dem Gang der Dinge nicht entgegengestemmt. Bei seinem hohen Alter sehnte er sich nach Frieden und Ruhe und ließ es geschehen, daß Wilhelm von Brandenburg im Lande Boden faßte. Auf dem Landtage, Fastnacht 1530, hatte er noch einen Versuch gemacht, die Ritterschaften von der Gefährlichkeit eines fürstlichen Koadjutors zu überzeugen, aber sie antworteten trotzig, sie seien Edelleute des hl. römischen Reiches und wollten sich daher lieber an einen deutschen Fürsten als an Bürger anschließen. Das war für Schöning und die Bischöfe von Dorpat und Ösel das Signal, dem Meister die Wolmarer Unterwerfung aufzukündigen. Im Juni 1530 trat ein neuer Landtag zusammen, und hier sah sich Plettenberg isoliert, um die Früchte seiner Vermittelungspolitik gebracht: Plettenbergs Schutzherrschaft hörte auf, über Riga geboten gemäß dem Kirchholmer Vertrag wieder Orden und Erzbischof. Zwei Monate darauf war Wilhelm im Lande: am 11. Oktober weilte er in Ronneburg und verlangte von dem ob der Eile etwas betroffenen Erzbischof die Einräumung der versprochenen Schlösser.

Wilhelm säumte nicht, seine territorialen Vergrößerungspläne bei erster Gelegenheit aufzunehmen, und legte dabei wenig Sorge um den allgemeinen Frieden des Landes an den Tag. Das Stift Ösel, wo Bischof Reinhold von Buxhöwden mit dem unbotmäßigen Adel in ärgerlichen Händeln, schließlich in förmlicher Fehde lag, schien ihm eine willkommene Gelegenheit dazu zu bieten. Einige der einflußreichsten Vasallen, vor allem Jürgen Ungern auf Pürkel und Otto Üxküll auf Fickel, boten ihm die Hand, und bald loderte der verheerende Kleinkrieg in der Wiek und auf der Insel selbst empor, wobei heute diese, morgen jene Partei die Oberhand behielt. Schließlich neigte sich, wohl nicht ohne Mitwirkung des Ordensmeisters, die Wagschale zu ungunsten des Brandenburgers; denn obwohl jener 1532 Wilhelm widerwillig als Ko-

adjutor anerkannt hatte, konnte ihm an dessen weiterer Machtentfaltung doch nichts gelegen sein. Während Wilhelms Gesandter Ungern Ende 1533 an den Kaiser nach Deutschland geschickt wurde, um die Regalien für ihn zu erlangen, sich aber sowohl am Hofe König Ferdinands in Prag als auch in Rom vergeblich bemühte, fielen die meisten Vasallen von ihm ab und huldigten von neuem Buxhöwden. Auch die anderen Stände des Landes waren über Wilhelms ränkevolle Habsucht erbittert, persönliche Differenzen gesellten sich hinzu — schon 1534 im Februar auf dem Landtage zu Wolmar beschlossen sie, ihn zum Verzicht auf das Stift Ösel aufzufordern,. Noch versuchte Wilhelm, Widerstand zu leisten, aber es fehlte ihm Ungerns kräftige Unterstützung, und bereits im Herbste mußte er Kapitel und Ritterschaft von Ösel-Wiek, soweit sie ihm noch anhing, ihres Lehnseides entlassen. Die Niederlage Wilhelms war offensichtlich. Nur der trotzige Otto Üxküll dachte nicht an Unterwerfung, kümmerte sich wenig um die Ladung vor das Reichskammergericht, die Karl V. ihm und sechs Mitverschworenen im Herbste 1534 hatte zustellen lassen, und setzte den Widerstand fort, bis Buxhöwden 1539 vor Schloß Fickel zog und ihn zu einem Vergleiche zwang.

Der mißglückte Versuch Wilhelms, Ösel zu erwerben, ließ das erregte Land lange nicht zur Ruhe kommen. An den Höfen von Kopenhagen und Königsberg faßten die vertriebenen Parteigänger Wilhelms Fuß und schürten den Bürgerkrieg aus der Ferne. So bieten die letzten Jahre Plettenbergschen Regiments ein trübes und unerquickliches Bild: die zentrifugalen Elemente zerrten und rissen an der Struktur der livländischen Konföderation, Sonderbündnisse mit ausländischen Gewalten, namentlich Religionsverträge der Evangelischen begegnen uns fast Jahr um Jahr. Das mächtige Riga bildete dabei den Mittelpunkt, das 1531 im Dezember mit Herzog Albrecht, 1532 mit der erzbischöflichen Ritterschaft und dem Komtur von Windau, mit den Ordensvasallen von Bauske und Tuckum und der ösel-wiekschen Ritterschaft, 1533 mit dem Koadjutor Wilhelm defensive Religionsbündnisse abschloß, die natürlich auch des politischen Hintergrundes nicht entbehrten.

Inmitten dieser Geschehnisse ist Walter von Plettenberg, nachdem er noch 1531 einen hochbedeutsamen zwanzigjährigen Beifrieden mit den Russen abgeschlossen hat, am 28. Februar 1535 „in hohem Alter" in der Kirche zu Wenden heimgegangen. Er starb gern, denn die Zeit ging aus den Fugen, und sie einzurenken fehlten ihm die Kräfte. Wie

man auch von der späteren politischen Laufbahn dieses Mannes denken mag, verurteilend oder billigend, das Große in dieser, um mit Schirren zu reden, echt holländischen Gestalt, in der kein Funke einer elektrisch-südländischen Natur war, und die so echt vom Scheitel bis zur Sohle den Typus ihrer westfälischen Heimat darstellt, wird in Livland ewig unvergessen bleiben: wie er mit scharfem Schwert, ein zweiter St. Georg, den Gegner aufs Haupt schlug, jugendlich und ritterlich; wie er mit weisem Rate vermittelnd und schlichtend, milde und ehrfurchtgebietend der Zwietracht steuerte, daß sie, ihr Haupt auch oft erhebend, doch nicht zu üppiger Frucht aufschießen kann. So steht er mit Recht in Marmor im Kreise der Besten seines Volkes in der Walhalla, so lebt er fort im Gedächtnis der Nachwelt — zwar nicht ohne Fehler und Verschuldung, denn sonst wäre er ja kein Mensch gewesen —, aber doch als des Landes Retter in den Tagen der Not, als der größte der Meister des Deutschen Ordens in Livland!

Es kann nicht wundernehmen, daß auch die Reformation in ihrem weiteren Verlauf die müden, des idealen Sinnes entbehrenden Züge trägt, die dem politischen Leben jener Jahrzehnte anhaften. Nüchterne Erwägungen und die Vermengung mit höchst weltlichen Dingen leiteten wie im Mutterlande so in Livland die führenden Männer in der Kirche, so daß weder in den Städten noch in den Ritterschaften die idealen Beweggründe der ersten Reformationsjahre bewahrt blieben. Die Entwickelungsphasen, denen die Lutherischen in politischer wie in religiöser Hinsicht in Deutschland unterworfen waren, spiegelten sich auch hier wider.

Am liebsten weilt unser Blick noch auf Riga, das 1530 auch die Augsburgische Konfession unterzeichnet hatte und in dem Ausbau des geistlichen Regimentes eine gesunde Entwickelung zeigte. Im Dezember 1530 wurde aus den Gliedern des Rates ein Superintendent eingesetzt, den ein Jahrzehnt später ein geistlicher Superintendent ablöste. Neben Knopken und Tegetmeyer, die nach einem Streite über den Vorrang paritätisch wirkten, war der 1527 aus Königsberg berufene, mit Luther innig befreundete Dr. Briesmann tätig, dessen „Kurze Ordnung des Kirchendienstes" der Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienste den Weg bahnte. Auch für das Kirchenlied hat er nicht wenig getan. Ihm verdankte man ein Gesangbuch, zu dem auch Knopken und Burchard Waldis Lieder spendeten, das aber auch Luthers „Ein' feste Burg" zum ersten Male aufwies. In ganz Norddeutschland haben sich seine Agende und Gesangbuch eingebürgert, aber in Livland selbst

ist das gleiche nicht der Fall gewesen. Bereits 1531 ging er in die Heimat zurück. Mit dem großen Reformator selbst stand man auch in späteren Jahren in herzlichen Beziehungen. Bedeutungsvoll vor allem wurde Luthers väterlicher Rat in der Frage, inwieweit Formen des katholischen Kirchenwesens aufrechterhalten oder aufgegeben werden sollten. In einem Schreiben an die Christen in Livland hat er Gelegenheit genommen, seinen versöhnlichen Standpunkt, dem derartige Dinge Adiaphora, d. h. Nebensächliches waren, zu präzisieren und zu betonen, daß die äußerliche Ordnung in Gottesdiensten oder Messen, Singen, Lesen, Taufen nichts tut zur Seligkeit. Man ist denn auch in Livland in der Toleranz gegen die Formen des katholischen Ritus sehr weit gegangen, behauptete sich doch z. B. der Gebrauch der Kasula, des augenfälligsten Stückes der Meßgewänder, in den rigischen Kirchen bis tief ins 18. Jahrhundert. Auch eine Anzahl lateinischer Antiphonen und anderer Gesänge wurde noch lange gesungen. Die rigische Kirchenordnung von 1567 gibt hierfür die Erklärung, daß solches „umb der übung willen der Jugent" zugelassen werde. Noch das Gesangbuch von 1664 enthält eine Anzahl zweisprachiger Texte, die zum Teil erst gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts verschwunden sind.

Am 18. Februar 1539 ist Knopken gestorben, erst 1552 folgte ihm Tegetmeyer nach. So mächtig die Reformation auch unter ihrer Führung um sich gegriffen hatte, ganz hatte sie den Katholizismus nicht zu verdrängen vermocht: in der Domkirche blieb das „papistische" Wesen, und Reste von Mönchen und Nonnen erhielten sich bis zum Beginn der Schwedenzeit.

Weit unerfreulicher war der Gang der Entwickelung in Reval. Wohl finden wir auch hier treffliche Prädikanten, so Johann Osenbruggen und Simon Benrat, so vor allem den 1540 aus Wittenberg berufenen Rektor Bock, der sich um Schule und Kirche große Verdienste erwarb, aber die Vertiefung ins Wesen der Reformation, die Läuterung fehlte unter der Bürgerschaft, und als 1530/31 eine große Seuche ausbrach, streckte sie nicht nur Johann Lange und Zacharias Hasse — Massow war nach ärgerlichen Zwistigkeiten nach Dorpat zurückgekehrt, wo er 1555 gestorben ist — auf die Bahre, sondern sie löste auch die Ordnung, und „es scheint, daß die mit dem großen Sterben so häufig verbundene Depravation auch in Reval Fuß faßte". Streit und Zwist nahm zwischen Predigern und Kastenherren überhand, lässig waltete mancher Seelsorger seines Amtes, groß wurden Völlerei und

Luxus. Es ist bezeichnend, daß sich nach 1531 in den Ratsschreiben der evangelische Gruß „Gnade und Friede von Jesu Christo, unserem Herrn" nicht mehr findet. Selbst katholische Kirchen und Klöster blieben auch in Reval wie auf dem flachen Lande in den kleinen Städten, u. a. in Fellin und Hapsal vereinzelt bestehen.

In Kurland hat die Reformation zweifellos von Riga aus ihre Ausbreitung genommen. Seit 1526 scheint sie hier und dort Anklang zu finden, vier Jahre später (1530) lassen sich die ersten fest angestellten evangelischen Prediger nachweisen, aber von einer die städtischen Kreise und den Adel durchflutenden Bewegung, wie sie nördlich der Düna uns begegnet, ist in Kurland wenig zu spüren; ganz allmählich nur, oft aus sehr weltlichen Motiven fällt einer nach dem anderen dem Luthertum zu. Einige Momente seien hier hervorgehoben: am 30. Januar 1530 schließt Wilhelm von Balm gen. Fleck, Komtur von Windau, wohl der erste Ordensbeamte, der offen sich zur Reformation bekannte, die schon erwähnte Glaubenseinigung mit Riga ab, wobei er ausdrücklich erklärt, er folge dem Beispiel der evangelischen Fürsten und Stände Deutschlands, die sich gegen den Beschluß des Augsburger Reichstages, in welchem der Fürst der Finsternis dieser Welt, der das Licht nicht dulden könne, „syner olden düvelschen artts nach" sein Banner aufgesteckt, vereinigt hätten zum Schutz des hl. Evangeliums. Sieben Tage darauf folgen zahlreiche kurländische Edelleute. Auch im Stifte Kurland (Pilten) wird bereits 1526 über das Umsichgreifen der neuen Lehre geklagt. Bischof Johann Münchhausen jammert, daß seine Sitze Hasenpot, Goldinger, Windau und Frauenburg von Ketzerei angesteckt seien. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war das Land, äußerlich wenigstens, protestantisch geworden.

In Ösel hatte der Bischof Johann Kiewel eine gewisse Kirchenreform ins Werk gesetzt, aber von einem Eindringen der lutherischen Lehre war anfangs wenig zu bemerken. Erst über ein Menschenalter später, nach dem Sturz der bischöflichen Herrschaft, an deren Stelle die dänische trat, änderten sich die Zustände auf der entlegenen Insel. Als 1560 Herzog Magnus von Holstein hierher kam, waren noch überall katholische Kirchenformen im Schwange. Erst der Eifer König Friedrichs II. von Dänemark, dem die Abstellung der „Papisterei" eine Herzenssache war, hat Wandel geschaffen.

* * *

Wenden wir uns zum Jahre 1535, in dem Plettenberg starb, zurück. Sein Tod verwirrte die Lage im Lande noch mehr, wenngleich der neue Meister Hermann von Brüggeney gen. Hasenkamp, ein tatkräftiger, der neuen Lehre wohl zugetaner Mann war: leider vereitelte ihn bisweilen der Jähzorn dazu, daß er über das Ziel hinausschoß. Sein Können zu beweisen, dazu bot sich ihm sofort Gelegenheit. Die Zeit schien Wilhelm geeignet, seine ehrgeizigen Pläne aufzunehmen. Sein Parteigänger Lohmüller, ruhmdürstig und unruhig wie immer, machte den Vermittler zwischen Wilhelm und seinem herzoglichen Bruder in Preußen. Eine große Verschwörung war im Gange, selbst nach Dänemark, Schweden und Polen reichten die Fäden, auch kurländische Edelleute wurden für die ehrgeizigen Gedanken des Koadjutors gewonnen. Bereits Anfang 1535 ging das Gerücht, Herzog Albrecht habe sich auf Anstiften Lohmüllers entschlossen, Riga von der Seeseite anzugreifen, um die widerspenstige Stadt zur Anerkennung der Herrschaft seines Bruders zu zwingen. Das rief Erregung gegen Lohmüller hervor; er fürchtete für sein Leben und floh nach Königsberg (1536), von dort aus aufs eifrigste Anschläge gegen Livland schmiedend [1]). Um so schärfer ging der ergrimmte Meister gegen diejenigen vor, deren er habhaft werden konnte. Dietrich Butlar, der als Führer der kurländischen Mißvergnügten galt, wurde aufgegriffen und in Wenden so gefoltert, daß er 1537 im Kerker starb. Viele Parteigänger Wilhelms verloren ihre Güter, auch Burchard Waldis, der Fabeldichter, der einst als katholischer Mönch durch die Politik ins Unglück gekommen war, trotzdem aber von ihr nicht lassen konnte und als Agent Lohmüllers zwischen Riga und Preußen hin und her ging, in die Katastrophe hineingerissen. Als er im Winter 1536 durch Kurland heimkehrte, wurde er im Gebiet der Ordensburg Bauske aufgegriffen und zwei Jahre in strengem Gewahrsam gehalten, gefoltert und dann nach Wenden gebracht, wo er bis zum Sommer 1540 im Kerker saß, bis endlich auf Fürsprache Philipps von Hessen und der Stadt Riga der Meister die Kerkertüren öffnete, hinter denen er, „um die langweilige und beschwerliche Gedanken, und Teuffeliche anfechtung damit zu vertreiben odder je zum theyl zu vermindern", in der Umdichtung der Psalmen Trost und Aufrichtung gefunden hatte. Er verließ den heißen Boden Liv-

1) Zwar fand 1537 ein Vergleich statt, dem zufolge Lohmüller wieder in rigische Dienste trat; doch ist er nicht mehr nach Riga zurückgekehrt. Vor 1560 ist er gestorben.

lands und hat noch sechzehn Jahre als Prediger der reichen Abtei Abterode in Hessen gelebt, bis er müde und gebrochen die Augen schloß.

Wilhelm von Brandenburg hatte weder die Macht noch den Mut, sich der Seinen anzunehmen; er war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ. Solange Erzbischof Thomas lebte, hielt er sich im Hintergrund. Doch 1539 starb dieser, und mit seinen Ansprüchen auf den erledigten Erzstuhl wurden alle alten Streitpunkte wieder lebendig. Die Stadt Riga verweigerte entschieden die Huldigung und die Auslieferung der Domkirche und der Stiftsgüter, ja sie ließ wohl verlauten, daß die Einkünfte aus ihnen sich weit besser für Schulen, Kirchen und Krankenhäuser, als für die Bäuche fauler Pfaffen verwenden ließen. Vergeblich stritt man auf den Landtagen, Riga blieb beharrlich, und als der Ordensmeister, den seine Politik vorübergehend dem Erzbischof näherte, Miene machte, auf Riga einen Druck auszuüben, und als auch in Preußen wieder einmal gerüstet wurde, antwortete die Stadt 1541 mit dem Eintritt in den Schmalkaldischen Bund. Erst nach fünf, von endlosen Verhandlungen erfüllten Jahren wurde 1546 zu Neuenmühlen ein Vertrag abgeschlossen, in dem sich Riga einer Abmachung des Meisters und des Erzbischofs, daß die Stadt ihnen beiden zu huldigen habe, fügte. Wilhelm gelobte feierlich, die Privilegien der Stadt nicht anzutasten, dann zogen Meister und Erzbischof an der Spitze von 2000 Reitern unter dem Donner der Geschütze in Riga ein. Um so hartnäckiger blieb die Stadt in betreff der Stiftsgüter, scherte sich nicht um Klagen beim Reichskammergericht und trotzte dem Meister, bis endlich 1551 der neue Meister Heinrich von Galen einen Vergleich herbeiführte, der dem Erzbischof die Domherrenhäuser, der Stadt die Domkirche zusprach.

Die Anerkennung Wilhelms durch die Stadt Riga war für ihn zweifellos ein Erfolg, aber seinen weiteren ehrgeizigen Plänen war kein Gelingen beschieden. Die Furcht vor Säkularisationsgelüsten deutscher Fürsten, die ihre begehrlichen Blicke auf das zerklüftete Livland warfen, war durch die gemachten Erfahrungen wieder gewachsen, so daß der Landtag von Wolmar 1546 ausdrücklich beschloß, daß ein Koadjutor aus fürstlichem Hause nur unter Zustimmung aller übrigen Herren und Stände gewählt werden dürfe. Wilhelm hatte sich eidlich zu dem Rezeß verpflichtet. In Deutschland war man darob in fürstlichen Häusern, deren jüngeren Söhnen die Aussicht auf gute Versorgung in Livland abgeschnitten wurde, sehr ergrimmt, im Interesse des Ordens

jedoch mußte so gehandelt werden. Wilhelm, dessen Zielen der Rezeß direkt entgegenarbeitete, war entschlossen, ihn trotz seines Eidschwurs nicht zu halten: bei dem König von Polen, seinem Oheim, bei Preußen, Mecklenburg und anderen deutschen Fürsten hoffte er auf Beistand. Zwar war er mittlerweile zu alt geworden, um den Gedanken eines erblichen Fürstentums für sich selbst weiter zu betreiben, aber seiner Sippe, dem Hause Brandenburg und dessen Erben, gedachte er das reiche Erzstift zu erhalten. Sein Bruder, der Herzog von Preußen, war soeben mit dem Mecklenburger Hause in enge Verwandtschaft getreten, da sich seine Tochter mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, einem ritterlichen und Pläne hegenden Fürsten, verlobt hatte. Johann Albrecht selbst hatte sich mit dem Gedanken getragen, in Riga festen Fuß zu fassen, und zwar war es die Koadjutorwürde im Orden, für die sein Vater, Herzog Albrecht VII., eifrig in Livland Propaganda machte, freilich ohne in Ordenskreisen viel Gehör zu finden. Sein 1544 im Lande weilender Bevollmächtigter hatte keinen Erfolg, und trotz eines kaiserlichen Schreibens an den Meister war die Sache auch 1547 noch nicht weitergerückt, zumal da sich der Wolmarer Rezeß auch gegen Johann Albrechts Machenschaften richtete. Im Januar 1547 war dieser Herzog von Mecklenburg geworden, und damit traten seine Anschläge auf Livland zurück, aber nur, um aussichtsreicheren seines jüngeren Bruders Christoph, dem der regierende Fürst eine gute Versorgung im Auslande verschaffen wollte, Platz zu machen. An den Orden war freilich nicht zu denken, wohl aber bot das Erzbistum gute Aussichten, da Wilhelm, körperlich leidend und vereinsamt, sich nach einem kräftigen Genossen sehnte und hierbei natürlich dem jungen Verwandten mit all seinen Sympathien entgegenkam. Über den Wolmarer Rezeß glaubte er mit leichter Mühe hinwegzukommen. Hatte er erst die Zustimmung des Kapitels und der erzstiftischen Ritterschaft, so würden die anderen Stände mit der Einwilligung nicht zurückhalten oder aber zur Aufhebung des Rezesses gezwungen werden können. Johann Albrecht seinerseits sparte weder Mühe noch Geld, um Christoph den Weg zu ebnen.

Christoph war als das achte Kind Herzog Johann Albrechts und seiner Gemahlin Anna von Brandenburg 1537 geboren. Schon bei des Vaters Lebzeiten wandte die Mutter, eine unglückliche verbitterte Frau, die sich vom Luthertum wieder dem Katholizismus zugewandt hatte und ihm mit dem ganzen Fanatismus einer Rekon-

vertitin anhing, ihre Liebe den beiden jüngsten Kindern, Christoph und Karl, zu; nach dem Tode ihres Gemahls vollends steigerten sich die Zerwürfnisse insonderheit mit dem ältesten Sohne, Albrecht, und die zärtliche Zuneigung der kränkelnden, einsamen Frau zu Christoph ins Krankhafte. Der Liebe zu diesem tat auch die offene Hinneigung ihrer Söhne zum Luthertum keinen Abbruch, obwohl sie die Ketzerei Christophs schmerzlich empfand. Als Erzieher Christophs, der von Albrecht dem Einfluß seiner mit den Verhältnissen hadernden Mutter durch Überführung nach Schwerin entzogen wurde, wirkte eine Zeitlang der hervorragende Magister Mylius, bis den fünfzehnjährigen Fürsten die hohe Politik in fast romantischer Weise 1552 aus der Enge Mecklenburgs an den Hof König Heinrichs II. von Frankreich nach Paris führte. Sein ältester Bruder Johann Albrecht war seit Ablehnung des Augsburger Interims die Seele des Widerstandes gegen den Absolutismus Karls V. geworden und hatte 1550 mit dem Herzog von Preußen zu Königsberg eine Vereinigung abgeschlossen, die nach Moritzens von Sachsen Beitritt zum Bündnis mit Heinrich II. und 1551 in Lochau zum Plane eines Angriffskrieges gegen Karl V. mit französischer Hilfe geführt hatte. In Erfüllung einer im Mai 1551 getroffenen Vereinbarung wurde Christoph Anfang 1552 zur Verzweiflung der Mutter gewissermaßen als Geisel zusammen mit einem hessischen Prinzen an den französischen Hof gesandt. Heilsam ist dieser Aufenthalt für den unerfahrenen, haltlosen Prinzen jedenfalls nicht gewesen, mag auch die Meinung, er sei dort dem Laster in die Arme geführt worden, zu weit gehen. Tatsache ist jedenfalls, daß Christoph, als er im Frühjahr 1553 wieder nach Mecklenburg zurückkehrte, in Güstrow eine Plage für Lehrer und Genossen wurde und sein Präzeptor über die argen Ausschreitungen seines Zöglings, der ein Meister im Fluchen, Trinken und allen bösen Lüsten wäre, nicht genug klagen konnte. Johann Albrecht, der all sein Trachten darauf gerichtet hatte, seine jüngeren Brüder mit anderen Territorien auszustatten, um freie Hand in Mecklenburg zu bekommen, hatte dem wenig geratenen jungen Christoph 1554 das Bistum Ratzeburg verschafft. Da das durch Brandschatzung herabgekommene Stift zu geringwertig war, um als Ersatz für den Christoph zugemuteten Verzicht auf sein väterliches Erbteil gelten zu können, betrieb Johann Albrecht jetzt die Kandidatur auf das Erzstift Riga, und ruhte nicht eher, als bis er durch Bestechungen und Versprechungen auch unter der erzstiftischen Ritterschaft Anhänger ge-

wonnen hatte. Mit besonderem Wohlgefallen betrachtete man Christophs Kandidatur in Polen. König Sigismund II. August, der seit Witowt von Litauens Zeiten laut kaiserlicher Verfügung „Konservator und Protektor des Erzstifts“ war, und Herzog Albrecht von Preußen verständigten sich im Sommer 1555, und der König, dem die Beförderung bei der zweifellos eintretenden heftigen Opposition des Ordens gegen diesen Koadjutor ersehnten Anlaß zur Einmischung in die livländischen Verhältnisse geben mußte, versprach, Christophs Wahl mit aller Macht zu unterstützen. Vielleicht hoffte Polen auch auf Nachgiebigkeit des Ordens, dem eben damals durch drohende russische Rüstungen und die Tributansprüche, die der Zar erhob, eine furchtbare Gefahr von Osten her erwuchs.

Es hat noch einige Zeit gedauert, bis die Mutter des Prinzen nach langem Zögern die Erlaubnis zur Reise nach Livland gab und Christoph seine Verzichtleistung auf Mecklenburg unterſiegelte; im September 1555 ist der achtzehnjährige Fürst endlich aufgebrochen. Beschränkt in seinen Interessen, ohne Tatendrang und festen Ehrgeiz war der junge Prinz, dem lediglich die Aussicht, aus der Enge der Güstrower Schulzeit heraustreten und das Leben in vollen Zügen zu genießen, das livländische Abenteuer erwünscht erscheinen lassen mochte, wahrlich nicht der Mann, um unter den zerfahrenen in Livland herrschenden Verhältnissen sich eine Stellung zu schaffen. In Königsberg traf er mit dem preußischen Parteigänger Lohmüller zusammen, der die Seele der Praktiken war. Auf seinen Rat, den er nachher in Wilna persönlich mit Erfolg durchsetzte, sollte die Kandidatur, um ihr größeren Nachdruck zu verleihen, nicht vom Erzbischof ausgehen, sondern vom König von Polen, der als Konservator des Erzstiftes und als Mandatar vieler Fürsten Christophs Wahl empfehlen und den Orden auffordern sollte, ihr keine Hindernisse in den Weg zu legen. Im Dezember erschien der Unermüdliche persönlich in Livland; einen Monat vorher war auch Christoph in Kokenhusen eingetroffen, wo bald darauf Verhandlungen mit Kapitel und Ritterschaft stattfanden, um die Wahl zu sichern. Wilhelm, der sich persönlich vom Orden mißachtet fühlte, bemühte sich vergeblich, hier die Stände zu einer Aufhebung des Wolmarer Rezesses zu veranlassen. Sie willigten zwar in Christophs Wahl, die im Januar 1556 zu Lemsal vollzogen wurde, wichen der Rezeßfrage aber um so gefliſſentlicher aus, als der Ordensmeister Heinrich von Galen, der Nachfolger Johanns von der Recke, trotz alles Drängens von polnischer und anderer Seite auf dem Standpunkte beharrte, daß

allein der allgemeine livländische Landtag hierüber zu entscheiden habe. Mißgestimmt hatte Wilhelm in die Ausschreibung eines solchen auf den 1. März nach Wolmar eingewilligt, ihn nicht zu besuchen war er freilich fest entschlossen. Vielleicht hatte er damit so unrecht nicht; denn daß der Orden entschlossen war, allen Veränderungen im Lande mit den Waffen in der Hand zu begegnen, war offenkundig. War doch der Komtur von Dünaburg, Gotthard Kettler, bereits Anfang Februar nach Deutschland abgereist, um Truppen zu werben. Als sich die Stände zusammenfanden — nur der Erzbischof und der nicht anerkannte Koadjutor fehlten —, zeigte sich die feste Absicht, weder den erzbischöflichen noch den polnischen Wünschen, die ein königliches Schreiben sehr kategorisch formulierte, Rechnung zu tragen. Nach anfänglicher schroffer Ablehnung Christophs als Koadjutor erklärten sich die Stände zwar bereit, ihn zuzulassen, aber nur, wenn er 21 Artikel unterzeichne, die alles enthielten, was dem Orden genehm und nützlich war: der König von Polen sollte sich urkundlich dazu verpflichten, ein Reversal darüber erlangen, daß er sein Recht als Konservator nicht mehr zur Präsentation von Bischöfen und zur Beeinträchtigung der Wahlfreiheit mißbrauchen werde. Christoph dürfe ferner kein weiteres Stift erwerben, nicht heiraten, das Land nicht erblich machen; auch solle seine Erhebung zum Koadjutor nicht ein Präjudiz für die Zukunft sein, desgleichen der Wolmarer Rezeß in Kraft bleiben. Über das Notwendige ging es schon hinaus, daß der Erzbischof sein altes Ehrenvorrecht, sich Haupt der livländischen Lande zu nennen, aufgeben sollte. Solche Artikel anzunehmen, verboten dem Erzbischof sowohl Ehre wie politische Pläne. Er antwortete in einem die wesentlichen Punkte ablehnenden „Summarischen Bedenken“ — damit war der Bruch entschieden und der Ausbruch sofortigen Krieges wahrscheinlich geworden. In den Kreisen des Ordens glaubte man aber, daß der Meister, dessen Haupteigenschaft kraftvolle Konsequenz nicht war, nicht dazu imstande sein würde, die Aufgabe zu lösen; man beschloß daher, ihm eine jüngere Kraft als Koadjutor zur Seite zu stellen. Da Kettler der Werbungen wegen in Deutschland weilte, so kamen nur zwei Kandidaten in Frage: der Landmarschall Jasper von Münster und Wilhelm von Fürstenberg. Jener galt als ein eifriger Verfechter einer polenfreundlichen Politik, dieser, einst Komtur zu Dünaburg, als ausgesprochener Gegner Polens, gegen das sich bei ihm eine scharfe persönliche Abneigung herausgebildet hatte.

An und für sich entsprach ein Bündnis mit Polen bei der drohenden Russengefahr durchaus den livländischen Interessen, aber doch nur, wenn dasselbe zu gleichen Rechten bestand und nicht Livland in die Rolle eines Untergebenen gedrängt werden sollte. Jasper von Münster scheint von Beginn an diese Parität nicht für nötig gehalten zu haben und wesentlich von persönlichen Gesichtspunkten geleitet worden zu sein. Sagte man ihm doch nach, daß er den Plänen Wilhelms auf Säkularisation des Erzstifts günstig gestimmt sei, um für sich aus dem Ordensland ein weltliches Fürstentum unter polnischer Hoheit bilden zu können. Auf dem Wolmarer Landtag machte er aus seiner Hinneigung zu Polen kein Hehl, fand aber damit keinen Anklang. Mit Übergehung seiner Person wählte man vielmehr Fürstenberg, wenn auch in nicht ganz einwandfreier Weise, zum Koadjutor. Münster protestierte dagegen, da ihm als Landmarschall ein Anrecht darauf zustehe; darauf bezeichneten ihn seine Gegner offen als einen Verräter, der Livland polnisch machen wolle. Die entscheidenden Aktionen des Ordens wurden durch den inneren Konflikt nicht hinausgeschoben, da Fürstenberg überall Gehorsam fand und Münster, nirgends aufgenommen, erst beim Erzbischof in Kokenhusen, dann in Polen Zuflucht suchen mußte. Es half ihm nichts, daß er sich für seine politische Haltung auf die ausdrückliche Genehmigung des Kaisers berufen konnte; die antipolnische Fraktion des Ordens, gefestigt durch die erfolgreichen Werbungen Kettlers, behauptete die Oberhand. Schon im Februar wurden die vom Orden dank seiner musterhaften Finanzverwaltung ohne Mühe unterhaltenen Truppen auf 6000 Söldner geschätzt, die Kettler von seinen Werbeplätzen im Kleveschen, Schaumburgischen und Hamburgischen über Lübeck nach Livland geschickt hatte. Diesen bedeutenden Streitkräften gegenüber ruhte des Erzbischofs Hoffnung allein auf Hilfe von Preußen, Mecklenburg und Polen, denn auf seine eigenen Leute konnte er im Ernstfalle nicht rechnen. Es zeigte sich aber, daß auch die auswärtigen Bundesgenossen von tatkräftiger Unterstützung gegen den mächtigen Orden weit entfernt waren. Es mangelte ihnen an Geld und an Vertrauen zu ihrem Können; auch König Sigismund August, der Polenkönig, war nicht imstande, alles auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Der Orden war durch aufgefangene Briefschaften von allem unterrichtet, er wußte, daß der Erzbischof die Fremden dringend zur Intervention eingeladen hatte, er wußte, daß der Landmarschall im April dem Könige von Polen die Oberhoheit über Livland, dem als Erbschutzherrn die Bestätigung des

Meisters zustehen sollte, und ein ewiges Bündnis gegen Moskau angeboten hatte. Münster hatte hierbei die Anerkennung Christophs als Koadjutor verheißen und zugleich dem Herzog von Preußen den Rat gegeben, einige Kriegsjachten an der estländischen Küste kreuzen und einige Edelhöfe niederbrennen zu lassen, um die Harrisch-Wierischen an einer tatkräftigen Unterstützung des Meisters zu hindern. Allen diesen Machenschaften gegenüber war der Orden zu schneller Selbsthilfe entschlossen. Ein nach Wenden einberufener Landtag, dem das gravierende Material gegen Wilhelm und Christoph vorgelegt wurde, beschloß einmütig den Krieg. Ein allgemeines Landesaufgebot erging, und die gesamte Landstreitmacht wurde Fürstenberg unterstellt. Da zögerten auch die erzstiftischen Stände, die sich in Lemsal versammelt hatten, nicht mehr und gaben Wilhelm preis: am 13. Juni kündigten sie ihm den Eid auf, Riga schloß sich der Absage der Stände wegen Landfriedensbruchs durch den Erzbischof an. Sofort zeigte sich die ganze Ohnmacht des Erzbischofs, der jeden Widerstand aufgab und nur noch darauf bedacht war, Leib und Leben außerhalb Landes in Sicherheit zu bringen. Selbst entband er alle Untertanen ihres Eides und verzichtete zugunsten des Kapitels auf das Erzbistum. Aber auf seine Bitte, ihn und Christoph nun ziehen zu lassen, blieb er ohne Antwort. Sollte er heimlich entweichen? Er wagte es nicht, denn der Orden hielt strenge Grenzwache, und wessen sich dessen Gegner zu versehen hatten, bewies die Ermordung des polnischen Gesandten Kaspar Lantzki durch Knechte des Vogtes von Rositten und eines anderen Unterhändlers, des Stiftsvogtes Georg Taube, der im Juni erschossen wurde, als er sich in Salis zu Albrecht einschiffen wollte. So blieb er denn resigniert mit Christoph in Schloß Kokenhusen, vor dem die Ordenstruppen unter Fürstenberg, nachdem sie Ronneburg zur Übergabe gezwungen hatten, am 28. Juni erschienen. Christoph, von dem wir bisher wenig anderes gehört haben, als daß er seine Zeit in liederlicher Weise zubrachte und allen Versuchen, ihn zu Studien zu veranlassen, hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, so daß sein Hofprediger in schwerer Bekümmernis darüber an Johann Albrecht berichtete, begab sich ins Lager von Fürstenberg, wo er zwar gastfreundlich empfangen wurde, die erbetene Abreise nach Deutschland aber nicht zugestanden erhielt, es sei denn, daß er eine Kaution darüber ausstelle, daß weder er, noch das Haus Mecklenburg außer dem Rechtswege etwas Feindseliges gegen Livland unternehmen würden. Christoph lehnte das ab, worauf Fürstenberg erklärte, er müsse in diesem

Falle sich auf ein Schloß des Ordens begeben. Weit strenger ging man mit Erzbischof Wilhelm ins Gericht. Christoph, der auch für ihn verhandelte, konnte nicht mehr als die Zusage erhalten, Wilhelm werde in standesgemäßer Haft gehalten werden und dürfe einiges Gefolge und einiges Gerät mitnehmen. Auf Geheiß des Meisters begab sich der Koadjutor unter starker Bedeckung nach Schloß Wenden. Heinrich von Galen empfing ihn hier mit allen fürstlichen Ehren, aber das Land zu verlassen gestattete auch er ihm nicht. Galt er auch als unschuldig, so konnte er doch als Geisel dienen. Seine Freilassung erfolgte auch dann nicht; als er jene zu Kokenhusen abgelehnte Kautionsschrift und eine vom Domkapitel verlangte Verzichtleistung auf seine Würde unterzeichnet hatte; er mußte zufrieden sein, daß er Schloß Treiden, in dessen Gebiet ihm freie Bewegung erlaubt wurde, und die Einkünfte der erzbischöflichen Ämter Lemsal, Salis und Wainsel angewiesen erhielt. Minder gut erging es dem Erzbischof in Schloß Adsel, wohin man ihn gebracht hatte. Dem Versprechen, ihn in fürstlicher Haft zu halten, blieb man nicht getreu, er hatte vielmehr über harte Behandlung zu klagen, die erst eingestellt wurde, als sich ausländische hohe Herren sehr energisch beim Meister für ihn verwandten. Dieser konnte um so mehr hierin nachgeben, als der Orden auf der ganzen Linie einen vollständigen Sieg errungen hatte: Wilhelm und Christoph hatten selbst auf ihre Ämter und Würden verzichtet, der Orden das Erzstift in seine Verwaltung genommen. Die gefangenen Fürsten aber waren ein Pfand von unschätzbarem Wert in der Hand des Siegers, der entschlossen schien, auch Polen gegenüber nicht einen Schritt zurückzuweichen. Fürstenberg bezog zum Schutz der Grenze ein Lager bei Bauske, wo er wiederholt Zuzug erhielt, bereit, jeden Einfall energisch zurückzuweisen. Zu gleicher Zeit erhielt Georg Siberg von Wischlingen, der rigische Hauskomtur, den Befehl, nach Brüssel an das Hoflager Kaiser Karls V. zu reisen und dahin zu wirken, daß die Gegner des Ordens sich jeder Einmischung enthielten. Der Kaiser befahl denn auch die Einstellung aller Feindseligkeiten. Auf dem Reichstage kam die livländische Frage gleichfalls zur Verhandlung, und König Ferdinand setzte hier die Ernennung von Reichskommissarien durch, die einen Waffenstillstand und Freilassung der Gefangenen erwirken, dann aber den Frieden vermitteln sollten. Doch scheint man wenig hoffnungsvoll auf diese Reichsintervention geblickt zu haben, da man zugleich beschloß, eventuell Schiedsrichter in Vorschlag zu bringen, und zwar den Erz-

bischof von Köln, den Kurfürsten von Sachsen, die Bischöfe von Münster und Paderborn, die Herzöge von Jülich und Pommern und die Stadt Goslar. Währenddessen hatten die Herzöge von Pommern auch auf eigene Hand eine Aktion unternommen, waren aber vom erzürnten Meister wenig entgegenkommend behandelt worden. Sie waren froh, am 30. August einen Waffenstillstand vermitteln zu können und die Zusicherung zu erhalten, daß der Orden und die Stände die Friedensvermittelung des Königs von Dänemark, der Herzöge von Pommern und der Stadt Lübeck annehmen würden. Charakteristischerweise war hier weder von Preußen noch vom Könige von Polen die Rede, die den Anstand daher auch sofort verwarfen und ihm jede praktische Bedeutung nahmen. Immerhin gelang es, die Gefahr einer militärischen Intervention Polens — von Preußen und Mecklenburg war ja im Ernste nichts zu fürchten — für den Augenblick zu beschwören. Von Nikolaus Radziwill beeinflußt, der sein Ohr einer Gesandtschaft livländischer Edelleute lieh, deren Führer Melchior Fölckersahm war, erklärte der König, die Verhandlungen dem im September zusammentretenden polnischen Reichstage überlassen zu wollen. Damit war aber der Ausbruch eines Krieges jedenfalls bis zum Frühling 1537 verschoben, da an einen sofortigen Winterfeldzug doch nicht zu denken war. Bald danach erschienen auch dänische Gesandte und fanden den König zum Einlenken bereit.

In Livland nahmen die Verhandlungen einen sehr schleppenden Verlauf. Im November 1556 und zu Anfang wie im Frühjahr 1557 wurde auf Landtagen immer wieder beraten, bis am 10. März ein vorläufiger Vertrag zustande kam, dessen endgültige Gestalt von der Ratifikation durch den König von Preußen abhängig gemacht wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Orden, nachdem er seine militärische Superiorität so glänzend erwiesen hatte, mit großer Besonnenheit den Besiegten entgegenkam: er willigte in die Restitution des Erzbischofs und die Anerkennung Christophs unter der Bedingung, daß Wilhelm vier Wochen nach seiner Restitution die Regierung völlig an Christoph abtrete und sich auf die Schlösser Seßwegen, Schwaneburg, Pebalg und Smilten beschränke. Der Wolmarsche Rezeß sollte ferner in Kraft bleiben und Christoph versprechen, das Erzstift nie weltlich und erblich zu machen. Einen Ersatz für die durch den Krieg erlittenen Schäden brauche der Orden nicht zu zahlen, wohl aber sollte allgemeine Amnestie eintreten. Von Jasper Münster war gar nicht die Rede, da man seine Sache als eine innere Angelegenheit des Ordens betrachtete. Abhängig

gemacht wurde die Restitution von der polnisch-preußischen Ratifikation: erst nach dieser wollte der Meister die Untertanen des Erzstifts ihres ihm geleisteten Treueides entbinden. Daß bei allem Entgegenkommen der Vertrag für den Orden sehr günstig war, leuchtet ein: die Unabhängigkeit des Landes blieb gewahrt, das Einmischungsrecht der Konservatoren und anderer Fürsten war beseitigt, das Land vom mißliebigen Erzbischof befreit, an dessen Stelle ein unerfahrener, wenig gefährlicher, junger Fürst trat. Schweren Herzens haben Wilhelm und Christoph dem Traktat zugestimmt, gewiß in der Hoffnung, daß der König ihn nicht ratifizieren werde. In Ordenskreisen faßte man die Sachlage dagegen optimistischer auf und glaubte den Krieg glücklich vermieden zu haben. Man täuschte sich. Die polnischen, ununterbrochen betriebenen Rüstungen näherten sich damals ihrem Abschluß, und damit überwogen beim Könige kriegerische Stimmungen. Auch ohne Rücksicht auf das Drängen der deutschen Fürsten ließ er keinen Zweifel daran, daß er den Vertrag vom 10. März niemals anerkennen werde. Eine dänische Vermittelung scheiterte unter solchen Umständen völlig, und schon schien der Krieg unmittelbar bevor zu stehen, als im April 1557 Kaiser und Reich sich in letzter Stunde ins Mittel schlugen. Zwei kaiserliche und zwei pommersche Gesandte erschienen in Wilna und erlangten einen zehnwöchentlichen Aufschub zu erneuten Verhandlungen. Als sie sich zum Aufbruch nach Livland anschickten, war der alte Meister Heinrich von Galen soeben gestorben und Wilhelm von Fürstenberg sein Nachfolger geworden. Seine Lage war weit schwieriger als damals, wo er Koadjutor geworden war: er sah sich der gesamten Macht Polens gegenüber und wurde mehr denn je vom Zaren bedroht, der soeben mit Schweden Frieden geschlossen und nun die Hände gegen Livland frei hatte. So operierte der sonst so kühne, energische Mann jetzt mit so großer Vorsicht, daß Herzog Albrecht schreiben konnte, Fürstenberg sei ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers getreten, er stelle sich ganz als ein Lamm und Schaf, und sei demütiger denn je zuvor. Die kaiserlichen und pommerschen Gesandten trafen die livländischen Stände zu Wolmar versammelt, aber während man hier noch ratschlagte, ging der zehnwöchentliche Anstand zu Ende, und König Sigismund August brach am 9. Juli mit seinem Heere gegen Livland auf. Unter dem Druck dieser ernsten Nachricht gingen die Livländer von ihren bisherigen Forderungen nicht unerheblich ab: die ausdrückliche Anerkennung des Wolmarschen Rezesses wurde fallen gelassen, die bedingungslose Restitution beider Fürsten bewilligt;

nur die Bestimmung, daß Christoph das Stift weder weltlich noch erblich machen dürfe, ward aufrechterhalten. Doch die mit diesem Vertrage nach Polen abreisenden Ordensbevollmächtigten kamen nur bis Bauske, weiter zu gehen schien ihnen gefährlich oder wurde ihnen von den Polen verweigert. Zwischen ihnen und dem polnischen Kriegslager in Poswol, nahe der Grenze, gingen daher die kaiserlichen Gesandten verhandelnd hin und her. Immer höher steigerte der König seine Forderungen, unter denen sogar eine Kriegsentschädigung auftaucht, und Schritt für Schritt mußte der Orden nachgeben. Waren seine siebentausend Deutschen, sechs Fähnlein Ausländer und wenige tausend Bauern doch nicht imstande, der glänzenden polnischen Armee, deren Ausrüstung und auf 80000 Mann geschätzte Stärke allenthalben Bewunderung hervorrief, zu widerstehen. Warum die Macht des Ordens nicht größer war, vermögen wir nicht zu sagen, Tatsache ist, daß Fürstenberg, die drohende Gefahr erkennend, eilends die Stände nach Eckau in Kurland entbot. Erst am 31. August wurden die Ordensgesandten schließlich in Poswol zu Verhandlungen zugelassen, die nach sechs Tagen zum Abschluß gelangten. Am 5. September wurden dank der eifrigen Vermittelung der kaiserlichen Gesandten drei Verträge ratifiziert, die, obwohl sie scheinbar mit dem Orden sehr glimpflich umgingen, doch die Axt an die Wurzel livländischer Selbständigkeit legten. Erzbischof und Koadjutor wurden bedingungslos restituiert. Sonst blieb alles beim alten, wie es vor dem Kriege gewesen war. In bezug auf den Wolmarer Rezeß wurde nur bemerkt, daß Christoph dessen Beseitigung auf dem Rechtswege anheimgestellt sei. Den Landmarschall Jasper Münster ließ der König fallen, von ihm ist nicht die Rede. In dem zweiten Vertrage zwischen Orden und Polen war von jenen beengenden Verpflichtungen nichts enthalten, selbst die Kriegsentschädigung hatte Sigismund August fallen gelassen. Nur darauf bestand er, daß der Ordensmeister in Person im königlichen Feldlager den Frieden beschwören solle. Vergeblich war Fürstenbergs Weigerung, der stolze Meister mußte die Demütigung über sich ergehen lassen und am 13. September in Poswol einen körperlichen Eid auf die Verträge leisten, während der König den Eid nur durch seine Unterschrift vollzog. Von einem Fußfall des Meisters, den spätere Berichterstatter erzählen, wissen die gleichzeitigen Aufzeichnungen nichts, so daß er als zum mindesten sehr zweifelhaft angesehen werden muß.

Am 14. September wurde zu Poswol noch ein dritter, und zwar

der wichtigste Vertrag geschlossen, ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Livland und dem Großfürstentum Litauen gegen Moskau. „Wenn es zunächst unbegreiflich erscheint", — so sagt der neueste Darsteller dieser Epoche prägnant — „daß der König nach so gewaltigen Rüstungen das Schwert doch in der Scheide ruhen und Livland so leichten Kaufes davonkommen ließ, obwohl er mit Sicherheit auf einen großen Sieg rechnen durfte, so findet die polnische Politik ihre Erklärung eben darin, daß sie ihren Vorteil in einer ganz anderen Richtung suchte und fand. *Dieses Bündnis gab Livland schutz- und wehrlos dem Angriffe der Moskowiter preis.* Denn nicht nur bedeutete es an sich eine *Herausforderung des Zaren*, sondern auch einen *Vertragsbruch* der Livländer gegen ihn, die im Jahre 1554 einen fünfzehnjährigen Frieden mit ihm eingegangen waren und sich ausdrücklich verpflichtet hatten, mit dem Könige von Polen kein Bündnis zu schließen. Es konnte den Livländern wenig helfen und sie in den Augen des Zaren nicht rechtfertigen, daß ihre neuen Verpflichtungen gegen den König erst nach Ablauf der noch übrigen zwölf Jahre des Friedens mit Rußland in Kraft treten sollten. Wurden sie aber jetzt sofort von Rußland überzogen, so hatten sie die Hilfe Polens keineswegs sofort, sondern erst nach fünf Jahren zu erwarten, d. h. nach Ablauf des auch zwischen Litauen und Rußland bestehenden Vertragsverhältnisses. Da zudem über die Art und den Umfang der gegenseitigen Hilfe nichts bestimmt war, so brachte dieses Bündnis Livland nichts ein als die verdoppelte Feindschaft Rußlands und wies es ganz auf den guten Willen des Königs an, dessen tatsächliche Hilfe im Ernstfalle erst durch neue Konzessionen zu erkaufen war."

Wenige Monate nach dem Poswoler Frieden, der der stolzen Unabhängigkeit der livländischen Politik ein Ziel gesetzt hatte, brachen die Moskowiter ins Land. *Das Ende war gekommen!*

VIII.

Der große Russenkrieg und der Auseinanderfall der livländischen Konföderation.

„Es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären: indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg." Diese Worte Rankes, die sich in seiner französischen Geschichte finden, können als Motto über den Jahren stehen, die der Katastrophe vorangingen und die in dem Revaler Prediger Balthasar Russow einen Chronisten gefunden haben, der in düsteren Bußpredigten die Zerfahrenheit und Verkommenheit der langen Friedensjahre und das Elend des Zusammenbruchs geschildert hat. Und in der Tat, es sah schlimm genug aus im alten Livland, in dem die Reformation alle staatlichen Gebilde völlig zersetzt hatte. Der Prozeß der Auflösung war durch sie beschleunigt und die Kluft der Stände erweitert worden. Jedermanns Hand war wider jedermann, und unter allen kein einziger, der mit starkem Arm und klugem Sinn die zentrifugalen Kräfte zu zwingen vermochte. Erzbischof Wilhelms Ehrgeiz war gebrochen, sein Leib durch frühzeitige Krankheit siech, der Koadjutor Christoph ein liederlicher junger Fürst, ohne einen Hauch höheren Ehrgeizes; nicht besser war es mit den anderen Prälaten bestellt: Johann von Münchhausen, Bischof von Ösel, war ein bestechlicher, furchtsamer Mann, dem sein Bistum genau so viel wert war wie es ihm eintrug, der Bischof Hermann von Dorpat gab ihm nichts nach und erwies sich in der Stunde der Gefahr als ein charakterloser Schwächling, für den wie für seine Genossen nur noch Fragen des eigenen materiellen Vorteils Bedeutung besaßen. Nicht besser stand es um den Orden. Verschwunden war hier längst aller ideale Sinn, jedes höhere Streben; Genußsucht, Habgier, selbst unkriegerische Weichlichkeit hatten aus den

einst so gefürchteten Eisenrittern ein Zerrbild früherer Größe gemacht. Die Politik des Ordens hatte zwar die Tendenz der Herrschaft über die anderen Machthaber und Gruppen beibehalten, daß er sich aber von Grund aus umgestalten müsse, wenn er nicht untergehen wolle, diese Einsicht war nur wenigen gekommen. Wilhelm von Fürstenberg, der Meister, war gewiß ein wackerer, tapferer Mann, aber auf der Höhe stand auch er kaum. Klareren Auges betrachtete die polnische Partei im Orden die Situation. Sie verzweifelte an der Fähigkeit, mit eigener Kraft Moskau zurückwerfen zu können, und suchte Anschluß an Polen. Daß dieser Anschluß nur unter schweren Opfern, d. h. bei Aufgabe der livländischen Selbständigkeit zu haben sei, blieb den Polenfreunden nicht verborgen. Ihre Parole lautete daher, für sich selbst so viel herauszuschlagen, wie nur zu erreichen sei. Zwar waren sie durch Jasper Münsters Verrat zeitweilig zurückgeworfen worden, der Friede von Poswol aber hatte ihnen neue Kraft verliehen. Gotthard Kettler, einst Komtur von Dünaburg, dann für den Orden als Werber in Deutschland tätig, war schon bei Fürstenbergs Wahl zum Koadjutor als Rivale genannt worden; jetzt, nach dem Verhängnis von Poswol, war er das anerkannte Haupt der polnischen Partei im Orden. Klug und verschlagen, ohne Glauben an die Zukunft des Ordens, ging sein ganzes Sinnen darauf hinaus, bei dem bevorstehenden Abbruch des Gebäudes möglichst viel für sich persönlich zu erwerben. Ja, er hat, als er erkannte, daß Polen zögerte, die erhoffte Hilfe zu leisten, nicht gezaudert, alles, was an ihm lag, zu tun, um die Verhältnisse zu verschlechtern, um durch das Hereinbrechen der Katastrophe Polen zu zwingen, Hand in Hand mit ihm die Neugestaltung auf den Trümmern vorzunehmen. Im übrigen zeigt sein Bild auch einige sympathische Züge: eine aufrichtige evangelische Gesinnung und einen sittlichen Lebenswandel, wie er damals auch im Orden leider selten genug war. Doch schon hatte der Orden allein nicht die Entscheidung zu fällen.

Mächtig zugenommen hatte in der vorhergehenden Periode Ansehen und Einfluß der Ritterschaften, die auf den Landtagen oft die ausschlaggebende Stimme hatten. Aber auch bei ihnen war es der Standesegoismus, der ihrem Handeln zur Richtschnur diente. Begünstigt wurde dieses politisch-wirtschaftliche Emporkommen, dessen einzelne Phasen schon früher dargestellt worden sind, durch den ökonomischen Prozeß der Ausbildung der Gutsherrschaft, d. h. der Vereinigung von Gutsbesitz, Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Erbherrschaft. Eine reiche

landwirtschaftliche Tätigkeit war dem 15. und 16. Jahrhundert eigen. Ritterhöfe wurden neu gegründet, entweder durch Erbteilungen oder durch Erhebung früher unselbständiger Höfe. Wir hören einmal von der Versetzung eines ganzen Dorfes, wobei die Dorffelder zur Hofmark geschlagen und das Dorf auf Neuland angesiedelt wird, dann wieder von der Verlegung eines Hofes auf anderen, wohl besseren Boden. Auch Tagelöhner tauchen auf. Der Chronist Russow berichtet im Zusammenhang mit der starken Zunahme des ritterlichen landwirtschaftlichen Eigenbetriebes am Anfang des 16. Jahrhunderts über ein rasches Anwachsen des Luxus und Reichtums in allen Ständen.

Auch dem Bauern erging es, obwohl die Leibeigenschaft sich immer entschiedener ausbildete, damals wohl. „Dieweil der guten, faulen Tage zu der Zeit in Livland" — schreibt der Chronist Russow — „weder Maß noch Ende gewesen, so ist auch deswegen nicht wenig jährlich draufgegangen. Und wiewohl Livland an allerlei Korn ganz fruchtbar ist und man da auch allezeit mehr Gerste als Roggen ausgesät und eingeerntet hat, so konnte man doch alle Jahre viele tausend Last Roggen ohne einige Teuerung aus dem Lande schaffen und entbehren, aber nicht eine Last Malz oder Gerste, denn die wurde daselbst verbraucht, denn mancher Edelmann hat über zwanzig Last Malzes jährlich in seinem Hof verzehrt. ... Und in anderen Höfen ist solch ein Freihof gewesen, daß man schier alle Wochen ein großes Rind samt vielen Schafen, Lämmern, Hühnern und Gänsen geschlachtet hat und die Braupfanne oder der Kessel das ganze Jahr nimmer von der Feuerstätte gekommen. Solchen Hof haben viele vom Adel, die etwa achtzig oder hundert Bauern hatten, gehalten. Auf der Ordensherren Häusern aber, die was mehr einzunehmen hatten, ging es viel gewaltiger im Schwange." Und an anderer Stelle: „Des Sommers aber ist man wieder fleißig auf allen Kirchmessen gewesen, wo der eine Nachbar, Schwager und Freund auf des andern Kirchmesse sich getreulich finden ließ. Und gegen die Kirchmesse haben sich alle Bauern und Freien des Kirchspiels mit gutem Bier versorgt, und es war eine nicht geringe Schande, wenn auch der ärmste Bauer gegen die Kirchmesse nicht Bier gebraut hatte."

Zwar hatte es an Rückschlägen nicht gefehlt; so hatten Pest und Kriege in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts den Ackerbau schwer geschädigt. Wucher und Aufkäuferei umherziehender Kaufleute werden klagend erwähnt, ja sogar ein vorübergehendes Zurückgehen von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft läßt sich beobachten. Ausdrücklich

wird gestattet, die Schuld „mit Korn tho bezahlen, gelick dem Gelde". Plettenberg schuf auch hier wieder Wandel. Die den Russenkriegen folgende Friedenszeit half der Landwirtschaft mächtig auf, wofür u. a. unzweideutig der Rückgang des sonst sehr verbreiteten Entlaufens der Bauern spricht: neue Läuflingsordnungen erscheinen damals selten, ein Bedürfnis nach ihnen lag also offenbar nicht vor. Tatsache ist ferner, daß in den Friedensjahren des 16. Jahrhunderts die livländischen Staaten wiederum einen großen Schritt vorwärts zur Geldwirtschaft gemacht haben. Die Getreidepreise standen trotz der guten Ernten und des erweiterten Verkehrs höher denn je, häufig werden livländische Goldmünzen erwähnt, und Russow hebt ausdrücklich hervor, daß bei den Bauern ein Wohlstand unverkennbar war.

Den Prozeß zur Leibeigenschaft vermochte dieser materielle Wohlstand freilich nicht aufzuhalten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts begonnen, kam er jetzt zu völliger Ausbildung. Er trat an die Stelle der milden Erbuntertänigkeit und machte die Person zur Sache: der Bauer war fortan nicht nur an die Scholle gebunden, er konnte von ihr auch willkürlich entfernt werden, er hatte jedes Anrecht auf Grund und Boden verloren und konnte von seinem Erbherrn auch ohne Land in jeder Form veräußert werden: durch Vererbung, Schenkung, Tausch und Kauf. Allerdings scheint der kurländische Bauer die strengste Form der Leibeigenschaft nie erreicht zu haben: er konnte bewegliches Eigentum besitzen und war nur einer beschränkten Kriminalgerichtsbarkeit seines Erbherrn unterworfen. Diese relative Milde bewirkte gewiß mit, daß der materielle Zustand der Bauern zu der Höhe gedieh, von der Russows Bericht Kunde gibt. Bauernfreundliche Bestrebungen lassen sich denn auch im 16. Jahrhundert sowohl bei Landesherren als auch bei Rittergutsherren nachweisen. Zwar werden oft genug an ihre Herren verschuldete Bauern erwähnt, doch ist das natürlich, da schuldenfreie Untertanen damals kaum irgendwo vorkamen, zumal sich der Erbuntertan einen gewissen Grad von wirtschaftlichem Leichtsinn schon durch seine Beziehungen zum Erbherrn aneignen mußte, dessen Beistand ihm in Zeiten der Not sicher war. Denn da die bäuerliche Arbeitskraft für den Gutsherrn ein zinstragendes Kapital darstellte, mußte letzterer ihm durch Hilfeleistung in Zeiten der Not die weitere Arbeit überhaupt möglich machen. So wollte es sein eigenes Interesse. Daß dem Bauern aber auch nach Abzug der Abgaben und des eigenen Lebensunterhalts ein Teil seiner Produkte zum Verkauf übrigblieb, steht fest.

In den livländischen Städten sah es in politischer Hinsicht nicht besser aus als auf dem Lande. Wohl zeigte hier der Partikularismus nicht ganz jene nackten Formen wie bei den anderen Ständen, wohl lebte hier wenigstens noch ein Rest alten Bürgersinnes, aber Luxus und Üppigkeit untergruben auch hier die beste Kraft und hemmten jeden weiten Gedankenflug. Engherzig haben sich auch Rigas und Revals Bürger in der Stunde der größten Gefahr gezeigt: während das Land in Trümmer sank, weigerte man verhärtet selbst das Nötigste zu gemeinsamer Rüstung. Besonders ausgeprägt war die Abneigung gegen den Adel, die in Reval, dessen Nachbarn die stolzen Harrisch-Wierischen waren, im 16. Jahrhundert zu einem erbitterten Ausbruch führte, der viel von sich reden machte und ernste Folgen zeitigte. „Anno 1535, den 7. im Mai", so berichtet ein Schreiben des Revaler Rates, „da ward der ehrbare Johann Üxküll vom Riesenberge mit dem Schwerte hingerichtet; der hatte seinen Bauern erst aufgezogen und schwer gegeißelt, und dann in den Stock geschlagen und zwei Nächte in der schweren Kälte im Stock gehalten, daß ihm die Füße erfroren; dann nahm er eine Hallige Holzes und schlug ihm unter die erfrorenen Füße, danach auch auf den Kopf, so daß der Mensch vom Leben zum Tode kam. Das hat er so bekannt vor den Vögten und vor den besitzlichen Bürgern ... Des erschlagenen Bauern Freunde hatten ihm das Geleit gesperrt und er kam darüber in die Stadt und ward beklagt von des Bauern Freunden; er bekannte ungepeinigt, daß er es so begangen, wie gemeldet, und bot großes Geld, daß er davonkäme, den Siechen im Dorf und alle Zeit seines Lebens eine Last Roggen und der Stadt tausend Mark. Das konnte das Recht nicht leiden, man mußte dem Reichen als dem Armen tun. Gott gnade seiner Seele!" Das Unerhörte geschah: der Rat ließ zwischen zwei Toren ein Schafott aufrichten, um vor Befreiungsversuchen, die Üxkülls Genossen planten, sicher zu sein, und die Hinrichtung vollziehen. Ein Schrei der Wut ging durch den ganzen Adel, der Rache für den „Mord" forderte, die Sippe sagte der Stadt Fehde an, und einer aus ihr, Konrad Üxküll aus dem Hause Fickel, verheerte ihr Gebiet und wandte sich klagend an Gustav Wasa von Schweden. Als er 1537 überwältigt und vom Ordensmeister außer Landes gewiesen wurde, ging er nach Norddeutschland, wo er als Wegelagerer großen Stils sein Wesen im Lübischen und Rostockschen trieb, wurde abermals gefangen und erst 1552 freigelassen, nachdem er Urfehde geschworen und samt seiner Sippe

mit Reval Frieden geschlossen hatte. Kaum aber war er frei, so setzte er sein frevles Spiel von neuem fort, zog als Landsknecht nach Holland und Frankreich, bis er, sich wieder nach Norddeutschland zurückwendend, auf Betrieb des Königs von Dänemark ermordet wurde.

Ein Jahr nach der Hinrichtung Johann Üxkülls ereignete sich in Reval ein anderer Vorfall, der bewies, wie gereizt die Stimmung geworden war. Als der Ordensmeister Hermann von Brüggeney im Februar 1536 seinen Einritt hielt und im Rathaus seine festliche Bewirtung stattfand, unternahmen auf dem Marktplatz ein Edelmann und ein Kaufmann ihm zu Ehren ein Turnier, wobei jener aus dem Sattel gestochen wurde. Das gab das Signal zu einem furchtbaren Tumult; vergebens gebot der Meister Ruhe, indem er seinen Hut und Brot vom Tische unter das Volk warf, erst der Bürgermeister Thomas Begesack, „ein ansehnlicher Mann", stillte die Bewegung. Aber der Stachel blieb zurück, und das alte Wort mochte den Edelleuten wieder auf die Lippen treten:

„Wy wollen den borger up de Koppe slan,
dat blot schall up den straten stan!"

Wie sehr Standesdünkel und Egoismus im Schwange waren, das illustriert auch das tragische Schicksal der Barbara Tiesenhausen, das das ganze Land auf Jahre hin durchzitterte. Auf einer der für jene Zeit typischen Adelseinigungen waren 1543 unter anderem barbarische Festsetzungen zum Schutze der adeligen Familien gegen Mesalliancen beschlossen worden. „Wenn eine adelige Wittibe einem ‚schlichten Gesellen' die Hand zur Ehe reiche, solle dies dem Ehebruche gleichgeachtet werden, ihr Vermögen solle konfisziert, sie selbst aus der Sippe ausgeschlossen werden. So aber ein schlichter Knecht eine Jungfrau vom Adel mit Gelübde zur Ehe beredet, da sollen sie beiderseits geschmächtigt werden." Nun war im Jahre 1553 in Ringen ein junger Kaufmann Franz Bonnius in Dienst, der sich mit einem Edelfräulein, Barbara von Tiesenhausen, verlobte und mit ihr entfloh. Die mächtige Familie schwur, die Schmach furchtbar zu rächen. Man jagte den Flüchtlingen nach, der Ordensmeister ließ nach ihnen fahnden, der Rat von Riga erhielt Auftrag, sie zu greifen, wo er sie fände. Barbara fiel in der erbitterten Verfolger Hände, vor ein Familiengericht gestellt, wurde sie zum Tode verurteilt und erhängt. Bonnius, der sich zu retten vermocht hatte, schwur den Tiesenhausens Fehde bis aufs Messer: „mit Feuer und Schwert wolle er sie verfolgen, mit eigener Hand

und mit Helfershelfern". Aus Riga, wo er sich insgeheim aufgehalten hatte, entwich er nach Kurland, wo die Nähe Litauens ihm bald verzweifelte Existenzen in Fülle zuführte, mit denen er in großem Stil zu freibeutern begann. Im Januar 1556 stand er zum Schrecken aller mit starker Truppe bei Memel, und als dann der große Russenkrieg ausbrach, überall Bandenführer entstanden, die die Schwerter der Heimatlosen um sich sammelten, wurde aus dem Rächer und Räuber ein mächtiger Parteiführer.

* * *

Der Gegensatz zwischen Moskau und dem deutschen Ordensstaate in Livland war so alt wie die Geschichte beider Staaten. Das Expansionsbedürfnis der Russen, ihr Streben, an der Ostsee Fuß zu fassen und mit dem europäischen Westen in direkte Verbindung zu treten, war zu Ausgang des 12. Jahrhunderts durch das Erscheinen der Deutschen in Livland zurückgedrängt, dann durch das mongolische Joch auf lange Zeit hindurch zu völligem Stillstand gebracht worden, bis mit dem Emporkommen Moskaus und dem Zurückwerfen der Mongolen die Kräfte der aufstrebenden russischen Macht von neuem frei wurden, um sich dem Westen zuzuwenden. Daß der Ordensstaat diesen Strebungen bewaffneten Widerstand entgegenstellen würde, war in Moskau natürlich kein Geheimnis. Als Plettenberg den Versuch unter Iwan III. zurückwies, hatten die vorsichtigen Moskowiter allerdings ihre offensiven Absichten auf ein halbes Jahrhundert zurückgestellt. Erst als Iwan IV. des Khanats Kasan Herr geworden war, schien ihm auch der Augenblick zur Aufnahme der Eroberung von Livland gekommen.

Nichts hatten die Russen in der langen Zeit scheinbarer Ruhe so sehr gefürchtet, wie ein engeres Zusammengehen von Livland mit dem zweiten natürlichen Gegner Moskaus: der polnisch-litauischen Macht. In allen russisch-livländischen Verträgen tritt daher immer das Verbot eines Bündnisses Livlands mit Polen-Litauen auf, so daß die 1557 erzwungene Allianz zu Poswol einen Schlag ins Gesicht Moskaus bedeuten mußte. Doch schon bevor durch sie die Katastrophe heraufbeschworen wurde, war Iwan IV. bemüht, eine kriegerische Wendung herbeizuführen, mit Forderungen hervorzutreten, die über seine Absichten füglich keinen Zweifel mehr hätten aufkommen lassen dürfen. Es war keine Frage, der Zar hegte einen tiefen Groll gegen die Livländer. Er beschuldigte sie, russische Kirchen geschlossen, russische Kaufleute belästigt,

ja selbst ihr Leben angetastet zu haben. Er mochte in manchem Punkte so unrecht nicht haben. Hatten die livländischen Städte doch den Handel den Russen in gleicher Weise wie den deutschen Kaufleuten gegenüber auf alle Weise monopolisiert, ja selbst den Versuch, Kleinhandel zu treiben, unterdrückt. Ein anderer Stein des Anstoßes in Moskau war die wiederholte Verweigerung des freien Passes nach Rußland. Es war die Furcht, daß der mächtige Moskowiter durch den Zuzug fremder, abendländischer Handwerker und Künstler Livland noch gefährlicher werden könne, die zum Verbot des Durchzugs nach Moskau geführt hatte. Als 1541 mit Genehmigung des Kaisers Hans Schlitte eine große Anzahl von Handwerkern, Büchsenmeistern und Gelehrten für den Zaren geworben hatte, sperrten die Livländer die Grenze und zögerten nicht, einen von ihnen, der sich durchzuschleichen versuchte, enthaupten zu lassen. Als der Zufall es wollte, daß der Rat von Reval einen russischen Kaufmann wegen eines widernatürlichen Verbrechens hinrichten ließ, kannte Iwans Zorn keine Grenzen. In Livland hielt man es daher für gut, ihn durch eine Gesandtschaft, die 1554 nach Moskau aufbrach, zu besänftigen. Aber es kam ganz anders, als sie gedacht hatten. Mit Beiseitelassung der beiden Fragen wegen Handel und freiem Paß erhob der zarische Kanzler Adaschew plötzlich die unerhörte Forderung eines Zinses vom Bistum Dorpat: seit 210 Jahren sei dieser Glaubenszins, ließ er sich vernehmen, nicht bezahlt, aber noch vor 82 Jahren in einem Traktat als zu Recht bestehend ausdrücklich anerkannt worden, und zwar sei von ihm jeder Mann aus dem Stifte zu einer jährlichen Zahlung von einer Mark verpflichtet. Mit Mühe erreichten die Gesandten einen Aufschub, um beim Bischof in Dorpat Erkundigungen einziehen zu können. Hier wußte man vom „Glaubenszins" nichts Bestimmtes. Offenbar handelte es sich um den Tribut, den die Bauern im Neuhausenschen Gebiet ins Pleskausche für ihre auf dortigem Boden befindlichen Honigbäume bezahlt hatten. Nach langem Schwanken entschlossen sich die Dorpater endlich mit Zustimmung des Meisters zu dem Schlimmsten, was geschehen konnte: dem verhängnisvollen Mittelweg, eine Untersuchung einzuleiten und das Resultat vorläufig abzuwarten. Aber damit war Adaschew nicht gedient, und unter seinem Drucke unterzeichneten die Gesandten einen Vertrag, in dem sie versprachen, innerhalb dreier Jahre für ein halbes Jahrhundert nachzuzahlen, wofür ihnen ein weiterer Friede für fünfzehn Jahre zugestanden wurde. Der Meister und der Erzbischof haben diesen

Vertrag, als russische Gesandte deshalb in Land kamen, auch ratifiziert, in Dorpat aber tat man noch immer, als ob man an den Ernst nicht glaubte, und griff, als die drei Jahre 1557 um waren, abermals zum Auskunftsmittel einer Legation an den Zaren, die mit leeren Händen — einen Monat nach dem Poswoler Frieden! — nach Moskau aufbrach. Hier begann ein langes Feilschen um die Höhe der Zahlung; als sich aber herausstellte, daß die Gesandten gar nichts mitgebracht hatten, wurden sie mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt — einen Monat darauf, am 22. Januar 1558, brachen die russischen und tatarischen Horden in Livland ein!

Die festen Plätze anzugreifen, vermieden sie nach Möglichkeit, aber das Land zur Wüste zu machen, verstanden sie wie kein anderer, so daß sie Entsetzen und starres Grauen vor sich her verbreiteten. Sehr anschaulich schildert der rigische Sekretär Joh. Schmiedt in seiner zeitgenössischen Chronik den Eindruck, den die „Tatern" im Lande machten. Er rühmt vor allem ihre Bedürfnislosigkeit: „Hinter sich auf dem Pferde führen sie ein Säcklein mit Mehl, wann sie sich und ihre Pferde füttern wollen, so brauchen sie nur Wasser dazu — es ist ihnen genug, wenn sie sich und ihren Rossen ‚Küchlein und wasserbrei' machen können. Als weiteren Proviant führen sie wohl auch kleine, hartgebackene Brötchen, viereckig wie Würfel, mit sich. Auch die schweren Eisenrüstungen kennen sie nicht, sondern nur zum Kampf rüsten sie sich mit Panzern und durchnähten dicken Kleidern. Ihre Bewaffnung besteht aus ‚Flitzbogen', in deren Gebrauch sie große Fähigkeiten besitzen, ferner aus Beilen mit langen Stielen, die ihnen gleich einem Streitkolben an langen Riemen um den Arm hängen, ‚damit können sie ganz geschwinde von sich hawen'. Im Notfall greifen die Moskowiter auch zum schweren Säbel, aber dessen Größe macht den Gebrauch selten. Unter großem Geschrei und indem sie sich auf ihren Rossen aufrichten, brechen sie gegen den Feind vor, aber eine Schlacht selbst vermeiden sie: leichtfertig und geschwind denken sie nur auf hinterlistige Praktiken: ‚so führen sie', schließt diese Beschreibung, ‚auch eine seltzame rüstunge bei sich: ist wie sunst ein fischangel oder hake. Damit holen sie die leuthe zu sich, die sie gefangen mit weckfuhren, schlagen es ihnen in den leib, führen sie damit immer furt, des sie ihnen nit sollen entkohmen'."

„Gar tyrannisch", berichtet ein anderer Zeitgenosse, Salomon Henning, Kettlers Sekretarius, habe insonderlich der Tatarenkaiser

(Tschig-Allei) gewütet: „Denn er schwangere Frauen voneinander gehauen und junge Kindlein an die Zaunstecken gespießt, alte und junge Leute niedergeworfen, sie in den Seiten aufgeschnitten, Büchsenpulver dareingestreut und die armen Leute ohne einiges Erbarmen auseinandergesprengt. Item Unzähligen die Halsknochen an der Gurgel entzwei gehauen und sie so mit halb abgehauenen Halsen liegen lassen, bis sie mit großer Angst und Schmerzen in ihrem Blute erstücket. . . . Sie haben ihrer auch viele mit fettem Kienholz gespicket, gebunden und zu Tode verbrennen lassen. . . . Summa, wer kann vor Herzeleid alle Grausamkeit desselben tatarischen Wüterichs erzählen!" Ja, das Ungeheuerliche steht fest, daß die Tataren Menschenfleisch aßen und von ihnen ein förmlicher Handel mit eingesalzenem Menschenfleisch getrieben wurde.

Vorsichtig tastend war erst ihr Vormarsch. Die Furcht vor den Eisenrittern war noch lebendig, so daß Iwan befohlen hatte, „so sein Kriegsoberster vornehmen würde, daß der Meister in Gegenwehr und Ausrüstung zu Felde wäre, so sollten sie anhalten und nicht fortrücken: so wollte er den verhandelten Beifrieden vollziehen und befestigen. So aber Livland in Sicherheit und keiner Ausrüstung wäre, so sollten seine Kriegsleute weiterziehen und ihr Glück versuchen".

Unbegreiflicherweise waren die Livländer völlig unvorbereitet. In Vergnügungen und Schwelgerei dachte das politisch und moralisch verkommene Geschlecht nur an den Augenblick und wiegte sich in träger Vertrauensseligkeit. „Zu derselben Zeit", so berichtet der Revaler Chronist Balthasar Russow, „hat einer vom Adel und ein sehr vornehmer Ratsverwandter in Reval Köste (Hochzeit) gehalten, zu welcher Köste der ganze Adel aus allen estnischen Landen und auch viele aus dem Stift Riga samt vielen Ordensherren verschrieben gewesen. Es sollte solch eine prächtige, stattliche und fröhliche Köste sein, daß Kindeskind derselben Köste gedenken sollte. Als sie nun gemeinet haben, die Köste stattlich und in allen Freuden zu vollendigen, kommt alsobald böse Zeitung vom Russen, wie er mit gewaltiger Heeresmacht ins Land gefallen ist. Wiewohl Betrübnis vorhanden war, so wurde dieselbe Hochzeit dennoch nach dem Alten gehalten und vollbracht." Ein typischer Zug! Nur Fürstenberg, der damals im Fellinschen stand, hatte das Unheil kommen sehen und Stadt und Land zu Rüstungen und Gebet ermahnt. Die anderen aber packte kopflose Angst und wilde Verzweiflung. Vom Meister erwarteten sie Hilfe, selbst Hand anzulegen

für die Allgemeinheit, daran dachte niemand. Als Fürstenbergs Eilboten die Lässigen anspornten, begegneten sie allenthalben Ausflüchten und blasser Furcht. Selbst unter den Gebietigern gab es Feiglinge und Halbe: der eine entschuldigte sich mit Krankheit, dem andern fehlte die Ausrüstung. Erzbischof Wilhelm, begierig dem Orden frühere Unbill heimzuzahlen, „welches ihm noch im Koppe stak", weigerte sich, seine Mannen ins Feld zu rufen, der Bischof von Ösel schützte Furcht vor schwedischem Einfall vor. Aber auch die Ritterschaften blieben, ihre frühere Tapferkeit vergessend, taub gegen die Mahnungen des Meisters. Es war so, wie im folgenden Jahre ein russischer Bojar gesagt hat: „Man wisse nicht, wie man es den Deutschen recht machen sollte. Im Sommer sei es ihnen zum Kriege zu warm, dann wollten sie in ihrer Rüstung verschmelzen; im Winter wäre es ihnen wieder zu kalt, dann müßten sie Federbetten, Wein, Bier und große Nachfuhr haben."

Kein Wunder, daß solch einem entnervten Geschlechte die Fähigkeit zu entschlossenem Widerstande völlig verloren gegangen war. Der Orden aber, der militärisch noch immer in Betracht kam, wenngleich das Schwergewicht auf den geworbenen Söldnern lag, war durch den Zwiespalt der Fürstenbergischen Partei und der zu Polen neigenden Kettlerschen Gruppe in energischem Tun gehindert.

Die ersten Mißerfolge im Felde, die feige Flucht in die Städte und die Zerfahrenheit der Lande auf dem im März zu Wolmar tagenden Landtage, wo man beschloß, mit 60 000 Talern den Frieden von Iwan zu erkaufen — als ob dieser so leichten Kaufes noch zu erlangen war! —, die im Mai erfolgte Eroberung Narwas, dieser „freien Stadt, und eines der schönsten Schlösser deutscher Christenheit," erschütterten zudem Fürstenbergs Stellung. Schmählich rettete sich hier der Ordensvogt Ernst von Schnellenberg, feige verließen die Ordensgebietiger die Schlösser Ryschlott, Tolsburg, Wesenberg. Weißenstein, das, obwohl gut versorgt, der Ordensvogt Bernhard von Schmerten aufgab, wurde nur dadurch gerettet, daß der hochgesinnte Ordensritter Kaspar von Oldenbökum es besetzte und mit geringer Mannschaft gegen alle Angriffe verteidigte. Vergebens mühte sich der wackere Meister, mit seinen geringen Kräften das Geschick zu wenden. Nur wenige Gebietiger, so der mutige Komtur der Marienburg, Philipp Schall von Bell, der finstere Komtur von Doblen, Thieß von der Recke, der Dompropst von Kurland, Ulrich von Behr, ein Teil der dörptschen Stiftsvasallen und eine Schar Ordensknechte und Reiter unter Fürstenbergs Reiterobrist

Heinrich von Melschede, folgten ihm, als er zum Entsatz des mächtigen Grenzschlosses Neuhausen aufbrach, wo der tapfere Jürgen Üxküll sich gegen eine riesige Übermacht heldenmütig verteidigte. Aber turmhoch erhob sich gegen sein Wollen Verrat, Furcht und Schwäche. Die von ihm aufgebotenen Vasallen von Estland, die dem Feinde vor Neuhausen in den Rücken fallen sollten, weigerten sich, die in Dorpat tagenden Stände konnten sich über wirksame Hilfe nicht einigen, obwohl der Dorpater Bürgermeister Tönnis Tyle in flammender Rede sie zu mannhafter Tat aufrief, ja schon zeigten sich Spuren von Verrat, indem der soeben aus Moskau heimgekehrte Gesandte des Bischofs von Dorpat, dem der Boden in seiner Bischofsstadt längst zu heiß geworden war, Luftfer, Neuhausen den Russen in die Hände zu spielen versuchte. Auf die Folter gespannt, machte er Aussagen, die erhebliche Zweifel an der Treue seines Herrn aufkommen lassen konnten. Vergebens harrte der Meister im Lager zu Kirrumpäh auf den Zuzug der Livländer, weder die Knechte aus Riga noch aus Reval kamen, vergebens wartete er auf Hilfe von der Hanse, sie blieb aus, und so mußte am 30. Juni Schloß Neuhausen kapitulieren. Dörptische Kaufleute hatten im Solde der Russen die Söldner zur Meuterei verführt — mit Mühe rettete Jürgen Üxküll sein Leben ins Ordensheer, das entmutigt und in halber Auflösung, vom Feinde hart bedrängt, auf dem Rückzuge in Walk anlangte. Hier vollzog sich nun in der nächsten Zeit bereits ein Wechsel in der Leitung des Ordens. Den Polenfreunden glückte es, Fürstenberg zu stürzen, indem sie ihm Gotthard Kettler als Koadjutor zu Seite setzten. Es war das der erste Erfolg jener landesverräterischen Politik inmitten des Ordens selbst, die den besten Mann des ganzen Landes in der Stunde der höchsten Gefahr von seinem Amte entfernte, das Resultat einer niederträchtigen, fein angelegten Intrigue. Wir besitzen Fürstenbergs eigenes Zeugnis, in dem er nachdrücklich betont, daß er durch Kettler zu Fall gebracht worden ist, der früh danach getrachtet habe, „wie er uns aus dem Regiment bringen und an sich die Regierung bringen möchte“. Durch List habe er die Anhänger des Meisters zu trennen gewußt und hierdurch bewirkt, daß Neuhausen „mit Schande, Schimpf und Spott“ verloren gegangen sei. „Zu Walke habe er Kettler auf unser[illegible]mes Anhalten seiner Anhänger zu unserem Koadjutor wider Unheil [illegible] Willen annehmen und also folgendes Tages mit weinenden ermahnt. [illegible]s dem Feld reiten müssen.“ Dem Namen nach blieb er noch

zweiflung.

das Haupt des Ordens, aber mit Erfolg tätig zu sein, war ihm weniger denn je möglich.

Unterdessen ging das Verderben seinen Gang weiter. Zehn Tage nach der Wahl in Walk fiel Dorpat in des Gegners Hand. Die Zeitgenossen haben den jämmerlichen Bischof Hermann des Landesverrats geziehen. Vielleicht hat er in der Tat verräterische Sonderverbindungen mit dem Zaren angeknüpft, vielleicht war es nur eine an Verrat grenzende Schwachherzigkeit, die jede Verteidigung verschmäht hatte. Tatsache ist, daß er freien Abzug nach dem reichen Kloster Falkenau erhielt, während die Stadt, der der Wojewode Schuiski Respektierung ihrer Freiheiten versprochen hatte, am 19. Juli kapitulierte. Gehalten haben freilich die Moskowiter ihre Versprechungen in keinem Stück, auch dem hochbetagten Prälaten gegenüber nicht, der Mitte August Befehl erhielt, zu persönlicher Verantwortung nach Moskau abzureisen, von wo er nicht wieder in die alte Heimat zurückgekehrt ist.

Dem Falle Dorpats folgte die schimpfliche Preisgabe der Ordensburgen Oberpahlen und Lais, Wesenberg und Ringen, Kawelecht u. a., langsam wälzte sich das russische Heer unter Schuiski auf Reval zu. Fürstenberg war der erste, der die alte Spannkraft wiedergewann. Dorpat wiederzugewinnen, spannte er alle Kräfte an und brachte ein Heer zusammen, wie es Livland seit langem nicht mehr gesehen hatte. Es soll 7000 Knechte, 2000 Reiter und 10000 bewaffnete Bauern umfaßt haben. Aber nicht er, sodann Gotthard Kettler erhielt den Oberbefehl. Der Anfang der aufgenommenen Kämpfe schien Erfolg zu versprechen: der Tapferkeit des Dompropstes der erzbischöflichen Ritterschaft, Friedrich von Fölckersahm, gelang es Schloß Ringen zurückzuerobern. Bei Terrafer glückte ein weiterer Anfall: das Ordensheer zersprengte ein russisches Lager und verfolgte die Fliehenden bis eine Meile vor Dorpat. Kettler selbst stürzte hierbei gepanzert vom Schlachtroß und erlitt Verletzungen, die ihn veranlaßten, sich zur Pflege nach Reval zu begeben. Das nahm er als Vorwand, um den Zug zur Eroberung von Dorpat selbst aufzugeben. Zum Schrecken der Patrioten befahl er den Marsch erst auf Fellin, dann auf Reval anzutreten, wo er am 22. November anlangte. So behaupteten sich die Russen in dem eroberten Gebiete.

Den Schlüssel zu dem schändlichen Gebaren Kettlers, der das Land bewußterweise lieber dem Feinde überließ und es damit für den Heimfall an Polen vorbereitete, anstatt daß er für eine nicht im

Interesse Polens liegende kraftvolle Verteidigung alle Kräfte anspannte, bietet uns ein Blick auf die politischen Verhandlungen mit fremden Mächten, die damals im Schwange waren. Denn nur noch vom Auslande erwarteten alle Parteien Rettung, von sich selbst erhofften sie nichts weiter.

An wen man sich wenden sollte — darüber herrschten freilich, wie wir wissen, erhebliche Differenzen; eine zielbewußte Politik betrieb außer Kettler kaum einer, kaleidoskopartig wechseln die Bestrebungen der Parteien. Neben der polnischen stand eine dänische, neben dieser eine schwedische. Wenn Fürstenberg seinen Einfluß zugunsten Dänemarks geltend und die Stände zu Verhandlungen willig machte, so hat gewiß das Kalkul mitgespielt, daß Dänemark, weit entfernt von Livland, nicht in der Lage sein würde, einen tatsächlichen und damit unbequemen Einfluß auf die inneren Verhältnisse des Landes auszuüben. Aber die dänische Partei ließ die gewichtige und entscheidende Tatsache ganz außer acht, daß der alte König Christian III. gar keine Lust hatte, sich in die livländischen Dinge zu mischen, die kompliziert und gefährlich, ihn in Konflikte mit Schweden, Polen und Rußland bringen konnten. Ein dänischer Parteigänger, Christoph von Münchhausen, der unter dem harrisch-wierischen Adel, und der Revaler Syndikus Jost Clodt, der in der Stadt eifrige Propaganda trieben, handelten gänzlich ohne Auftrag. Trotzdem hatte der in Dorpat im Juni 1558 tagende Ständetag beschlossen, nicht bei Polen oder Schweden, sondern bei Dänemark Hilfe zu erbitten. Zwei Gesandtschaften, die eine vom Orden, die andere von der Stadt Reval, brachen mit der Instruktion nach Dänemark auf, bei Zusage einer tatkräftigen Hilfe gegen Moskau selbst in die Unterwerfung unter die Krone Dänemark zu willigen. Zu gleicher Zeit schritten die dänischen Partisane in Estland zur Tat: am 25. Juli übergab der Komtur Franz Segenhafen gen. Amstel das Schloß Reval an Münchhausen. Doch König Christian war weit entfernt, den Schritt zu billigen, das Äußerste, wozu er sich schließlich bereit finden ließ, war, Schloß Reval für Rechnung des Ordens einstweilen besetzt zu halten und mit dem nötigen Bedarf zu versehen. Die Einnahme von Schloß Reval rief unter den anderen Parteien lebhafte Bewegung hervor: Fürstenberg, der für eine Allianz mit Dänemark eintrat, war doch keineswegs bereit, Reval dänisch werden zu lassen ohne feste Verpflichtungen König Christians für das ganze Land — er sandte daher ihm ergebene Personen ab, um den Rat zur Treue zu

mahnen und das Schloß wieder in Besitz zu nehmen, was jedoch der von Münchhausen eingesetzte Kommandant Heinrich Üxküll ablehnte. Die schwedische Partei war damals im Lande noch schwach, obgleich Herzog Johann von Finland, Gustav Wasas zweiter Sohn, schon damals durch Heinrich Horn begehrliche Propaganda betreiben ließ auch in dem Doktor Matthäus Friesner einen gewandten Agitator besaß. Am energischsten trat Kettler, das Haupt der Polenfreunde, auf: leichten Herzens opferte er bekanntlich alle Pläne auf eine Wiedergewinnung Dorpats, um nur Revals Verlust zu verhindern. Sein Erscheinen und die scharfen Drohungen, die er an Heinrich Üxküll und an den öselschen Schiffsvogt Dietrich Behr, der sich zu jenem gesellt hatte, richtete, veranlaßten bereits Anfang Dezember die Kapitulation, wodurch den Verhandlungen Fürstenbergs mit Christian III. natürlich neue Schwierigkeiten entstanden. Wenn im Dezember diese auch so weit gediehen waren, daß Fürstenberg den nach Riga gekommenen dänischen Gesandten die Abtretung von Reval und ganz Estland, mit Ausnahme der Wieck, zugesagt hatte, so mußte diese Konzession unter den obwaltenden Umständen doch als eine illusorische bezeichnet werden. Fürstenberg fiel die Abtretung dieser Lande so schwer, ja war ihm so unmöglich, wie den Dänen das Versprechen, in Moskau einen zehnjährigen Waffenstillstand durchzusetzen.

Es ist charakteristisch für die Jämmerlichkeit der Zustände im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, daß das Reich, dessen Glieder die livländischen Herren doch waren, nichts tat, um in der Stunde äußerster Not zu helfen. Noch 1520 war ausdrücklich von Reichs wegen erklärt worden, daß Livland zum Reich gehöre, da es „von Deutschen den Heiden abgewonnen, seine Regenten, Herren, Edlen, die Obrigkeiten in Städten, Flecken und Schlössern, die Kaufleute an den Handelsplätzen sich deutscher Sprache, Sitte und des deutschen Rechts bedienten, auch stets den Kaiser als deren Oberherrn anerkannt, ferner jene fünf Stifter stets zur deutschen Nation und ihre Prälaten zu den Fürsten des heiligen Reichs gezählt worden seien". Doch das ganze erste Kriegsjahr ging vorüber, ohne daß auch nur ein Finger gehoben wurde. In Livland erwartete man auch kaum etwas anderes: als im Sommer 1558 der Ordensmeister den Erzbischof aufforderte, sich auch ans Reich zu wenden, erwiderte Wilhelm, das könne nichts nützen, „da alles zu Ende sein könne, bevor es im Reiche noch zu einer Beschlußfassung gekommen sei". Noch ablehnender als die Hal-

tung der Reichsstände, die doch wenigstens in der Theorie helfen wollten, war die der Hansestädte, die, durch den Handelsegoismus Rigas, Revals und Dorpats schwer geschädigt, von kräftigem Beistande nichts wissen wollten und auf dem Reichstage zu Ulm darauf hinwiesen, daß Livland nie die Türkensteuer bezahlt habe und sich daher selber helfen möge!

Mit dem Klang der Silvesterglocken des neuen Jahres brachen die Moskowiter, die gegen Ende 1558 außer dem dörptschen Gebiet das übrige Land geräumt hatten, wieder über die Grenze. Schon im Januar schlugen sie einen Haufen erzstiftischer Knechte bei Seßwegen, einen anderen bei Tirsen, wobei der tapfere Friedrich von Fölckersahm seinen Tod fand. Ende des Monats zwangen sie Schloß Smilten zur Übergabe, und verbrannten, obgleich freier Abzug versprochen worden war, die ganze Besatzung und die hierher geflüchteten Edelleute und ihr Gesinde. Plündernd und verheerend wälzte sich der Zug der Feinde gegen Riga, wo man sich in aller Eile zur Gegenwehr rüstete, die Vorstädte niederbrannte und ein scharfes Auge auf verdächtige Elemente, insonderheit den ehemaligen Dorpater Stiftsvogt Eilert Kruse, der nicht ohne Grund als russischer Parteigänger galt, hatte. Doch eine Belagerung der festen Stadt lag gar nicht in der Absicht der Russen, die, als das Gerücht zu ihnen herausdrang, die Rigenser rüsten sich zum Ausfall, eilends das Lager abbrachen und, nach einem Streifzug nach Kurland, wo sie die festen Schlösser Mitau und Bauske auch nicht zu zwingen vermochten, Ende Februar, entsetzlich hausend und mordend, über die Grenze zurückgingen. So konnten die Livländer wieder etwas aufatmen. Statt aber zu entschlossenem Widerstande zu rüsten, bekämpften sich sie nach wie vor untereinander und bauten ihre Hoffnungen auf das unzuverlässige Ausland.

Fürstenberg, dessen Machtvollkommenheit schon im Februar weiter eingeschränkt worden war, indem Kettler zum Meister erhoben, ihm nur der Titel „Vorfahr und alter Meister" gelassen worden war, hoffte auf die in Moskau für einen längeren Waffenstillstand tätigen dänischen Gesandten. Es ist bezeichnend, daß Fürstenberg zu gleicher Zeit aber auch mit Schweden zu verhandeln begann — eine Politik der zwei Eisen? Andere gaben sich wohl auch der trügerischen Hoffnung hin, das Reich werde doch noch helfen. Vielleicht, daß der zum Januar nach Augsburg berufene Reichstag, „diesen dem heiligen Reich einverleibten Ort und Eckstein aufzuhalten und zu erretten", Anstalten machen

würde. Um nichts zu verabsäumen, entsandten der Meister den Komtur von Dünaburg, Georg Sieberg von Wischlingen, der Erzbischof seinen Rat, Asverus Brand, dorthin. Daß Kettler aber der Ansicht war, „daß in Augsburg nicht viel zu holen sein werde", geht am unzweideutigsten daraus hervor, daß er sich um dieselbe Zeit bevollmächtigen ließ, in Polen bei Sigismund August um Hilfe zu werben: gegen tatkräftige Hilfe wider Moskau sollte er äußersten Falles die Unterwerfung des Landes in derselben Weise, wie es Preußen getan hatte, anbieten dürfen. Im März reiste er erst nach Krakau, dann nach Wilna ab. Über die Verhandlungen, die er den Sommer über hier geführt hat, fehlen alle Nachrichten: erst am 31. August schloß er namens des Ordens — nicht des ganzen Landes — einen Vertrag ab, dem zufolge der Orden sich in den Schutz und Schirm des Königs begab und ihm in Form einer Verpfändung für 600 000 Gulden die Schlösser Bauske, Rositten, Ludsen, Dünaburg und Selburg, d. h. die südöstliche Ecke seines Gebiets, abtrat. Dafür verpflichtete sich der König, den Zaren zu sofortigem Frieden zu bewegen, im anderen Falle aber seine Truppen zum Schutze Livlands einrücken zu lassen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diesem Traktat ein Geheimvertrag zur Seite ging, dessen Einzelheiten wir zwar nicht kennen, der aber dahin zielte, daß Kettler als Lohn für seine Unterwerfung einen Teil oder vielleicht auch ganz Livland als polnisches Lehnsfürstentum erhalten sollte. Um den Widerstand der polenfeindlichen Partei im Lande zu brechen, sollte unter dem Versprechen der Hilfe das Land von Polen allmählich militärisch besetzt, die tatsächliche Hilfeleistung aber ausgesetzt und die Livländer so allmählich dazu gebracht wurden, sich allen Bedingungen zu fügen. Ein „grausames, aber wirksames Rezept", das auf Kettlers Charakter einen dunklen Schatten wirft.

Während dieser häßlichen, landesverräterischen Machenschaften Kettlers in Polen war nach Livland die Nachricht gekommen, daß es den dänischen Gesandten am 11. April in Moskau gelungen wäre, einen Waffenstillstand vom 1. Mai bis 1. November zu vermitteln, in den Iwan, durch die Tataren der Krim beunruhigt, zu willigen sich bereit erklärt hatte. In dieser Zeit versammelten sich im Juli in Riga die Stände, um über die Stellungnahme zu den ausländischen Mächten zu beraten, da die Kettlerschen Verhandlungen in Polen natürlich kein Geheimnis geblieben waren. Sollten die anderen dieselben Bahnen gehen, in die Kettler den Orden zu zwingen sich anschickte? In Riga

hatte im Auftrage des Wojewoden von Wilna, des Fürsten Radziwill, sein Sekretär Boyarelli schmeichelnd den Rat umworben und unter Zusage von Schutz und Schirmung der Privilegien die Unterwerfnng unter Polen angeregt, war aber entschieden abgewiesen worden. Jetzt trat auf dem Landtage der erzbischöfliche Sekretär mit der Mitteilung hervor, der König von Polen habe „gantz schwere Vorschläge mit Abtretung der Stadt Riga" getan. Der Erzbischof und die erzstiftischen Stände, die städtischen Abgesandten äußerten sich dazu durchaus ablehnend, nur die Ordensvertreter zeigten sich begreiflicherweise nachgiebig. Ohne zu einem festen Entschluß gekommen zu sein, ging die Versammlung, nachdem sie noch eine zwar sehr niedrige allgemeine Landeskontribution — die erste und letzte, von der die Geschichte des livländischen Mittelalters weiß — ausgeschrieben hatte, auseinander. Für den Erzbischof gab es freilich kaum einen anderen Ausweg mehr, als zu tun, was Kettler tat: sich Polen zu unterwerfen. Trotz des Widerstandes des Koadjutors in dem bei aller Leichtfertigkeit und wüstem Leben doch eine Ader für seine Stellung als deutscher Fürst zu schlagen schien, unterzeichneten seine Unterhändler am 15. September einen ähnlichen Traktat wie Kettler: gegen die für 100000 Gulden wieder einlösbaren Schlösser Marienhausen, Lennewarden, Lubahn und Versohn begab sich der Erzbischof in dasselbe Schutzverhältnis zu Polen wie der Meister. Zwar war in beiden Verträgen das Recht des Kaisers ausdrücklich gewahrt, aber es zu respektieren dachten die Polen nicht. Sie gingen bereits so weit, dem kaiserlichen Gesandten Jeremias Hoffmann, der sich damals auf dem Wege nach Moskau in Livland befand, den Wunsch zu äußern, er möge bei seinen Bemühungen um Frieden die Livländer als polnische Untertanen bezeichnen, was der Kaiser mit Worten allerdings recht energisch zurückwies.

Unterdessen war Kettler aus Polen heimgekehrt und sofort nach Wenden geeilt, wo die Stände versammelt waren. Hier gab er am 17. September die Erklärung ab, der Vertrag mit Polen, durch den allein Rettung kommen könne, sei perfekt, aber der König weigere seine Hilfe, solange Fürstenberg noch Meister sei. Er müsse ihm das ganze Regiment übergeben. Gebeugt mußte der alte Meister willfahren, nachdem man ihm zum ferneren Unterhalt einige Gebiete versprochen, von denen er schließlich nach manchen Weiterungen im folgenden Jahre nur Fellin und Helmet erhielt.

Noch war man in Wenden versammelt, als in Dänemark am

26. September ein Vertrag unterzeichnet wurde, durch den ein Teil des Landes dem Einflusse Dänemarks ausgeliefert werden sollte: König Friedrich II. von Dänemark, der Nachfolger Christians III., kaufte für seinen Bruder Herzog Magnus von Holstein von dem Bischof Johann von Münchhausen dessen Bistümer Ösel und Kurland, und dies machte durch Kettlers auf Unterwerfung von ganz Livland abzielende Intriguen einen Strich. Der Bischof von Münchhausen aber eilte, das sinkende Schiff zu verlassen, er ging nach Deutschland und wurde weltlich. Ein gewisser Wechsel in der vorsichtigen dänischen Politik lag wohl in dem Vertrage, aber von einer direkten Einmischung in die livländischen Dinge war doch auch König Friedrich weit entfernt: wie Johann Albrecht von Mecklenburgs Verhalten seinem Bruder Christoph gegenüber, so war auch König Friedrichs Politik gegenüber Magnus nur von persönlich-dynastischen Beweggründen geleitet: um Herr im eigenen Lande zu sein, wollte er dem jungen, unerfahrenen und genußsüchtigen Bruder eine standesgemäße Versorgung außerhalb Dänemarks besorgen. Schon einmal hatte König Christian seine Augen auf Livland geworfen, als Wilhelm, ehe er mit Christoph abschloß, Magnus die Koadjutorwürde angeboten hatte, doch war nichts daraus geworden; dann hatte Anfang 1558 Bischof Hermann von Dorpat ihm sein Stift abtreten wollen, ja ein Teil der Domherren hatte ihn gewählt, aber infolge der Einnahme des Stifts durch die Russen war auch dieser Plan gegenstandslos geworden. Nunmehr war Livland um einen jungen, ohnmächtigen ausländischen Fürsten reicher — Christoph hatte einen ihm gleichen Kumpanen erhalten!

Der Spätherbst und Winter des Jahres 1559 war durch den Beginn kriegerischer Unternehmungen seitens der Livländer ausgefüllt. So eilig hatten sie es damit und so ausgespielt hatten die Dänen, daß man nicht einmal den mit dem 1. November eintretenden Ablauf der Stillstandszeit abwartete, sondern bereits im Oktober zum Angriff und zwar zur Wiedereroberung Dorpats schritt. Der Koadjutor Christoph führte die Truppen des Erzstifts, der Stifter Ösel und Kurland, sowie die Knechte der Stadt Riga, im ganzen neun Reitergeschwader und neun Fähnlein Fußknechte; das Ordensheer führte Kettler selbst. Am 11. November wurden die Russen bei Rüggen empfindlich geschlagen und bis vor die Tore von Dorpat verfolgt. Die Eroberung der Stadt aber scheiterte an dem Hader der beiden Kommandierenden, wem die Stadt nach der Einnahme zufallen sollte. Christophs Aussichten waren nicht übel, da sich die flüchtigen Domherren für ihn er-

klärten, doch das genügte auch schon, um Kettlers Eifersucht zu wecken. Er legte sein Heer bis nach Falkenau zurück, wo für die Truppen Christophs keine ausreichende Verpflegung war, so daß er sich genötigt sah, den Adel bis Neujahr nach Hause zu beurlauben. So kam der Krieg ins Stocken. Als nun vollends gegen Ende des Jahres die Kunde von dem Anzug großer russischer Streitkräfte eintraf, weigerte sich der Erzbischof, seine Ritterfahne, der er selbst bedürfe, von neuem ins Feld rücken zu lassen. Christoph, der dadurch vertragsbrüchig gemacht wurde und sich in seiner Ritterehre beschimpft fühlte, entschuldigte sich vor Kettler und setzte sich mit Wilhelm in einem ungemein heftigen Schreiben auseinander. Eine Änderung des Entschlusses vermochte er aber nicht zu erzielen. Als Mitte Dezember Kettler bei Lais durch die Russen eine Schlappe erlitt, beschloß man kleinmütig, den Kampf im offenen Felde ganz einzustellen und sich auf die Verteidigung der festen Schlösser zu beschränken.

Man trat mithin mit trüben Aussichten ins dritte Kriegsjahr, mit um so trüberen, als, wie vorauszusehen gewesen war, das deutsche Reich außer mit papierenen Versprechungen sich nicht rührte. Der Augsburger Reichstag war erst im März zur Aufnahme seiner Arbeiten geschritten, aber der einzige, der aus selbstischen wie aus wirklich nationalen Motiven sich für das bedrängte Livland einsetzte und die Gefahr erkannt hatte, die in der Festsetzung Moskaus an der Ostsee lag, war Johann Albrecht von Mecklenburg. Unermüdlich trieb er, unterstützt von den livländischen Gesandten, Kurfürsten, Stände und Kaiser an, dem fernen Livland Hilfe zu bringen. Der Ordensgesandte, Sieberg, hatte im April kategorisch erklärt, käme keine Hilfe zustande, so müßten die livländischen Stände „entweder in des Feindes Hände fallen oder bei den nächstgesessenen christlichen Herrschern durch Unterwerfung oder jede andere beschwerliche Bedingung Heil und Erlösung suchen, so ungern sie auch, wie sie vor Gott bezeugten, das tun würden". Das schreckte die Versammlung zwar ein wenig auf, als aber gleich darauf die Nachricht von dem durch dänische Intervention bis zum November zustande gekommenen Stillstand nach Augsburg kam, hatte die Sache in ihren Augen gar keine Eile mehr. Erst auf wiederholte neue Mahnungen Siebergs schlug Trier im Kurfürstenkolleg vor, das Reich möchte zum Schutz von Riga und Reval Truppen als „Winterpräsidium" hinsenden; Köln, das billigeren Mitteln den Vorzug gab, proponierte 300000 Gulden, was denn auch, obwohl Pfalz und Mainz dafür

waren, gar nichts zu geben, von der Majorität angenommen wurde. Der Stand der Fürsten war weitherziger, man dachte an 400000 Gulden, sah sich durch die Kurfürsten aber auf 300000 beschränkt, deren Darleihung man von Lübeck, Hamburg und Lüneburg erbitten wollte. Am 9. August schlug der Reichstag dem Kaiser vor, er möge eine Gesandtschaft nach Moskau absenden, ferner die Potentaten von Spanien, England, Dänemark, Schweden und Polen, sowie die An- und Seestädte zur Fürsprache bewegen. Vergebens protestirte Sieberg gegen diese platonische Hilfe; der Kaiser und der Reichstag glaubten bereits unendlich viel geleistet zu haben. Das Seltsamste in dieser Tragikomödie war aber, daß die 300000 Gulden niemals zusammenkamen, die fremden Potentaten bis auf Dänemark gar nicht antworteten und der kaiserliche Gesandte Jeremias Hoffmann das einzig Sichtbare von einer Aktion des Reiches blieb. Auf das friedfertige Schreiben Kaiser Ferdinands wurde dem Gesandten fast ein halbes Jahr später zur Antwort, „nicht eher wollte der Zar sein Haupt ruhsam niederlegen, er hätte denn die Lande zu Livland, die ihm und seinen Vorfahren zugehörig, unter seine Macht und Gewalt gebracht". Im Juni 1566 traf Hoffmann mit Iwans Antwortschreiben wieder in Wien ein: es war russisch abgefaßt und so unklar gehalten, daß man den wahren Sinn kaum verstehen konnte. Nur die Sünden der Livländer waren aufgezählt und als das Kapitalverbrechen war, nicht ungeschickt, deren Übertritt zum Luthertum hingestellt.

Schon im Januar 1560 waren die Russen, das Land von Grund aus verwüstend, abermals in Livland eingebrochen. Während eine Abteilung auf Fellin zu streifte, legte sich die Hauptmacht vor die stolze Marienburg und zwang sie zur Übergabe. Tausende wurden von allen Seiten wie das Vieh über die nahe Grenze getrieben, um die Heimat nie mehr wiederzusehen. Von Polen aber kam, genau wie man mit Kettler insgeheim verabredet hatte, keine Hilfe, und so mußten, um nur das allernotwendigste Geld zu beschaffen, Schlösser über Schlösser verpfändet werden: Grobin, Goldingen, Windau fielen in polnische Hände. Die in Livland auf den besetzten Schlössern liegenden polnischen Truppen hausten so schlimm, daß selbst ein so unverdächtiger Zeuge wie Erzbischof Wilhelm erklärte, zwischen ihnen und dem Moskowiter sei kein Unterschied. Auf alle Vorstellungen antwortete Sigismund August, daß die Uneinigkeit der Livländer die alleinige Schuld am Unheil trage. Unter solchen trüben Verhältnissen blühte Kettlers

Weizen: am 4. April hatte er sich mit dem alten Meister definitiv auseinandergesetzt und am 5. April mit den Ordensgebietigern eine Vereinbarung geschlossen, die den letzten Zweifel an seinen Endzielen beseitigte: klar war die Säkularisation und die Verteilung des Landes unter die Gebietiger ausgesprochen: damit er „Allianz" gegen Moskau werben könne, sollte Kettler sich verheiraten und das Land Polen übergeben dürfen. Die Gebietiger und Ordensverwandten sollten gleichfalls, sei es mit Schlössern und Leuten, sei es auf andere Weise, entschädigt werden. In bezug auf Kettler selbst, der ein Herr der ganzen Lande sein wollte, hieß es in einer gleichzeitigen Verschreibung von Dahlen an den Komtur Thieß von der Recke, er solle das Haus erhalten, falls der Meister „sich auf alle Ordenslande, so der Orden von Anfang und noch besessen, innegehabt und gebraucht, als ein natürlicher Erbfürst erblich und eigen bei den zuträglichsten Potentaten verändere und verheirate".

Es lag zutage, daß der Orden von seinen eigenen Gliedern aufgegeben worden war. In diesem Augenblick aber landete — am 16. April 1560 — der dänische Prinz Magnus bei Arensburg auf livländischem Boden. Kettler hatte ihm zur See auflauern lassen, um seine Landung zu verhindern, doch war er den Ordensschiffen entkommen. Bereits am 13. Mai war er als Bischof von Ösel anerkannt und zögerte nun nicht, dem Orden eine Feindschaft zu vergelten: er versuchte, wenn auch vergebens, sich der Sonneburg zu bemächtigen und ließ den Vogt derselben, Heinrich Wolff gen. Lüdinghausen, in Pernau aufgreifen und in Gewahrsam bringen. Durch diesen wahrlich geringen Erfolg aus allem Gleichgewicht gebracht, gebärdete er sich als Herr des ganzen Landes, brüskierte seine mit ihm aus Dänemark gekommenen Begleiter und bemühte sich, zur Feindschaft gegen den Orden auch die gegen den Erzbischof zu fügen, indem er seinen Ehrgeiz auf das, freilich in russischen Händen befindliche Stift Dorpat richtete, auf das der Koadjutor Christoph Ansprüche erhoben hatte. Zugleich suchte er in Estland Fuß zu fassen und die Stadt Reval wie die Harrisch-Wierischen zur Unterwerfung zu veranlassen. Er hatte anfangs auch Erfolg: obwohl das Besetzungsrecht im Bistum Reval dem Orden zustand, so übertrug Bischof Hermann Wrangel doch eigenmächtig dem jungen Herzog die Administration seines Stifts. Dasselbe Spiel glückte ihm im Ordensbistum Kurland. Es ist ein Zeichen für die völlige Zerfahrenheit in Livland, daß der junge Ausländer, den keine irgendwie gearteten persönlichen Vorzüge auszeichneten und

dessen Machtmittel mit seinen 400 Knechten erschöpft waren, die er mitgebracht hatte, Zulauf von allen Seiten fand. Edelleute, soldlose Knechte drängten sich an ihn, dessen Ansprüche dadurch ins ungemessene zu steigen begannen. Für die von den Russen drohende Gefahr schien er gar keine Empfindung zu haben. So kam es zu offenem Kriegszustand, der all dem anderen Unglück noch den Bürgerkrieg zuzugesellen drohte. Daß es nicht zu diesem Ärgsten kam, war das Verdienst des bei allem verschlagenen Egoismus doch an politischer Begabung die anderen weit überragenden Ordensmeisters, der einem Vermittelungsversuch des Koadjutors Christoph zustimmte und sich am 1. August in Pernau zu einem Verhandlungstage einfand. Nur mit Mühe hatte er die Reise hierher zurücklegen können, weil russische Scharen schon das ganze flache Land überfluteten. Vor dem Aufbruche nach Pernau hatte er den an der Düna stehenden polnischen General Hieronymus Chodkiewicz besandt und ihn dringend gebeten, dem Ordensmarschall Philipp Schall von Bell zu Hilfe zu kommen, der bei Ösel mit den Ordenstruppen lagerte. Der hitzige Marschall wartete das Eintreffen der Polen aber nicht ab: wohl in ritterlichem Eifer, um allein einen Erfolg zu erringen, warf er sich am 2. August mit seiner kleinen Macht, 120 Ordensbrüdern, 500 deutschen Reitern und einer gleichen Anzahl Knechten bei Ermes auf das große Heer des Fürsten Kurbsky. Im ersten Anprall wurden die Russen auch geworfen, aber ein anderer Teil von ihnen fiel, auf Waldwegen von ortskundigen Führern geleitet, den Deutschen unerwartet in den Rücken. Von allen Seiten umringt, fochten die Ordensbrüder und ihre Genossen zwar mit heldenmütiger Tapferkeit, aber das Geschick abzuwenden gelang ihnen nicht. Zuerst wichen das erzstiftische Fähnlein, dann die Kurischen; der Landmarschall wurde vom Pferde gerissen, sein Bruder, elf Komture und viele Ordensbrüder wurden gefangen. So sank die Ordensfahne auf dem Felde von Ermes — sie ist nie mehr im Schlachtgetümmel entfaltet worden. Groß war der Eindruck der blutigen Schlacht bei Freund und Feind. Nicht genug konnte der tapfere, edelgesinnte Fürst Kurbsky den „heldenmütigen Mann“ rühmen, „der berühmt im ganzen Lande und in Wahrheit der letzte Schutz und die letzte Hoffnung des livländischen Volkes war“. Als der Marsch der Russen nach Fellin ging und Kurbsky mit den gefangenen Ordensgliedern an gemeinsamer Tafel saß, denn auch die Gefangenen zu ehren schien ihm Feindespflicht, begann Schall von Bell „ohne Furcht und ohne Schrecken“ dem Moskowiter von seines Landes

Vergangenheit zu reden, wie sie ins Land gekommen wären, mit den Heiden gekämpft hätten und von Gott in ihrem alten Erbe belassen worden seien. Nun aber sei das Verderben ins Land gekommen: den alten Glauben habe man verleugnet, die Schwelgerei habe sie alle auf den breiten Weg gebracht, der zum Untergang führe. Gott allein sei es, der die Livländer um ihrer Missetat willen strafe, mit seinem Willen seien die hohen Schlösser und festen Städte, die prächtigen Paläste und Höfe, die ihre Vorfahren erbaut, in Feindes Hand gefallen. Tränen rollten dem Kriegsmanne dabei aus den Augen, doch schnell sich fassend, fuhr er fast freudig fort: „Allein um so mehr danke ich Gott und freue mich, daß ich gefangen bin und leide für mein geliebtes Vaterland; sollte ich für dasselbe sterben müssen, wahrhaftig, ein solcher Tod wäre mir lieb und teuer." „Als er solches gesprochen" — so berichtet Kurbsky selbst —, „schwieg er, wir aber bewunderten des Mannes Weisheit und Beredsamkeit, und hielten ihn in ehrenvoller Haft. Sodann aber sandten wir ihn mit den übrigen livländischen Gebietigern zu unserem Zaren gen Moskau und flehten den Zaren in einem Schreiben gar sehr an, er möge ihn nicht verderben. Und wäre er unserem Rate gefolgt, so hätte er das ganze livländische Gebiet erhalten können, denn es hielten ihn (d. h. den Marschall) alle Livländer gleich einem Vater. Doch als er vor den Zaren gebracht und strenge bestraft wurde, antwortete er: ‚Du eigneſt dir unser Land zu mit Ungerechtigkeit und Blutdurst, nicht aber, wie es ziemt einem christlichen Fürsten'. Er aber, von Zorn entbrannt, befahl, ihn alsbald hinzurichten, denn er begann damals schon grausam und unmenschlich zu werden."

In Pernau rief die Nachricht von der entsetzlichen Niederlage eine wahre Panik hervor. Nachdem man einen Waffenstillstand untereinander bis Pfingsten 1561 abgeschlossen, stob man auseinander. Wenige Wochen später erschütterte eine neue Hiobspost das Land: die Vorburg von Nordlivland, die mächtige Feste Fellin, war am 20. August den Russen in die Hände gefallen. Hier saß der alte Meister Wilhelm von Fürstenberg. Er glaubte dem Ansturm in jedem Fall standhalten zu können, da das Schloß mit schwerem Geschütz wohl verwehrt war. Aber von Kettler ohne Entsatz gelassen, vermochte er die meuternden Söldner nicht zu löhnen und nicht zu hindern, daß sie die Festung dem Moskowiter verräterisch in die Hände spielten. Nachdem sie Kisten und Kasten losgeschlagen und alles geraubt, was dem Meister und dem Adel der Umgegend gehörte, öffneten sie — am 20. August — gegen die Zusage

freien Abzuges die Tore. Weinend fiel ihnen der in Ehren grau gewordene alte Meister zu Füßen und bat sie, nicht solche Schande und Spott vor Gott und der ganzen Christenheit auf sich zu laden, sie rissen ihm die Schlüssel von der Seite und meinten, es sei besser, daß der „alte Luhrer" verloren gehe, denn daß so viele gute Gesellen umkämen.

Fürstenberg wurde nach Moskau gebracht und hier „zum Triumphe und Spektakel eingeführt", im übrigen aber glimpflich behandelt. Er erhielt den Flecken Ljubim im Jaroslawschen zum Unterhalt, „wo sich sein altes Herze in Trübsal und Elend verzehrt hat". An Versuchen, seine Freilassung zu bewirken, hat es nicht gefehlt: der Deutschmeister in Mergentheim und der Kaiser Ferdinand haben Briefe und Gesandte an den Zaren gesandt und Bitte auf Bitte gehäuft, aber ohne Erfolg. Die letzte Urkunde, die von Fürstenberg Nachricht gibt, ist vom Mai 1566 datiert: „in unserm trübseligen Kreuz im Reußenlande"; er schreibt hier, seine Behandlung gebe zu keiner Klage Anlaß, doch wie ihm ums Herz sei, könne sich jeder ehrliebende Christ vorstellen. Bald darauf ist er wohl gestorben, doch kennen wir die Stelle nicht mehr, wo dieser tapfere und tüchtige Mann, dessen Wesen von finsteren Tagen sich leuchtend abhebt, die Ruhe gefunden hat.

Der Fall Fellins ließ die livländischen Herren aufs schleunigste an ihre persönliche Sicherheit denken: Kettler flüchtete nach Dünamünde, Christoph nach Treiden, der Erzbischof nach Kokenhusen, Magnus in einem Fischernachen hinüber nach Ösel und von dort weiter nach Dänemark zu seinem höchst mißvergnügten königlichen Bruder. Doch die Russen nützten die grenzenlose Panik nicht aus, sondern zogen, mit Beute beladen, wieder ins Dörptsche zurück. Ein Lichtblick in dunkler Zeit war die Verteidigung von Weißenstein durch den Vogt Kaspar von Oldenbokum, der, obwohl von Kettler ohne Entsatz gelassen, so lange standhielt, bis die Russen, nachdem sie fünf Wochen vor der Feste gelegen, mutlos abzogen. Auch ein Anschlag auf Reval, wohin sich der Feind nach der Verwüstung gewandt hatte, blieb ohne Erfolg. Wohl schlug er einen unbesonnenen Ausfall der Revalschen zurück und eroberte dabei ein Feldgeschütz, aber die Tapferkeit der Deutschen, insonderheit der Schwarzenhäupter, hatte ihm so imponiert, daß er das Lager abbrach und verschwand. Noch heute bezeichnet ein steinernes Kreuz vor der Stadt auf dem Sandfelde an der Pernauer Straße die Stätte, wo der Ritterschaftshauptmann Lorenz Ermes, der Hauptmann

der Adelsfahne Jürgen Ungern, der Ratsherr Ludwig von Oyten und Blasius Hochgreff nebst manch anderem wackeren Manne das Leben bei der Verteidigung der Heimat gelassen haben.

Zu der Not des Krieges gesellte sich die immer zweifellosere Tatsache, daß vom deutschen Reich jede wirkliche Hilfe ausbleiben werde. Hamburg, Lübeck und Lüneburg weigerten sich kategorisch, die 300000 Gulden vorzustrecken ohne eine besondere kaiserliche Versicherung, der Kaiser aber wies eine solche ebenso standhaft weit von sich. Im Oktober 1560 trat ein Deputationstag zu Speier zusammen, aber zu energischerer Hilfeleistung raffte man sich auch hier nicht auf. Man bewilligte — 200000 Gulden und beschloß, „ansehnliche Personen in stattlicher Anzahl" nach Moskau zu senden. Wenn diese Legation abermals erfolglos bleibe — wolle man einen neuen Reichstag ausschreiben. Selbst diese Beschlüsse sind nie ausgeführt worden. Der Kanzler des Reiches, der Kurfürst von Mainz, bewies seinen Patriotismus durch förmlichen Protest gegen jede Hilfe, und noch im April und Mai 1561 mußte der Kaiser Kettler bekennen, „es pflegen leider die Hilfen des Reiches jederzeit langsam vonstatten zu gehen — die Stände seien in Erlegung der Steuer sehr säumig, und er gehe deshalb damit um, auf andere zuträgliche Wege zu denken".

Nicht minder egoistisch blieb die Haltung der Hanse, vor allem Lübecks, das sich nicht entblödete, nach wie vor Munition und Waffen an den Moskowiter zu liefern. Da riß Reval schließlich die Geduld, und es belegte die im Hafen befindlichen lübischen Schiffe mit Beschlag. Der Rat von Lübeck erhob jetzt Klage wegen Landfriedensbruch vor Kaiser und Kammergericht, und ein kaiserliches Mandat befahl in gravitätischer Weise „Unsern und des Reiches getreuen Bürgermeister und Rat der Stadt Reval" bei schwerer Ungnade die Freigabe der Schiffe. Zu gleicher Zeit erging allerdings auch an Lübeck die, übrigens bis zu ihrer Befolgung mehrfach wiederholte Weisung, keine Zufuhr weiter nach Rußland zu liefern, „dadurch der Moskowiter gestärket werden möchte". Es war das aber auch der einzige Dienst, für den der Meister im Dezember 1560 dem Kaiser einen Dank sagen konnte — sonst ist nichts geschehen.

Solcher Gesinnung im Reiche gegenüber verloren naturgemäß auch die Parteien an Boden, denen die weitere Zugehörigkeit zu ihm eine Herzenssache war. Schon im Spätsommer 1560 hatten sich Rat und Bürgerschaft von Reval an König Gustav Wasa von Schweden gewandt und um Hilfe und Geld gebeten. Von Dänemark erwartete man

nichts mehr, und selbst die Befürchtung, es möchte den Anschluß an Schweden mit einer Sundsperre beantworten, fiel gegenüber der Angst, einem russischen Angriff zu erliegen, nicht mehr ins Gewicht. Zudem wußte man, daß auch Polen und Kettler durch ihren Agenten, den Syndikus Clodt, alle Hebel ansetzten, um Reval polnisch werden zu lassen, zu welchem Zwecke der Meister polnische Truppen aufs Schloß in Garnison gelegt und dieses dem ihm treu ergebenen Oldenbokum anvertraut hatte. Ein Versuch freilich, auch in die Stadt polnische Söldner einzuquartieren, scheiterte an der Opposition der Stadt und deren deutschen Knechte. Solange Gustav Wasa lebte, war trotz alledem ein direktes Eingreifen Schwedens nicht wahrscheinlich, nach seinem Tode aber bestieg sein heißblütiger Sohn Erich XIV. den Thron, der, wohl auch unter der Befürchtung, wenn er nicht handle, werde sein zweiter Bruder Johann von Finnland ihm zuvorkommen, sich bereit erklärte, Estland gegen die Unterwerfung des Landes Schirm und Schutz zu gewähren. Im März 1561 kamen seine Gesandten, unter ihnen der bedeutende schwedische Staatsmann Klaus Christiernson Horn, mit drei Schiffen und 300 Mann, die an Bord blieben, nach Reval, wo es in erster Reihe der Sprecher der drei Gilden, d. h. der Stadtgemeinde, Dert Kampfesbeck war, der aufs eifrigste den Anschluß an Schweden betrieb und dem zögernden Rate gegenüber immer wieder darauf hinwies, daß Kettler keine anderen Ziele verfolge, als die Stadt vom deutschen Reich ab- und Polen zuzuführen. Im April beschloß hierauf der Rat, ebenso wie die Ritterschaft beschlossen hatte, an den Meister Gesandte zu schicken und von ihm endgültigen Bescheid zu fordern, ob er die Stadt schirmen wolle und könne. Wenn er es nicht vermöge, werde man ihm mitteilen, daß Reval, um nicht russisch zu werden, sich Schweden unterwerfen wolle. Kettler erging sich den Abgesandten gegenüber in leeren Versprechungen, nichts als Worte enthielt auch ein Schreiben Kaiser Ferdinands, in dem er die Stadt seines „herzlichen Mitleids" versicherte und sie zur Treue gegenüber Reich und Orden ermahnte. Die Verhandlungen haben dann noch einige Wochen gedauert, noch einmal sind Gesandte aus Estland nach Mitau zu Kettler gegangen, bis es am 4. Juni der Krone Schweden huldigte und am 6. Juni Rat und Bürgerschaft der Stadt dem Beispiel folgten. Am 8. August ratifizierte König Erich die von Horn ausgestellte vorläufige Konfirmation der Stadtprivilegien. Auf dem Dome dauerte die Ordensherrschaft noch eine kleine Weile fort, da Oldenbokum, trotz seiner

Sympathien für Schweden, sich verpflichtet hielt, das ihm von Kettler anvertraute Schloß nicht zu übergeben. Erst nach einem kräftigen Bombardement durch Horn und als ihm der Proviant ausging, kapitulierte er gegen freien Abzug am 23. Juni und zog mit seinen Knechten nach Weißenstein. Damit war ganz Reval schwedisch geworden. König Erich zögerte nicht, durch Truppen, Munition und Proviant, wie 30 000 Taler, die er der Stadt überwies, seine Stellung in Reval gegen jeden russischen Anfall zu sichern, durch Verbot der Narwafahrt aber dem zerrütteten Handel Revals aufzuhelfen. Diese Maßregel mußte ganz besonders dankbar aufgenommen werden, da Narwa, seitdem es 1558 in Iwans Hände gefallen war, von diesem auf jede Weise zum ersten russischen Ostseehafen gemacht und durch das egoistische Handelsgebaren Lübecks hierbei eifrig gefördert worden war. Die oben erwähnte Seefehde Revals mit Lübeck und der Krieg hatten Reval ungemein großen Schaden zugefügt: es war, wie Russow sagt, „eine wüste und nahrlose Stadt" geworden: „Da haben die Revelschen Kaufleute und Bürger auf dem Rosengarten und auf den Wällen gestanden und mit großen Schmerzen und Herzeleid angesehen, wie die Schiffe die Stadt Revel vorbei und nach der Narwa gelaufen sind. Zu der Zeit ist die Stadt Revel eine betrübte Stadt gewesen, welche ihres Unglücks weder Maß noch Ende gewußt hat."

Mit der Unterwerfung Estlands unter Schweden war der zweite Stein aus dem Bau der livländischen Konföderation gebrochen. Zu den Stiftern Ösel und Kurland, die als Besitz des Herzogs Magnus dem dänischen Einfluß unterstanden, hatte sich Estland gesellt, dessen Besitz die Krone Schweden auf die Bahn des dominium maris Baltici führte, das Gustav Adolf stabiliert hat. Für Kettler und Polen aber waren diese Vorgänge ein Memento, nicht länger mit der Realisierung ihrer Pläne zu zögern, sollten ihnen nicht noch weitere Teile verloren gehen. Ein polnisch-litauisches Heer unter Fürst Nikolaus Radziwill, Wojewoden von Troki, rückte eilends nach Nordlivland vor und nahm den Schweden gegenüber eine feste Stellung ein, die Weißenstein erobert hatten und einen Angriff gegen Pernau vorbereiteten. Zu gleicher Zeit begann den livländischen Ständen gegenüber die diplomatische Maschine mit Hochdruck zu arbeiten. Dem Sohne des polnischen Feldherrn Radziwill, Nikolaus, Wojewoden von Wilna, Großmarschall und Kanzler von Litauen, hatte am 6. Juli König Sigismund August die Vollmacht zu den Verhandlungen mit den Livländern

gegeben. Als fein gebildeter, weit gereister und der evangelischen Lehre aufrichtig ergebener Mann, der durch Reichtum und als Schwager des Königs zu den Ersten des Landes zählte, als Feldherr List und Kühnheit zu vereinigen wußte, war er zweifellos der geeignete Mann zu der schwierigen Aufgabe. Am 24. August erschien er persönlich in Riga und übermittelte den Ständen, vor allem dem Meister und dem Erzbischof, seine Forderungen, die zwei Punkte deutlich erkennen ließen: Unterwerfung des Landes mit Einschluß Rigas und Säkularisation des Erzstiftes: „Riga sollte unter die Gewalt des Königs kommen, das ganze Land auf dem rechten Dünaufer, als dem feindlichen Andrang am meisten ausgesetzt, durch die erste Hand dem König gehorchen, auf dem linken Dünaufer alle Befestigungen in seine freie Verwaltung gelangen." War das Kettlers Programm? Sicherlich nicht! Kennen wir die Bedingungen des Geheimvertrages vom August 1559 auch nicht, so ist doch sicher, daß Kettlers Wünsche auf den Erwerb von Livland gingen. Nun sah er sich plötzlich beiseite geschoben, um seinen Verräterlohn betrogen. Meisterhaft wußte Radziwill zu operieren und Kettler in die Enge zu treiben. Mit gut gespielter Heftigkeit beschuldigte er die livländischen Fürsten, an dem Unglück allein schuld zu sein. Nur gegen Moskau habe Polen seine Hilfe versprochen, jetzt gelte es auch gegen Dänemark und Schweden Front zu machen, da könne kein Mensch verlangen, daß das alte Bündnis mit Polen in Kraft bleibe: neue Verhältnisse verlangten neue Traktate. Indem Radziwill so mit Drohungen nicht sparte, trieb er den Keil zwischen Orden und Lehnsritterschaft, schürte er den Gegensatz beider Gruppen, lockte er die Ordensritter durch glänzende Vorteile, die aus der Säkularisation ihnen entstehen mußten. In kurzer Zeit waren alle diese Kreise gewonnen. Es blieb nur noch die Hauptsache: Riga zur Unterwerfung zu bewegen. Der Beginn der Verhandlungen war auch hier erfolgversprechend. Am 4. September erschien Radziwill auf dem Rathause und stellte in glänzender Rede neue Vorteile, neue Freiheiten, wie sie Danzig, Thorn und Elbing unter polnischem Zepter erhalten hätten, in Aussicht. „Der König wünscht", rief er emphatisch aus, „euch zu erhalten, er will euer König sein; einen Körper will er aus Polen, Litauen, Preußen und Livland bilden. Die Stände im Reich werden in Liebe entbrannt zu euch, als ihren Brüdern, herbeieilen, für euch wie für ihr eigenes Haus und ihren eigenen Herd zu kämpfen. Das haben sie bisher geweigert, weil ihr Fremde waret; dann aber sind

wir alle ein Volk und ein Hauch hebt unser aller Brust." Die Rede zündete. Die Stadt erklärte sich bereit, unter bestimmten Bedingungen sich zu unterwerfen. Bereits am 8. September unterzeichneten beide Teile die Cautio Radziviliana prior, in der Radziwill sich für den König verbürgte, daß die Unterwerfung Rigas ohne Einspruch des römischen Reich erfolgen werde, und daß die lutherische Lehre und alle Freiheiten der Stadt — vor der Eidesleistung urkundlich verbrieft werden sollten. Als das Dokument unterzeichnet worden war, rief Radziwill aufjubelnd aus: „Das ist der Tag, den Gott gemacht!" Doch so weit, wie er glaubte, war man noch nicht. Jürgen Padel, die Seele des Rates, ein besonnener und gut deutscher Mann, und der wackere Stadtsekretär Johann Schmiedt, brachen bald darauf nach Wilna auf, um an den Konferenzen teilzunehmen, die der König mit den kurländischen Delegierten auf den 12. Oktober anberaumt hatte. Äußerste Vorsicht war den Ratsdeputierten ans Herz gelegt worden, eingedenk der alten Erfahrung: „Wenn man einem neuen Herrn schwöret, was man alsdann bedinget, das hat man; nachmals kann man schwerlich dazu kommen." Padel und Schmiedt waren wahrlich keine Polenfreunde, ihnen graute vor der Verbindung mit den „barbarischen Undeutschen, die den Deutschen niemals gut gewesen, ihnen alles Herzeleid, wie die wissen, so unter ihnen wohnen, zugetrieben und nichts anderes von Art und Natur angeboren haben, denn aus ihrer Inhumanität dem deutschen Blute zugegen und schädlich zu sein".

Im Oktober und November wurde in Wilna aufs eifrigste verhandelt. Zweierlei war es, worauf die Livländer hierbei besonderes Gewicht legten: erstens, daß König Sigismund August vor der Unterwerfung die Zustimmung des Kaisers zur Trennung vom heiligen römischen Reich erwirke; zweitens, daß die Einverleibung Livlands nicht auf das Großfürstentum Litauen beschränkt bleibe, sondern auch oder aber allein auf Polen Bezug habe. Das war von höchster Wichtigkeit, da noch keine Realunion beide slawischen Reiche verband, sie mit ihren oft sehr auseinander gehenden Interessen vielmehr lediglich durch Personalunion vereinigt waren. Wurde nun die Inkorporierung Livlands in Polen nicht ausdrücklich ausgesprochen, so lag die Gefahr nur zu nahe, daß der polnische Reichstag jede Hilfe für Livland von sich wies, zumal in Polen eine mächtige Partei einen Krieg gegen Moskau verabscheute, der eine notwendige Folge der Aufnahme Livlands in den polnischen Reichsverband gewesen wäre. Litauen allein aber mußte den Livländern zu

schwach erscheinen, um sie gegen den Zaren zu schützen. Bei den Verhandlungen, an denen als Bevollmächtigte des Königs fast nur litauische Große fungierten, zeigte es sich bald, daß Sigismund August den Forderungen der Livländer lebhaften Widerstand entgegensetzte, ja damit nicht genug, wies der am 25. Oktober den Livländern übermittelte Entwurf des Vertrages eine sie demütigende und kränkende Fassung auf, da er davon sprach, daß die durch den Krieg ins Elend geratenen Livländer flehentlich an den König mit dem Verlangen der Unterwerfung gekommen seien, worauf er, von Mitleid bewegt, ihrem Flehen gewillfahrt habe. Hierauf folgten die einzelnen Punkte: Aufrechterhaltung der lutherischen Religion und aller Rechte und Privilegien, das Versprechen, sich nach der Unterwerfung dafür bei Kaiser und Reich zu verwenden, daß Livland nicht gleich Preußen in Acht und Bann gerate, geschehe es aber doch, so solle das niemandem schaden; Erzbischof und Koadjutor sollten ihren Besitz auf Lebenszeit behalten, der Ordensmeister den Herzogstitel annehmen und ein Gebiet als Lehen erhalten, über das er mit Radziwill bereits in Riga einig geworden wäre (!), Riga endlich sollte Rechte und Freiheiten laut der Cantio Radzivillana vom 8. September behalten. Diese Bedingungen lehnten die Livländer anfangs einmütig ab, doch nur zu bald begann ihr Widerstand zu erlahmen. Kettler und dann Erzbischof Wilhelm erklärten, sich fügen zu wollen, als Fürst Radziwill am 27. November erklärte, am 29. November werde der König Wilna verlassen: er wolle wissen, woran er sei. Sollte das Wort „Einverleibung" den Livländern so verdrießlich sein, so sollten sie des Königs Person schwören, der der Herr aller jener Länder sei. Er begebe sich jetzt zu seinen Ständen nach Lomscha und hoffe diese zur Annahme der Unterwerfung zu bewegen. Sollte dies nicht glücken, so müsse sie nur für Litauen gelten. Nur die Vertreter Rigas ließen sich nicht einschüchtern: feierlich protestierten sie dagegen, daß der Meister als ein belehnter Fürst des römischen Reiches ohne dessen Zustimmung und ohne ihre eigene Bewilligung sie, die Untertanen des Reiches seien, anderer Herrschaft übergeben wolle. Am 29. November um 1 Uhr nach Mittag versammelten sich hierauf die Abgesandten der Ritterschaften und Städte in dem königlichen Palast. Nach langdauernden Reden, heftigem Streiten zwischen den Litauern und dem polnischen Abgeordneten, schritt man zur programmäßigen Huldigung: Johannes Domaniewski, Bischof von Samaiten, trat im vollen Ornat vor Erzbischof Wilhelm und las

ihm den Eid vor — er leistete ihn; dann folgten der Ordensmeister Gotthard Kettler, die Komture und all die anderen. Dann beschwor der König die Rechte und Freiheiten der Livländer. Nur die Rigischen standen abseits. Da trat Fürst Radziwill zu ihnen und meinte, sie möchten doch auch den Eid leisten, da man doch einmal dabei wäre. Doch die Deputierten wiesen das von sich. Jener 28. November 1561 bleibt ein ewig denkwürdiger Tag für Livland: er machte der Selbständigkeit des Ordensstaates und der übrigen staatlichen Gebilde für immer ein Ende. Die Grundlage, auf der der Wechsel sich vollzog, war das Privilegium Sigismundi Augusti, das der König dem livländischen Adel ausstellte. Es war die erste Zusammenfassung dessen, was damals zu Recht bestand und gipfelte in den drei unvergänglichen Sätzen: Gewissensfreiheit, deutsche Verwaltung und Obrigkeit und deutsches Recht. In 27 Punkten waren dann „für alle Zukunft und zur ewigen Festigkeit in allen ihren Klauseln, Punkten und Bedingungen" die Rechte der Ritterschaft als der damaligen Landesrepräsentation fixiert.

Kettlers neue Verhältnisse wurden durch die Provisio ducalis festgelegt. Er wurde Herzog von Kurland und Semgallen ohne das Stift Pilten (Kurland), das Magnus besaß, sollte zu Lebzeiten Dünamünde besitzen und königlicher Administrator von Livland sein. Er erhielt ferner die Anwartschaft auf Pilten und Estland, d. h. auf Gebiete, die in fremden Händen waren. In Kurland und Semgallen, wo ihm das Recht, Münze zu schlagen, zustand, sollte er das oberste Gericht hegen und den Landtag zusammenberufen, dem es jedoch in besonderen Fällen gestattet sein sollte, an den gemeinen livländischen Landtag zu appellieren. Die Ereignisse näherten sich rasch ihrem Abschluß: im Februar 1562 unterzeichnete auch Erzbischof Wilhelm die den tatsächlich bereits bestehenden Zustand gesetzlich regelnden Unterwerfungspakt (Pacta subjectionis), der in Wilna festgelegt worden war. Am 3. März entließ Kettler die Stadt Riga des Treueides, während Fürst Radziwill in einer neuen Versicherungsschrift (Cautio Radzivillana secunda, 17. März) noch einmal der Stadt versprach, die Einverleibung in Polen und die Entlassung vom Reich zu bewirken und alle Rechte und Freiheiten zu schirmen. Daraufhin ließ sich die Stadt endlich bereit finden, einen Eventualeid zu leisten.

Schon vorher, am 5. März, war im alten Ordensschloß zu Riga das Ende des Ordensstaates in aller Form proklamirt worden. „Allda", so berichtet ein Zeitgenosse, „beklagte sich der Meister vor der ganzen

Versammlung: nachdem der Erbfeind diese Lande mit Raub, Mord und Brand überzogen und verwüstet, also daß ihm unmöglich, ihm Widerstand zu leisten, und ob er wohl mit großem Fleiße bei dem römischen Reiche, dem deutschen Meister und sonst, wo er Trost vermutete, um Hilfe und Entsetzung gebeten und angehalten, so hätte er doch bis auf den gegenwärtigen Tag von niemandem einigen Trost gefunden. — Aus unüberwindlicher Not müsse er den Sachen also helfen, damit diese Lande nicht in des Erbfeindes tyrannische Gewalt kämen, sondern bei dem Christennamen, bei Königl. Majestät zu Polen bleiben möchten, der sie als ein deutscher Potentat vor dem Erbfeinde ohne Zweifel beschirmen und beschützen werde. Danach entlasse er die Ordensherren ihrer Pflicht und Gehorsams mit Ablegung des Kreuzes und den Adel seines Gehorsams. Danach schwuren sie dem Könige von Polen wiederum." Das war das Ende livländischer Selbständigkeit: longum consilium, intestinum odium, privatum commodum desolarunt imperium! — so klagt Kettlers Geheimsekretär Salomon Henning — war er sich bewußt, wie schwere Schuld sein Herr am Verderben des Landes trug? So war die Selbständigkeit zwar dahin, der Friede aber nicht erkauft. Mit doppelter Wut tobte der Kampf um das unselige Land vielmehr noch zwanzig Jahre weiter. Während dieser Jahre behauptete Riga allein seine Stellung als freie Stadt des deutschen Reiches: als die Cautio Radzivillana nicht bestätigt wurde, erklärte die Stadt den Eventualeid für null und nichtig, zum großen Kummer des Königs, der nicht müde wurde, durch immer neue Kommissarien die abgerissenen Fäden wieder aufzunehmen. Doch scheiterten alle diese Bemühungen, denen der Rat nicht abgeneigt schien, an der nationalen Opposition der Bürgerschaft, die den Gedanken eifrig betrieb, ihre Vaterstadt in eine freie Hansestadt umzuwandeln.

Noch im Jahre 1562 begannen sich in Livland die mannigfachen Gegensätze der inneren Parteien und der um das Land kämpfenden Mächte aufs äußerste zuzuspitzen. Es war Schweden, das die Zwistigkeiten zwischen Herzog Gotthard Kettler und Herzog Magnus um das Stift Kurland benutzend, die kriegerischen Operationen zuerst wieder aufnahm. Klas Horn bezwang Anfang Juni den Seehafen Pernau, den einzigen Stützpunkt der Polen in Nordlivland. Ein eigener Zufall spielte König Erich vor Schluß des Jahres noch andere Gebiete in die Hand: sein Bruder Johann, Herzog von Finnland, hatte sich wider seinen Willen mit Katharina von Polen, Sigismund Au-

gusts Schwester, vermählt und diesem eine große Summe Geld zum Kriege gegen Rußland geliehen, wofür der König wiederum ihm eine Anzahl Schlösser in Nordlivland, darunter das wichtige Weißenstein, verpfändet hatte. Erich ließ hierauf seinen Bruder in Abo gefangennehmen und seine Anhänger zum Teil hinrichten, darunter den von Johann zum Statthalter seiner livländischen Schlösser eingesetzten Grafen von Arz. So war der Versuch Johanns, den unitarischen Bestrebungen seines königlichen Bruders entgegenzuwirken im Keime erstickt und Erich auch Herr von dessen Gebiet geworden.

Im folgenden Jahre brach der Krieg aller gegen alle auf der ganzen Linie los. Iwan, ergrimmt über die Abweisung seiner Werbung um die polnische Prinzessin Katharina, war in Person an die Spitze des gegen Livland und Polen bestimmten Heeres getreten: am 15. Februar eroberte er Polozk, was in Polen solchen Schrecken hervorrief, daß man an Unterhandlungen mit Moskau dachte. Kaum glücklicher waren die Polen auf dem schwedischen Kriegsschauplatz, wo Hapsal, der Bischofsitz Herzogs Magnus von den Schweden erobert und die noch katholische Domkirche geplündert wurde. Andere Schlösser folgten. In dem zur Wüste gemachten Lande vermochten sich die Polen nicht zu halten, sie mußten nach Südlivland zurück. Nur einen Erfolg von größerer Bedeutung vermochten die Polen zu verzeichnen: den völligen Zusammenbruch der Stellung des Koadjutors Christoph. Zweimal, im März 1558 und im August 1561, war er verzagt und feige aus dem Lande nach Deutschland entwichen und war nur auf kategorisches Drängen seines ehrgeizigen Bruders Johann Albrecht nach Livland zurückgekehrt, wo er durch sein nichtsnutziges wüstes Leben längst allen Kredit verloren hatte. Christoph hatte, solange es irgendwie angegangen war, die Rückkehr verweigert. Während Johann Albrecht ihn zu offenem Anschluß an den König von Polen drängte, mit dessen Hilfe er sich allein auf die Dauer werde behaupten können, ließ sich der Koadjutor durch einen gewandten, in den diplomatischen Händeln jener Tage wohlbewanderten Abenteurer den Ritter Friedrich von Spedt, zu einer Anlehnung an Schweden überreden. Das wäre an sich nicht zu verwerfen gewesen, wenn Erich XIV. damals die Macht besessen hätte, Christoph gegen Polen zu schützen. Vermochte er das nicht, so war der Plan unbesonnen, da das Haus Wasa in scharfem Gegensatz zu all den alten Ostseefürstenhäusern stand, die miteinander verschwägert und verwandt waren, den Hohenzollern,

Oldenburgern, Jagellonen und Mecklenburgern. Trotz dieser Bedenken wagte Christoph den Schritt und schloß im Dezember 1561 mit König Erich ab, der ihm eine seiner Schwestern zur Ehe versprach, wenn er ihm huldige: sterbe Christoph ohne Leibeserben, so solle das Erzstift an Schweden fallen. Dieser Vertrag, der ein klarer Beweis für Erichs weit ausgreifende Pläne auf das dominium maris Baltici ist, wurde sorgfältig geheimgehalten, bis Christoph im September 1563 heimlich aus Lübeck nach Stockholm segelte und im Oktober den Vertrag unterzeichnete: nach dem Tode des Erzbischofs Wilhelm sollte das Erzstift erobert und von Christoph, nach Ableistung des Treueids, als schwedisches Lehen verwaltet werden. Nur Kremon, Riga und die Kapitelgüter sollten dem Könige zufallen, der seinerseits Segewold abtreten sollte. Die Prinzessin Elisabeth von Schweden sollte nach 2—3 Jahren Christophs Gemahlin werden. Natürlich versprach Erich auch Schutz gegen den Zaren. Doch auch dieser Vertrag wurde der Öffentlichkeit vorenthalten, für diese wurde vielmehr ein Entwurf bestimmt, der lediglich von dem Ehekontrakt und einem militärischen Dienstverhältnis Christophs zu Erich sprach. Noch weilte Christoph in Schweden, als er die, wie sich bald zeigen sollte, irrige Nachricht vom Tode Erzbischof Wilhelms erhielt und sich mit nur 6 Begleitern eilends nach Livland aufmachte. Doch welche Enttäuschung, als er Wilhelm, wenn auch sehr leidend, so doch am Leben antraf und der ganz zu Polen haltende Erzbischof sich offen von ihm lossagte, da er ihn „nicht mehr für seinen Sohn, sondern vielmehr für seinen Feind" halten müsse. Gleich darauf starb Wilhelm (4. Februar 1563), doch die Stiftsvorstände, unter ihnen der einflußreiche Heinrich von Tiesenhausen auf Versohn, verhielten sich gegenüber dem schwedischen Plane sehr ablehnend; desgleichen ließen es die fürstlichen Verwandten an eindringlichen Warnungen nicht fehlen. Doch Christoph blieb bei seinem Entschluß. Statt nun aber mit dem schwedischen Kriegsvolk in Nordlivland in Fühlung zu treten, blieb er in unglaublicher Lässigkeit im Erzstift, ohne für seine Sicherheit zu sorgen. Seine Lage verschlimmerte sich noch mehr, als Erich XIV., um gegen Dänemark mehr Truppen zur Hand zu haben, einen großen Teil der in Livland stehenden Truppen unter Mornay abberief. Nun wandte sich zwar Christoph an Herzog Gotthard, der die polnischen Truppen in Südlivland befehligte, und bat ihn um die Erlaubnis zur Abreise nach Deutschland. Doch Kettler lehnte die Bitte ab, rückte mit einer Abteilung vor Schloß Dahlen und zwang Christoph, der verblendeter-

weise die noch mögliche Flucht nach Pernau unterlassen hatte, zur Kapitulation. Ein hartes Los wartete des Toren: als Staatsgefangener wurde er nach Wilna, dann nach Warschau und von dort nach Schloß Rawa gebracht, wo er fünf und ein halbes Jahr in Gewahrsam gehalten worden ist. Erst nach wiederholten, vergeblichen Interzessionen seines Bruders Johann Albrecht wurde er endlich 1569 in Freiheit gesetzt. Als Administrator von Ratzeburg hat er 1581 schließlich doch noch die Prinzessin Elisabeth geheiratet und ist, wie die höfischen Quellen wissen wollen, geläutert und gereift 1592 gestorben. Der Tod Wilhelms und die Gefangennahme Christophs kamen König Sigismund August sehr gelegen, da das Erzstift dadurch Polen überliefert wurde. Gotthard Kettler wurde mit der Verwaltung betraut, ein neuer Erzbischof vorläufig nicht in Aussicht genommen. Absichten, die Johann Albrecht verlautbarte, das Erzstift für seinen jungen Sohn Sigismund, des Königs Patenkind, zu verwerben, haben sich an dem Mißtrauen Sigismunds schließlich zerschlagen, obwohl Johann Albrecht, sich seiner Sache gar zu sicher fühlend, im Frühjahr 1564 zur Besitznahme 450 Knechte nach Riga gesandt hat, wo man auch nicht abgeneigt war, sich dem Herzoge zu unterwerfen.

Auch Rußland gegenüber verschaffte sich Polen Luft. Obwohl die Unionsverhandlungen mit Litauen und religiöse Wirren auf die Rüstungen übel genug einwirkten und man in den Kreisen der Patrioten mit äußerster Besorgnis in die Zukunft sah, wußte der Hetman Nikolaus Radziwill am 24. Januar 1564 die Russen bei Ula und am 7. Februar bei Orscha so aufs Haupt zu schlagen, daß sie bis Smolensk zurückflüchteten und die eben noch schwer drohende Gefahr auch für Livland, wenn auch nur vorübergehend, beseitigt wurde. Zwar Iwan, auf den die eben damals ausgeführte Flucht seines besten Feldherrn, des tapfern Fürsten Andreas Kurbski, des Wojewoden von Dorpat, zu den Polen einen niederschmetternden Eindruck gemacht hatte, war so niedergebeugt, daß er, um wenigstens vor Schweden Ruhe zu haben, mit Erich XIV. im September 1564 einen 7jährigen Waffenstillstand abschließen ließ und hierbei auf Reval, Pernau, Weißenstein und Karkus Verzicht leistete, wogegen Erich das übrige Gebiet Nordlivlands als „des Zaren Erbe“ zu respektieren versprach.

Rußland schied dadurch zeitweilig aus der Zahl der um Livland Kämpfenden aus — um so schärfer stießen dafür Schweden und Polen aufeinander. Namentlich Herzog Gotthard, der „Gubernator“

von Livland, nahm, fußend auf den ihm zugesprochenen Teilen Estlands, und in der Hoffnung, es werde sich doch noch die Möglichkeit bieten, ganz Altlivland zu einem selbständigen Schutzfürstentum umzugestalten, den Krieg gegen Erich XIV. auf. Wußte er doch, daß der schwedische König, durch Zwistigkeiten mit seinem Bruder Johann und die lauernde Eifersucht Dänemarks gebunden, sich nur mit Mühe in Livland behaupten konnte. Einen treuen Helfer fand Kettler in Kaspar von Oldenbokum, der mit unentwegter Treue seines früheren Meisters Politik zu der seinigen gemacht hatte.

In den Kämpfen der Folgezeit tritt dem Beobachter ein eigentümlicher Faktor entgegen: der Stand der livländischen Hofleute. Bereits in Ordenszeiten kommt der Name oft vor. Vom 14. Jahrhundert ab bildeten die unter dem Zeichen des heiligen Mauritius genossenschaftlich vereinigten deutschen Ordensbeamten, Schloßvögte, Hofrichter, Burggrafen, Landschreiber und Landknechte, Kanzleiangestellte, Handwerker und Hausdiener — eine Brüderschaft unserer lieben Frau in Livland, wohl auch „Schwarzenhäupter" genannt, die gegen Ausgang des Mittelalters bereits im Gefolge der Landesherren auf die Landtage ritten und gemeinsame Beratungen hielten. Der Adel des Landes, der bekanntlich grundsätzlich keine Aufnahme in den Orden erhielt, spielte hier eine bedeutsame Rolle, aber auch so mancher Bürgerssohn aus Riga, Reval und Dorpat fand unter den Hofleuten Beschäftigung und neue Standesehre. „Seine Stärke beruhte in gleicher Weise auf dem Vertrauen des Ordens wie auf der Hingehörigkeit zu den indigenen Ritterschaften, wodurch er in ganz anderer Weise, als es sonst Beamte zu tun pflegten, mit dem Boden des Landes verwuchs." Als die Konföderation auseinanderfiel, drohte auch den Hofleuten der Boden unter den Füßen zu entschwinden. Doch als tapfere Soldaten, deren Schwerter viel begehrt waren, fanden sie bald von allen Seiten Bewerber. Vielleicht haben die unter Fürstenberg in Livland stehenden Reiterfahnen der westfälischen Brüder von Melschede den Hofleuten das Muster zu militärischem Zusammenschluß geboten. Wahrscheinlich ist ferner, daß die ersten Anfänge der Neubildung durch Kettlers treuen Anhänger Kaspar von Oldenbokum im Dienste Polens erfolgten. Aber 1561 kommen im Juni und September Hofleute auch auf schwedischer Seite vor, und als ihre Rittmeister werden der Edelmann Klaus von Kursell und der Revaler Bürgersohn Heinrich Boismann genannt. Und nicht lange, so tauchen andere Scharen auch in dänischen Diensten und im

Gefolge des Herzogs Magnus auf, und mit der fortschreitenden Verwilderung der Zeit verschmähen sie auch nicht, dem „moskowitischen Erbfeind“ ihre Dienste zu leihen. Bald schlossen sich um den alten Kern neue Elemente: Ordensherren, die das Kreuz abgelegt hatten, Edelleute, die ihre Güter verloren, Bürgerssöhne, denen das Leben hinter der Mauer zu stickig dünkte, und verlorene Existenzen, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten. Die Hofleute wurden bald der Schrecken des ganzen Landes — „perturbatores patriae“ nennt sie ein Chronist —, und nicht genug Schlimmes wissen die Zeitgenossen von ihrer Schlemmerei und Beutelust, von ihrer Händelsucht und ihrer Treulosigkeit zu berichten. Heute diesem, morgen jenem Herrn dienend, waren sie so berüchtigt, daß ein Geschichtschreiber wohl sagen konnte: „Es hätten die livländischen Hofleute längst ihre Finger an beiden Händen verschworen; wo sie nun hinführo weiter schwören sollten, müßten sie sich auf den Rücken legen, die Füße in die Höhe strecken und mit den Zehen das Jurament leisten.“ Mit der Zeit schwand aber auch der letzte Schein ritterlichen Wesens, und schamlos gab man feste Schlösser preis, ohne Widerstand zu versuchen, so daß der Feind mit Verachtung von ihnen zu sprechen begann. Aber zu entbehren vermochte sie damals keine Partei, soviel sie den einzelnen Herren auch durch Unbotmäßigkeit und Untreue zu schaffen machten.

Mit Hilfe der in ihrem Dienste stehenden Hofleute gelang es den Polen im Frühjahr 1565, Stadt und Schloß Pernau den Schweden zu entreißen, worauf sie durch einen Überfall auch Reval zu gewinnen hofften. Aber an der unglaublichen Sorglosigkeit der Übermütigen, die, „gleich als wären sie zu einer livländischen Köste oder Kindelbier gekommen“, vor Reval ein Lager aufschlugen, scheiterte das Unternehmen schon zu Beginn, das, wohl ausgeführt, Estland um so eher den Besitz von Schweden hätte kosten können, als zweifellos in Reval eine starke schwedenfeindliche Partei bestand. Heinrich Horn wurde der Sorglosen durch kühne Schnelligkeit Herr; bevor noch Oldenbokum, den Kettler zum Führer bestimmt hatte, bei den Hofleuten eingetroffen war, überraschte er sie bei der Obermühle und brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei, dann folgte er den Resten, die sich in der Nähe von Schloß Fickel mit den von Oldenbokum herbeigeführten Reserven vereinigt hatten. Zu einem Kampfe sollte es hier nicht mehr kommen: eine verirrte Kanonenkugel, die von den Schweden her ins Lager flog, fand ein edles Ziel, Oldenbokum wurde von ihr tödlich

getroffen und starb bald darauf zu Schloß Fickel, wohin man „den letzten Ritter Livlands“ brachte. In der Pernauer Schloßkirche hat seine sterbliche Hülle später die letzte Ruhestätte gefunden. Pernau wiederzugewinnen gelang Horn damals jedoch nicht.

In den folgenden Jahren dauerte der Kleinkrieg überall, bald heftiger auflodernd, bald verflauend, fort. 1566 entriß Horn den Magnisten Arensburg, 1567 dagegen erfochten die Polen einen bedeutenden Sieg über die schwedischen Truppen und Hofleute unter Klaus Kurfell und Horn. Die Schlacht kostete ihnen 2000 Erschlagene und Gefangene, Horn aber das Oberkommando, das auf Kurfell überging, während ihm nur die Zivilverwaltung blieb. Aber es blieb trotz des Erfolges beim „Katzbalgen der beiden christlichen Potentaten“, da die polnische Heeresleitung, die Kettlers Händen entwunden und dem polnischen Magnaten Jan Chodkewicz, dem neuen Administrator Livlands, übertragen worden war, eine zielbewußte Bekämpfung der Schweden aufgab und Chodkewicz sich vielmehr der Polonisierung des Landes zuwandte. Da hat denn Kurfell sich mit dem kühnen Plane tragen können, Riga für Schweden zu gewinnen, ein Plan, der um so weniger als phantastisch anzusehen ist, da die Stadt zu Pfingsten 1567 mit Chodkewicz in offener Fehde lag. An den inneren Wirren in Schweden, wo Erich XIV. schließlich 1568 von seinen Brüdern entthront wurde, wie an dem Antagonismus Kurfells und Horns und der Aufsässigkeit der ohne Sold gebliebenen Hofleute ist das Projekt jedoch im Keime erstickt.

Es ist ein Zeichen der grenzenlosen Zerfahrenheit der damaligen Zustände, daß die Livländer sich nicht allein an Polen und Schweden anschlossen, sondern auch scharenweise dem jungen Herzog Magnus von Holstein zuliefen, der nach Christophs Beseitigung noch immer auf eigene Hand Politik betrieb, dabei aber durch Unzuverlässigkeit und Überhebung es mit aller Welt verderbend in Polen tiefes Mißtrauen durch immer deutlicher zutage tretende Hinneigung zu Moskau hervorrief, wo die energische Aufnahme der livländischen Eroberungspläne von neuem auf die Tagesordnung gesetzt worden war. Iwan hatte den Oberbefehl über das gegen Livland bestimmte Heer dem greisen Wilhelm von Fürstenberg angetragen, dieser aber hatte das Angebot mit Entschiedenheit von sich gewiesen. Der Aufgabe, das Land auf dem Wege lockender Verhandlungen zum Zaren hinüberzuziehen, unterzogen sich dafür zwei andere Livländer: Eilert Kruse auf Kelles und Johann Taube. In

russischer Gefangenschaft, wohin beide Männer in den ersten Kriegsjahren kamen, hatten sie Freiheit und Stolz verkauft und waren zu moskowitischen Parteigängern geworden. In die Heimat entlassen, begannen sie mit allen Mitteln skrupelloser Agitation die Werbearbeit für ihren neuen Herrn: die Uneinigkeit im eigenen Lande zu schüren, den Glauben an die Ohnmacht der eigenen, an die Allmacht der zarischen Machtmittel zu festigen, ließen sie nichts unversucht. Ihre Worte mußten namentlich in dem polnischen Teile Livlands auf guten Boden fallen, weil hier die wenigen Jahre polnischen Regiments und der Druck der polnischen Präsidien bereits eine tiefe Erbitterung hervorgerufen hatten. In Riga selbst wie auch in Reval wurden die Lockvögel allerdings bedingungslos abgewiesen, im Erzstift aber ging die Majorität der Ritterschaft auf den Handel ein: am 6. Januar 1569 ernannte sie Kruse und Taube zu ihren Bevollmächtigten dem Zaren gegenüber, zu einem Abschluß kam es jedoch auch hier, wir wissen nicht recht weshalb, trotz alledem nicht.

So blieb nur einer übrig, von dessen Anschluß sich Iwan etwas versprechen konnte — Herzog Magnus, der in seinem unreifen Ehrgeiz längst auf etwas Neues sann: bei Polen hatte er längst allen Rückhalt verloren und sich gekränkt zurückgezogen, als König Sigismund August seiner Bewerbung um die Prinzessin Anna von Polen kein günstiges Ohr geschenkt hatte, mit Herzog Gotthard war er entzweit, mit seinem Bruder Friedrich II. von Dänemark stand er auf gespanntem Fuße. Den einen Teil seines öselschen Bistums, die Wiek, hatte er schon 1563 an die Schweden verloren, in Ösel, wo 1568 die Sonneburg in schwedische Hände gefallen war, wie in Pilten war er bei den ewig leeren Taschen nur in sehr beschränktem Maße Herr. Der Anschluß an Moskau schien ihm der einzige Ausweg aus dieser Misere. Im September 1569 gingen seine Gesandten in heimlicher Mission nach Moskau und fanden hier willige Aufnahme. Ganz Livland und eine Großfürstin als Gemahlin, Respektierung von Recht und Religion versprach der Zar, wenn Magnus in Person zur Huldigung nach Moskau komme. Magnus willigte auch darein. Im März 1570 brach er nach kurzer Benachrichtigung seines Bruders Friedrich mit einem stattlichen Gefolge von 200 Reitern nach Moskau auf, anfang Juli ritt er in die alte Zarenstadt ein. Obwohl er mit leeren Händen und nicht als Herr von Reval erschien, wie der Zar gehofft hatte, wurde er glänzend empfangen und als Verlobter der Großfürstin Euphemia Wladimirowna zum „König von

Livland" ernannt. Es war das ein leerer Schein, denn was er war, verdankte er allein Iwans Gnade, so daß das Wort eines Zeitgenossen:

„Großer Titel und geringes Gut
Gar kleine Freude bringen tut"

nur zu prägnant das Wesen dieses Königtums anzeigt.

Während der der Reise vorangegangenen Verhandlungen hatte Herzog Magnus mit russischer Hilfe alle Anstrengungen gemacht, sich Revals zu bemächtigen. Ein fast sensationeller Vorfall, der an den Namen des schwedischen Feldobristen in Livland, Klaus Kursell, anknüpft, hängt mit Magnus' Aspirationen eng zusammen. Am 7. Januar 1570 hatten die seit langem ohne Sold gelassenen Hofleute, um der Gefahr zu entgehen, nach Schweden hinübergeführt und ihrer Führer beraubt zu werden, sich des Schlosses Reval bemächtigt und den Gouverneur Gabriel Oxenstierna gefangen genommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kursell bei diesem Vorgehen auf Rückhalt bei dem tatkräftigen und ehrgeizigen Bruder Johanns, Herzog Karl von Südermannland, rechnete, der sein Gönner war und in Schweden wie in Polen vielen als der zukünftige Herr eines liv- und estländischen Fürstentums galt. War es nun nur Vorwand oder wirklich der direkte Anlaß — jedenfalls erklärten Kursell und seine Offiziere, sobald sie den rückständigen Sold und Amnestie erhalten würden, seien sie bereit, das Schloß Reval dem Könige zurückzugeben. Am 15. Januar wurde daraufhin ein Vertrag mit Oxenstierna geschlossen, laut dem er seine Freiheit wiedererhielt, um bis Ostern, spätestens Pfingsten, das Geld zur Stelle zu schaffen. Die Hofleute sollten bis dahin Waffenruhe erhalten, sich aber verpflichten, „die Feste keinem fremden Herrn, weder Reußen, Dänen, Polen oder sonsten aufzutragen, viel weniger übergeben zu wollen". Bald kamen den Hofleuten aber Nachrichten zu, daß Johann statt der schuldigen Gelder Truppen nach Reval dirigiere. Kursells Versuche, Rat und Ritterschaft zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinigen, scheiterten; er wies daher, als sich Herzog Magnus ihm mit lockenden Anträgen näherte, diesen nicht direkt von sich, sondern verhandelte mit ihm wegen Aufnahme von 200 deutschen Knechten aus Arensburg ins Revaler Schloß. Noch bedeutete das keinen Anschluß an die Sache des Herzogs, wohl aber, daß ein solcher in den Bereich der Möglichkeit gezogen wurde. Ehe aber noch aus dem Spiel Ernst geworden war, brach eine jähe Katastrophe über Kursell herein. Mit hinterlistigem Bruch der Waffenruhe überrumpelten von den Schweden gewonnene ver-

wegene Gesellen das Schloß, dessen Besatzung trunken gemacht worden war, und bemächtigten sich der meisten Führer. Um eine befürchtete Intervention Herzog Karls zu verhindern, wurde Kurfell und seinen Genossen mit möglichster Beschleunigung der Prozeß gemacht und ihnen am 3. Juni das Todesurteil gesprochen, dem die Exekution auf dem Fuße folgte.

Als die Nachricht von der Katastrophe zu den unter Maydells und Boismanns Führung auf dem Lande in Quartier liegenden Hofleuten drang, gingen sie zu Herzog Magnus über, der sie mit offenen Armen aufnahm und nach Wierland in von Russen besetztes Gebiet führen ließ.

Um diese Zeit waren in Moskau die Verhandlungen zwischen Iwan und Magnus zum Abschluß gebracht worden, wobei der Zar mit großem Geschick operiert hatte. Alles war darauf angelegt, die Livländer zu gewinnen, ihnen den Anschluß an Moskau so leicht wie möglich zu machen. Mit ausgesuchter Gnade wurde einer ganzen Anzahl livländischer Gefangener die Freiheit geschenkt, den nach Rußland verschleppten Bewohnern Dorpats die Heimkehr gestattet. Auch der Handel nach Rußland wurde den livländischen Städten ausdrücklich konzediert. Die Zeichen der Abhängigkeit waren so vorsichtig fixiert, wie nur möglich: kein Russe solle ein Amt bekleiden dürfen, nur als Form, um die Oberherrlichkeit zu markieren, sollten die Livländer einen klein bemessenen Tribut zahlen. Wenn der Zar nach Livland käme, habe ihm Magnus mit 1500 Reitern und ebensoviel Fußvolk zuzuziehen, deren Sold jedoch der Zar zu zahlen habe. Ziehe der Zar nicht selbst ins Feld, so könne auch Magnus zu Hause bleiben, müsse aber drei Taler für jeden Reiter und $1\frac{1}{2}$ Taler für jeden Knecht zahlen; ziehe jedoch der König allein ins Feld, so stehe er an Rang vor den zarischen Wojewoden. Endlich: stürbe Magnus kinderlos, so sollten sich die Livländer einen anderen König aus Holstein wählen dürfen.

Es waren das Jahre, wo sich Iwan auf dem Höhepunkt seiner Macht sah. Der Abschluß des Vertrages mit Magnus machte ihm Hoffnung auf den Gewinn des größten Teils von Livland, ein Waffenstillstand mit Polen auf drei Jahre schaffte ihm von dieser Seite Ruhe, ja der bevorstehende kinderlose Tod Sigismund Augusts schien ihm auch die polnisch-litauischen Kronen zu verheißen, da eine starke Partei ihm die Nachfolge zugedacht hatte, um damit den ewigen Kriegen ein Ende zu machen. Mit ganzer Macht sich gegen Schweden zu werfen

und ihm Nordlivland zu entreißen, war der Zar entschlossen: es handelte sich, wie wohl gesagt worden ist, um eine Entscheidung über die Zukunft des östlichen Europa, als sich im Sommer 1570 Magnus mit einem starken Heere, dem sich vaterlandslose und demoralisierte Livländer in großer Zahl angeschlossen hatten, vor Reval legte und die Stadt durch Kruse und Taube zur Ergebung auffordern ließ. Obwohl die Magnisten im Herbst und dann im Januar 1571 neuen Zuzug erhielten, Reval aber, wo es auch aupochte, keine Hilfe zuteil wurde, selbst König Johann so gut wie nichts tat, obwohl ferner in der Stadt eine furchtbare Seuche ausbrach und das schwere Geschütz des Feindes zu Beginn des folgenden Jahres beträchtlichen Schaden zu tun begann, blieb die Stadt, in der der wackere deutsche Bürgersinn lebendig war, fest und wies alle Aufforderungen zur Kapitulation und alle Attacken und Stürme erfolgreich ab. Als vollends ein Ausfall der Revaler am 3. März den Russen sehr erheblichen Schaden zugefügt hatte und der offene Hafen die Zufuhr nicht mehr hinderte, entschloß sich Magnus, in dessen Lager die Seuche nicht minder große Opfer verlangt hatte, zur Aufgabe der Belagerung. In der Nacht auf den 16. März 1571 steckte er sein Lager in Brand und zog, nachdem er an dreißig Wochen vor Reval gelegen hatte, im Morgengrauen nach Oberpahlen ab.

Schweren Herzens mochte dieser Entschluß gefaßt worden sein, denn der Zorn des jähzornigen Zaren mußte dem Herzog und seinen Parteigängern als Schreckнis vorschweben. Namentlich Taube und Kruse fühlten sich in ihrer Haut nicht mehr sicher. Heimlich knüpften sie mit den Polen von neuem an. Um nicht mit leeren Händen zu kommen, gedachten sie durch einen Handstreich Dorpat den Russen zu entreißen. Schon war mit Reinhold von Rosen, einem Führer der Hofleute, alles verabredet, aber an der Furchtsamkeit der Bürger der Stadt, die sich ihm anzuschließen zögerten, scheiterte der Anschlag: Rosen wurde im Getümmel geschlagen, Kruse und Taube eilten, Person, Familie und Habe nach Polen in Sicherheit zu bringen, wo man sie mit Zuvorkommenheit aufnahm und es an Gnaden und Gütern nicht fehlen ließ. Iwan schäumte vor Wut, um jeden Preis wollte er die beiden Verräter zurückhaben, aber sie hüteten sich wohlweislich, seinen schmeichelnden Briefen zu trauen.

Magnus hatte im ersten Augenblick an Flucht nach Ösel gedacht, doch er war im unklaren, wie man ihn dort empfangen würde, und blieb in Schloß Oberpahlen. Der Stettiner Friede vom Dezember 1570 hatte Ösel seinem Machtbereiche entzogen. Zahlreiche Fürsten, so unter

anderen der Kaiser, König Sigismund August, hatten in Stettin dem Kriege zwischen Dänemark und Schweden ein Ziel gesetzt. Hier war dann unter anderem bestimmt worden, daß König Johann Livland nur besetzt habe, um es für Kaiser und Reich zu schützen. Er gebe es jetzt an diese zurück, sobald ihm die Kriegskosten ersetzt würden. Kaiser Ferdinand seinerseits übertrug hierauf die Schutzgerechtigkeit, vorbehaltlich des Reiches Hoheit, über die Stifter Reval und Ösel an König Friedrich, die Stadt Reval, Weißenstein und Karkus dagegen sollten bis zur Bezahlung der Kriegskosten in schwedischem Besitz bleiben. Ausdrücklich war aber noch hinzugefügt, daß Dänemark über die Stifter Reval und Ösel nicht anders verfügen, sie namentlich nicht an Magnus abtreten dürfe, solange dieser am Bündnis mit dem moskowitischen Erbfeinde festhalte. Die Einsetzung Christoph von Walkendorffs, dem 1573 Klaus von Ungern folgte, als dänischer Statthalter von Ösel machte aller Welt den Bruch zwischen Magnus und König Friedrich offensichtlich.

Iwan war damals in arger Tatarenbedrängnis. Dewlet Girei, der Khan der krimschen Tataren, hatte im Frühjahr 1571 einen furchtbaren Beutezug bis nach Moskau unternommen, die hölzerne Stadt verbrannt und mehr als 150000 Menschen als Sklaven fortgetrieben. Auch die polnische Frage, die nach dem unmittelbar bevorstehenden Ableben Sigismund Augusts akut werden mußte, beunruhigte ihn. Er hielt es daher für angebracht, gegen Magnus, trotz der mißglückten Revaler Affäre, den Milden und Großmütigen herauszukehren, ja er verlobte ihn, da die junge Großfürstin Euphemia gestorben war, mit deren Schwester Maria Wladimirowna. Die drohende Tatarengefahr wurde durch den Sieg an der Oka im Sommer 1572 beseitigt, die polnische Frage, als Sigismund August am 7. Juli 1572 starb, durch die Wahl des Herzogs Heinrich von Anjou vorübergehend erledigt. Der Zar faßte daher seine Kräfte zusammen und erschien im Dezember 1572 in Person in Livland. Wie immer hatte auch diesmal keiner an den Ernst der Lage glauben wollen. Sorglos feierte der Adel, sich gegenseitig besuchend, das Christfest: „Da hat sie der Muskowiter über alle Vermutung und Zuversicht überrumpelt, ihrer ganz viele erschlagen und viele Tausende jung und alte gefänglich weg in die Muskow und Taterei geführt. Was da für ein Elend und Jammer in Harrigen und Jerwen gewesen ist, ist unaussprechlich.“ Das feste Weißenstein wurde im ersten Anprall erobert, der schwedische Komman-

dann Hans Boye mit vielen anderen Gefangenen gepfählt und verbrannt, dann fiel Karkus und, trotz einer schweren Schlappe bei Schloß Lohde, im folgenden Frühjahr das ganze flache Land in russische Hände. Im April 1573 ließ der Zar dem „König" Magnus eine glanzvolle und groteske Hochzeit ausrichten, aber das Mißtrauen, das er auch gegen ihn hegte — „die Teutschen halten wir wenig Farbe" —, hatte zur Folge, daß des „Königs" Macht über die Schlösser Oberpahlen und Karkus nicht hinausreichte, es ihm hier aber oft am allernotwendigsten mangelte. Dazu kam noch das Tragikomische seiner Ehe: „Sein Gemahl", schreibt im Dezember 1573 König Friedrich, „ist noch ein Kind von 13 Jahren, pflegt ihr Äpfel und Zucker, damit sie zufrieden, zu geben." Fürwahr ein trübseliges Bild, das dieser livländische Königshof bietet!

In einförmigem Grauen dauerte der Kleinkrieg die folgenden Jahre weiter. Die Zerfahrenheit der Livländer, die Zuchtlosigkeit der schwedischen Truppen, die sich im Jahre 1574 bei der Belagerung von Weißenstein durch nationale Reibereien zwischen schottischen Hilfsvölkern und Hofleuten fast aufrieben, Wirrnisse auf Ösel, wo der dänische Statthalter Klaus von Ungern durch einen abenteuernden deutschen Fürsten, Magnus von Sachsen-Lauenburg, lahmgelegt wurde, nicht zum letzten die Lässigkeit der Polen, ebneten den Russen die Bahn immer mehr: es war ein nicht zu unterschätzender Erfolg, daß sie im Juli 1575 Pernau zur Kapitulation zwingen konnten. Im Winter 1576 folgten Leal, Lohde und Hapsal. Dann wurde Ösel überzogen, Harrien ausgeplündert, kurz bis auf Reval im Norden und Riga im Süden war das ganze Land in den Händen des Zaren. War es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die polnische Schlachta denselben als Kandidaten für die durch die Erhebung Heinrichs zum Könige von Frankreich abermals erledigte polnische Krone proklamierte? Doch der Widerstand der Magnaten gegen Iwan war zu groß. Den Anstrengungen Jan Zamoiskis und Andreas Zborowskis glückte es, die Wahl des ritterlichen Wojewoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, durchzusetzen. Mit dem neuen König trat zugleich ein kriegskundiger Soldat auf den Plan, der fest entschlossen war, Livland vor den russischen Anfällen zu schützen und mit der lässigen Kriegführung des Chodkiewicz' völlig zu brechen.

Mit seiner Wahl beginnt eine neue, die letzte Phase des erbitterten Ringens der Mächte um Livland. Noch war freilich Stephan Ba-

thory damit beschäftigt, den Widerstand der mächtigen Stadt Danzig zu brechen, und Iwan zauderte nicht, des Königs Abwesenheit von Livland auszunutzen. Auf Reval hatte er es vor allem abgesehen, dahin dirigierte er zu Beginn 1577 seine Truppen von neuem. Auf inständiges Bitten der livländischen Städte hatten die Hansestädte eine fünffache Kontribution zugunsten Revals zugestanden, woraufhin die Stadt in Lübeck ein Fähnlein Knechte von 120 Mann hatte anwerben lassen, aber Stürme verhinderten ihre Überfahrt. Aus gleichem Grunde blieben 2000 Knechte aus Finnland aus. Trotzdem brach sich der Anprall der Moskowiter abermals an den Mauern der mit Proviant wohl versehenen tapferen Stadt, in welcher der kriegserfahrene greise Heinrich Horn, von seinem Sohne Karl Horn unterstützt, das Kommando führte. Nach sieben Wochen dauerndem Bombardement, während dessen er vergeblich versucht hatte, durch Minengänge der Stadt näher zu kommen, mußte der Feind die Belagerung abermals aufgeben. Ihm nach setzten die schwedischen Truppen und estnischen Bauernscharen, die der Münzergeselle Ivo Schenkenberg, der „livländische Hannibal", notdürftig eingeübt hatte, und säuberten ganz Estland von den Verderbern. Ivo Schenkenbergs Name war der Schrecken der Russen und Magnisten, bis der Verwegene einige Jahre später bei Wesenberg verwundet in Gefangenschaft geriet und dort seinen Tod fand.

Für König Magnus bedeutete der neue Angriff auf Reval ein deutliches Zeichen des mangelnden Vertrauens des Zaren. Entgegen dem Vertrage sah er sich zur Seite geschoben; der Oberbefehl war in die Hände russischer Magnaten gelegt. So wuchs bei ihm der Gedanke, Taubes und Kruses Beispiel zu folgen und sich von seinem unheimlichen und unberechenbaren Protektor ab- und Polen zuzuwenden. Sein Hofprediger Schrapffer reiste insgeheim ins kurländische Hoflager, um zu verhandeln: er wolle sich mit Pilten und den Schlössern, die er in Nordlivland besaß, Polen unterwerfen. Doch Stephan Bathory blieb reserviert: falls Magnus sich der Stadt Dorpat oder eines ansehnlichen anderen Gebietes bemächtigt habe, wolle er ihn aufnehmen und beschützen. So geheim die Verhandlungen auch geführt worden waren, sie waren dem Zaren doch nicht verborgen geblieben, und sofort entbot er Magnus zu sich nach Pleskau, wo er einen Einfall nach Livland vorbereitete. Hier kam es, obwohl Magnus leidlich aufgenommen wurde, zu einem für ihn höchst nachteiligen neuen Traktat, der dem „Könige" vollends die Augen öffnete, daß er auch bei einem Siege

Iwans nie auf die Herrschaft über ganz Livland rechnen könne: Helmet, Karkus und Oberpahlen im Norden, sowie das Gebiet, das er nördlich der livländischen Aa innehatte, sollte er behalten, dazu auch auf der Südseite der Aa die Stadt Wenden. Alles übrige Land bis zur Düna wollte Iwan dagegen für sich haben, sollten sich hier Schlösser Magnus ergeben wollen, so sei Iwans Zustimmung erst einzuholen. Was blieb Magnus übrig, als sich zu fügen. Kaum war er fort, so brachen die russischen Heerhaufen im Juli 1577 abermals über die Grenze Livlands, aus dem sich die polnischen Heerhaufen, ohne Widerstand zu wagen, über die Düna zurückzogen. Außer einigen wenigen Schlössern, wie Dünaburg, Kokenhusen, Wenden und Wolmar, gab es keine Punkte, wo mit Erfolg Gegenwehr hätte geleistet werden können, von einer Feldarmee, die dem Moskowiter hätte die Spitze bieten können, ganz zu geschweigen. Voraus ging dem Zaren ein Sendschreiben an die Livländer, in dem sie zur sofortigen Unterwerfung aufgefordert, sonst mit Tod und Verderben bedroht wurden. Mordend, sengend und brennend wälzten sich die feindlichen Scharen, nirgends Widerstand findend, über das unglückliche Land, wo ein panischer Schrecken alle lähmte. In ihrer Verzweiflung wandten sie ihre Augen auf Magnus, und dieser war töricht genug, eine Vermittlerrolle zu übernehmen, die den Zorn Iwans herausfordern mußte und dem Lande nichts nützen konnte. Ein Manifest versprach allen, die sich ihm unterwerfen würden, Schutz gegen jedermann. Darauf huldigte ihm im August Wenden; im offenen Gegensatz zum Pleskauer Traktat nahm er Ascheraden, Lennewarden, Erlaa und andere Schlösser in der dem Zaren vorbehaltenen Zone, schließlich sogar das feste Kokenhusen an. Damit nicht genug, erklärte er am 24. August in einem zweiten Ausschreiben, als „Erwählter zum Könige von Livland“ und „als deutscher christlicher Fürst“, daß er nichts gegen die Krone Polen unternehmen werde, vielmehr zum Besten derselben handle. War das etwas anderes, als selbst seinen Abfall zu proklamieren? Im Lager vor Kokenhusen, wo Iwan nach einem grausigen Zuge über Dünaburg, Kreuzburg, Laudohn und Seßwegen, Versohn und Kalzenau angelangt war, erreichte ihn ein Brief von Magnus, in dem die Schlösser aufgezählt waren, die sich ihm unterworfen hatten. Sofort richtete er an den Treulosen ein geharnischtes Antwortschreiben: ungebührlicherweise dränge er sich in des Zaren livländisches Erbe. Das werde der Zar aber nicht dulden, vielmehr Wächter auch in des Königs Städte senden. „Wenn Du“ — hieß

es zum Schluß — „in Wenden und den Festen jenseits der Aa Dich nicht halten kannst, so gehe in Dein Land Ösel und nach Dänemark übers Meer, wir haben Dich nicht nötig, wir können Dich auch nach Kasan schicken, besser aber ist es, Du ziehst über das Meer. Wir aber werden nach Gottes Willen unser livländisches Erbe säubern und behüten.“ Damit alle Welt erfahren sollte, daß Magnus' Schutz ein leerer Schall sei, verhängte er über Kokenhusen ein entsetzliches Gericht: er ließ alle Mannschaften bis auf zwei Leute niedersäbeln, Weiber und Kinder fortschleppen. Wenige Tage darauf fielen Ascheraden und Erlaa, dort wurde der greise ehemalige Landmarschall Jaspar von Münster erst ausgepeitscht und dann durch zwei Pferde zerrissen, hier ein furchtbares Blutbad angerichtet. Leichen und Feuerzeichen säumten den Weg, den der Schreckliche zog. „Kein verlassener volck“ — klagt eine gleichzeitige rigische Zeitung — „möchte auf dieser Weldht erfunden werden, als wir armen Liffländer. Mer kann ich für großen schmerzen nit schreiben.“ Unaufhaltsam ging der Zug dann weiter auf Wenden los: am 31. August stand der Zar vor der alten Meisterburg, in die er an Magnus den Befehl sandte, sofort vor ihm zu erscheinen. Zwei Abgesandte des „Königs“, Fromhold von Plettenberg und Christoph Kursell, ließ er mit Peitschenhieben züchtigen und zurücktreiben, so daß Magnus mit einigen zwanzig Begleitern den bitteren Gang ins Lager Iwans antreten mußte. Hier zwangen die Russen ihm zuerst den Befehl der Kapitulation des Städtchens Wenden ab, über das sich alle Greuel eine zügellose Soldateska ergossen, dann zerrte man den seiner Waffen Beraubten vor den Zaren, vor dem er sich, für sich und die Seinen um Gnade flehend, auf die Kniee warf. Der Schreckliche zeigte sich anfangs geneigt, ihm zu verzeihen, „da er eines großen Königs Kind sei“, als eine vom Schloß herüberfliegende Kanonenkugel dicht neben dem Zaren einschlug und ihn in maßlose Wut versetzte. Magnus wurde seiner Kleider beraubt, mißhandelt und angespien und schließlich in ein dachloses Bauernhaus gesperrt.

Im Morgengrauen des 1. September begann das Bombardement des Schlosses, hinter dessen Mauern zahlreiche vom flachen Lande mit Weib, Kind und Gesinde geflüchtete Edelleute und Bürger Schutz zu finden hofften. Doch bald wurde es dem tapferen Befehlshaber Heinrich Boismann und der Besatzung klar, daß ein Widerstand auf die Dauer unmöglich sein würde, und da der Gedanke, in des entmenschten Feindes Hand zu fallen, von allen zurückgewiesen wurde, entschlossen sich die

meisten, freiwillig in den Tod zu gehen und das Schloß in die Luft zu sprengen. Unter dem Gewölbe der Schloßkapelle hatte man vier Faß Pulver aufgehäuft und so geschüttet, daß es vom Kapellenfenster mit einer langen Lunte erreicht werden konnte. Nach gemeinsamem Abendmahlgenuß gingen sie ans Werk. Das Pulver loderte auf und begrub unter den Trümmern Männer, Frauen und Kinder. Heinrich Boismann, den die Russen halbtot vor den Zaren schleiften, sollte gepfählt werden, doch befreite ihn ein gütiger Tod vom Schrecklichen — so daß Iwan nur an der Leiche seinen Groll auslassen konnte. Ein Teil der Besatzung hatte an der verzweifelten Tat nicht teilgenommen, sondern den Kampf weiter fortgesetzt. Als der Feind von neuem anstürmte und alles verloren war, entzündeten die letzten die Minen unter dem Fundament der innersten Schloßmauern und sprengten sich samt dem eindringenden Feinde in die Luft. In der Erinnerung der Nachwelt lebt der Untergang der tapferen Verteidiger Wendens herrlich fort. Leuchtend hebt sich von dem trostlosen Untergrunde ruchloser Greuel und niederdrückender Zerfahrenheit das Bild jener Männer und Frauen ab, die lieber das Leben opferten, als es in Schmach und Erniedrigung weiterzuführen.

Am 7. September brach Iwan von Wendens rauchenden Trümmern auf — Wolmar war am 3. September bereits in russische Hände gefallen — und zog, mit leichter Mühe Ronneburg, Smilten, Trikaten erobernd, ins Stift Dorpat zurück. Hier ließ er den König Magnus, der ihm gefangen nachgeführt worden war, vor sich bringen, hielt ihm eine seiner aus Aberwitz und Scharfsinn seltsam gemischten Strafreden und entließ ihn dann nach Karkus mit dem Befehl, bis Weihnachten 40000 Golddukaten aufzubringen, widrigenfalls er ihn nach Moskau werde bringen lassen. In solch verzweifelter Lage entschloß sich Magnus, sein Königreich von Iwans Gnaden definitiv aufzugeben und sich Polen in die Arme zu werfen. Es blieb ihm auch nichts anderes übrig. Die 40000 Goldgulden vermochte er nicht aufzubringen; der kümmerliche Besitz, der ihm geblieben war, begann in dem auflodernden Kleinkriege, in dem der Schreiber Bühring als polnischer Parteigänger Schloß und Stadt Wenden und die von Magnus besetzten Schlösser Burtneek, Roop, Nitau, Pürkel und Lemsal für Polen eroberte, immer mehr zusammenzuschmelzen; dazu kam, daß zwischen Schweden und Polen, also den Mächten, zwischen denen sein „Königreich" lag, Friedensunterhandlungen schwebten, deren Abschluß Magnus

zwingen mußte, sich für einen dieser Staaten zu erklären, da er bei seinem Bruder Friedrich auf keinen Rückhalt zu rechnen hatte; denn dieser hatte im Mai 1578 mit Rußland einen Vergleich geschlossen, in dem des Zaren Rechte auf ganz Livland anerkannt worden waren. So packte denn Magnus ganz im stillen zusammen und entfloh, wohl zur See, mit seiner jungen Gemahlin nach Pilten. Bald darauf hatte er in Bauske mit dem Palatin von Wilna, Nikolaus Radziwill, eine Zusammenkunft, auf der er seine livländischen Schlösser und Pilten Polen unterwarf. Verarmt, mit seinen Nächsten entzweit, hat er seine Tage dahingelebt. Schon 1583, erst 42 Jahre alt, inmitten von Entwürfen, die an Schweden anknüpften und, wenn sie zur Ausführung gekommen wären, über Livland neues Verderben gebracht hätten, starb Livlands einziger König. Seine Gemahlin aber beschloß ihre Tage, gleich dem einzigen Sproß der unseligen Ehe, der Prinzessin Eudokia, im Dreifaltigkeitskloster bei Moskau zu Zeiten des Zaren Fedor. Der Tod von Magnus gab das Signal zu einer leidenschaftlich geführten Fehde zwischen Polen und Dänemark, die auf piltenschem Boden und unter reger Mitwirkung des piltenschen Adels ausgefochten wurde, und auch diesen Teil Altlivlands, der allein von den Kriegsgreueln verschont geblieben war, tief zerrüttete. Erst der Kronenburger Traktat (10. April 1585) machte dem Kriege zugunsten Polens ein Ende.

Dem Abfall von Magnus folgte die kräftige Aufnahme der kriegerischen Aktionen durch Stephan Bathory, der mit Danzig dank der eifrigen Vermittelung der Livländer zu einem ehrenvollen Frieden gelangt war und mit Feuereifer den widerstrebenden Reichstag zum Kriege gegen Moskau fortgerissen hatte. Auswärtige Fürsten rief er zum Beistande auf, die eigenen Mittel schonte er nicht, um deutsche und ungarische Söldner zu werben. Auch Livländer strömten in nicht geringer Zahl ins Lager von Dißna, von wo aus der Zug in Feindesland unternommen wurde: schon am 30. August war Polozk in polnischen Händen und damit die Düna als Operationsbasis gewonnen. Im folgenden Jahre brach er mit einem stattlichen Heere gegen das feste Welikije Luki auf und erstürmte es im September. Auch in Livland gelang es, den Russen manche Schlappe beizubringen.

Während so die Polen im Süden den Russen zusetzten, operierten die Schweden im Norden mit noch größerem Erfolge. Der große Feldherr Pontus de la Gardie trug die schwedischen Fahnen nach Karelien und erstürmte anfangs November das wohlverwahrte Kex-

holm. Als der eintretende starke Frost den geplanten Vormarsch auf Nowgorod unmöglich machte, wandte sich Pontus in schier wunderbarem Zuge nach Wiborg zurück, überschritt dann den gefrorenen Finnischen Meerbusen mit Heer und Geschütz und befand sich im Februar 1581 vor Wesenberg, das am 4. März kapitulieren mußte. Doch ohne zu rasten, führte er die Armee wieder nordwärts, abermals über das finnische Eis, und eilte dann nach Stockholm, um neuen Ruhm zu gewinnen. Bald finden wir den Unermüdlichen wieder in Livland. Hier hatten Karl Horn und Hans Wachmeister erfolgreich gekämpft, jetzt vereinigte er sich mit 16000 Mann mit ihnen vor Hapsal. Am 9. August war auch diese Festung in seiner Hand. Dann zwang er im September erst Narwa, dann Iwangorod zur Übergabe, nahm Jamburg und Koporje, wandte sich hierauf mit verblüffender Schnelligkeit wieder zum Peipus und dann wieder zurück nach Weißenstein. Schon sein Name wirkte Wunder: auf die Kunde von seinem Heranmarsch kapitulierte das Schloß. Am liebsten hätte Pontus de la Gardie den Marsch nach Pleskau angetreten, wo Stephan Bathory vergeblich rang, aber der Pole lehnte jede schwedische Hilfe kategorisch ab. Die blitzartige Schnelligkeit des schwedischen Generalissimus lebt noch heute in Liedern und Sagen des Landvolkes weiter.

Mittlerweile hatte auch Stephan Bathory nicht geruht. In demselben Jahre 1581 drang die etwa 100 000 Mann starke polnische Hauptarmee abermals bis vor Pleskau, wo man, leider schon spät im Jahre, im August anlangte. Das Herbst- und Winterwetter und die tapfere Verteidigung, die insbesondere von den Mönchen des Petschurklosters geführt wurde, hinderten die Polen an Erfolgen. Am 1. Dezember verließ der König unmutig das Heer, das er dem Kronfeldherrn Jan Zamoiski übergab. Doch schon hatten die Waffen ihre Arbeit beendet, die Kanonen das letzte Wort gesprochen — die allgemeine Friedenssehnsucht verhinderte weitere Kämpfe. Unter Vermittelung des Abgesandten des Papstes Gregor XIII., des Jesuiten Antonio Possevino, wurden am 13. Dezember 1581 in Kiwerowa Horka bei Zapolje die langdauernden Verhandlungen zum Abschluß gebracht, denen am 15. Januar 1582 ein auf zehn Jahre abgeschlossener Friede folgte, der dem gequälten Livland nach fast fünfundzwanzigjährigen Verheerungen äußere Ruhe geben sollte.

tat. — Aufnahme der poln.

Zähneknirschend mußte Iwan in die [illegible] Polen willigen. Bis zum 4. März sollten [illegible] Staaten zu erklären, [illegible] ihnen aufzugebenden Ortschaften räumen, an [illegible]t zu rechnen hatte; de[illegible] Gesandten in Moskau, am 15. August die mos[illegible] Vergleich geschlossen, [illegible] Frieden endgültig beschwören und beküssen. [illegible]unt worden ware[illegible] Iwan die Aufgabe des Stiftes Dorpat angekommen, [illegible] und entfloh, [illegible] zu behaupten gehofft hatte. Aber es half alles Zöger[illegible] Bald darauf [illegible] 23. Februar bereits zog Zamoiski in die geräumte Sta[illegible] Radziwill, [illegible] Livland begann man aufzuatmen, wenngleich man mit fa[illegible] und Pilw[illegible] Empfindung erfuhr, daß von einer Auslösung der in Moskau [illegible]at er seinem[illegible] tenden gefangenen Livländer im Friedensschluß nicht die Rede [illegible] von Ent[illegible] und doch waren es mehr denn hundert, zum Teil aus den vorneh[illegible]ung ge[illegible]- Geschlechtern. [illegible]b Liv[illegible]

Erst anderthalb Jahre später, am 10. August 1583, wurde [illegible]gleich der Friede zwischen Rußland und Schweden zu Pljussa, nicht [illegible] im [illegible] von Narwa, perfekt: Kexholm, Koporje, Jamburg, Iwangorod und Narv[illegible]od [illegible] blieben bei Schweden.

Also endete der von Iwan mit so trunkenen Hoffnungen begonnene Kampf um den Besitz Livlands und der Ostseeküste mit einem völligen Fiasko. Auf über hundert Jahre sah sich Moskau wiederum vom mare Balticum abgeschlossen. Aber auch Livlands Selbständigkeit war für immer dahin. Der Ordensstaat war zusammengebrochen und fremden Mächten zur Beute geworden: im Norden saß die schwedische Macht, im Süden der Pole. Damit war die Voraussetzung zu neuen Kämpfen um Livland gegeben. Dem heiligen römischen Reich deutscher Nation blieb es endgültig verloren. An Versuchen, es Deutschland oder gar anderen westeuropäischen Potentaten wiederzugewinnen, hat es zwar nicht gefehlt, aber sie sind so abenteuerlicher Natur gewesen, daß sie im Keime erstickten mußten — Livland blieb vom Reiche getrennt. Auch Riga, das zwanzig Jahre hindurch sich als freie deutsche Stadt behauptet hatte, mußte jetzt die definitive Trennung vom Reich vornehmen. In Drohiczin war die in manchen Punkten abgeänderte Privilegiensammlung der Stadt von Stephan Bathory am 14. Januar 1581 bestätigt worden, nachdem der König alle Verantwortung dem deutschen Reiche gegenüber auf sich genommen hatte. Nicht genug Gewicht hatten die Rigischen auf die Klausel gelegt, die Privilegien sollten gelten, „insofern sie nicht der Krone, der Untertänigkeit und dem öffentlichen Rechte“ widersprächen. Einsichtigere sahen

die Quelle schwerer Konflikte, doch es war zu spät: der Rat
ierte den Vertrag, und am 7. April 1581 huldigte die Stadt
niglichen Kommissarien. Am 12. März 1582 hielt dann auch
önig seinen feierlichen Einzug in Riga. Eine neue Zeit hatte
nen — das polnische Regiment legte sich lastend auf Stadt und

Literaturnachweise.

Indem auf die im einleitenden Kapitel: „Übersicht über die Quellen und seitherigen Darstellungen der Geschichte Altlivlands“ angeführten Quellenwerke verwiesen wird, registrieren wir nachfolgende im ersten Bande benutzten Arbeiten:

Amelung, F., Baltische Kulturstudien aus den vier Jahrhunderten der Ordenszeit (1184—1561). Dorpat 1884.

—, Geschichte der Stadt und Landschaft Fellin von 1210—1625. Fellin 1897.

Arbusow, L., Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. 2. Auflage. Mitau 1890.

—, Die Visitationen im Deutschen Orden in Livland. Sitzungsber. der Ges. für Gesch. u. Altertumsk. 1902. Riga.

—, Die im Deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter. Jahrb. für Genealogie 1899. Mitau 1901.

—, Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert. Jahrb. für Genealogie 1900. 1901. Mitau 1902.

—, Zur Genealogie der Plettenberg. Jahrb. für Genealogie. Mitau 1895.

Berendts, A., Johann von Blankenfeld, Erzbischof von Dorpat und Reval. Balt. Monatsschr. 54. 1902.

—, Über den angeblichen Verrat Johann v. Blankenfelds. Balt. Monatsschr. 54. 1902.

—, Die Auflösung des Deutschen Ordens in Livland. Balt. Monatsschr. 1900.

Bergengrün, A., Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter Koadjutor des Erzbistums Riga. Reval 1898.

—, Die Verfassung der Stadt Riga im 1. Jahrhundert der Stadt. Balt. Monatsschrift 46. 1898.

—, Der Prozeß wegen der Hinrichtung Johanns v. Dahlen. Mitteilungen aus der Livl. Gesch. XVII.

—, Eine neue Darstellung der Livl. Geschichte. Balt. Monatsschr. 42. 1895.

—, Die Schlacht bei Tannenberg. Balt. Monatsschr. 33. 1891.

Besch, Th., Friedrich von Heydeck. Königsberg i. P. 1897.

Bielenstein, Aug., Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert. Petersburg 1892.

—, Berichtigungen und Nachträge. Magazin der lett.-liter. Gesellschaft XIX.

—, Über das Holzzeitalter der Letten. Magazin XIX.

Bienemann, Friedr., sen., Aus baltischer Vorzeit. Leipzig 1870.

—, Aus Livlands Luthertagen. Reval 1883.

Bruiningk, Herm. Baron, Messe und kanonisches Stundengebet nach dem Brauche der Rigaschen Kirche im späteren Mittelalter I. Mitteilungen a. d. Livl. Gesch. XIX, 1.
—, Die Bildnisse des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg und die Frage über seine Herkunft. Sitzungsber. d. Ges. für Gesch. u. Altertumsk. 1891. Riga.
—, Livländische Rückblicke. Dorpat 1878.
Brachmann, W., Die Reformation in Livland. Mitteilungen a. d. Livl. Gesch. V. Riga 1849.
Bunge, F. G. v., Der Orden der Schwertbrüder. Leipzig 1875.
—, Geschichtliche Entwickelung der Standesverhältnisse in Liv-, Est- und Kurland bis 1561. Reval 1838.
—, Geschichte des Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens in Liv-, Est- und Kurland. Reval 1874.
—, Die Stadt Riga im 13. und 14. Jahrhundert. Leipzig 1878.
Bulmerincq, A. v., Der Ursprung der Stadtverfassung Rigas. Leipzig 1894.
—, Die Verfassung der Stadt Riga im 1. Jahrhundert der Stadt. Leipzig 1898.
Böthführ, H. J., Einige Bemerkungen zu Silvester Tegetmeyers Tagebuch. Mitteilungen a. d. Livl. Gesch. XIII.
Busse, K. H. v., Herzog Magnus, König von Livland. Leipzig 1871.

Dragendorff, Ernst, Über die Beamten des Deutschen Ordens in Livland während des 13. Jahrhunderts. Berlin 1894.

Engelhardt, Herm. Freih. v., Beitrag zur Entstehung der Gutsherrschaft in Livland während der Ordenszeit. Leipzig 1897.

Gernet, Axel v., Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels. I. Die Harrisch-Wierische Ritterschaft. Reval 1893. — II. Die Anfänge der Livländischen Ritterschaften. Reval 1895.
—, Verfassungsgeschichte des Bistums Dorpat. Reval 1896.
—, Der Ursprung des altlivl. Landtages. Balt. Monatsschr. 43. 1896.
Girgensohn, J., Riga ums Jahr 1300. Balt. Monatsschr. 33. 1891.
—, Der Konvent der Beguinen in Riga. Sitzungsber. der Ges. für Gesch. und Altertumsk. 1889.
—, Markgraf Wilhelm von Brandenburg bis zu seiner Wahl zum Koadjutor des Erzbischofs von Riga. Mitteilungen a. d. Livl. Gesch. XIV.
Greiffenhagen, W., Kaspar von Oldenbockum. Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands II. 1881.

Hansen, G. v., Katalog des Revaler Stadtarchivs. Reval 1896.
—, Aus baltischer Vergangenheit. Reval 1894.
—, Johann Taubes und Eilart Krauses Machinationen. Beiträge der Estl. lit. Ges. III. 3. Reval.
—, Die Belagerung Revals 1577. Reval.
Hausmann, Rich., Prof., Livländische Prozesse im Reichskammergerichtsarchive in Wetzlar. Sitzungsber. der gel. estn. Gesellsch. Dorpat 1886.
—, Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands bis 1227. Leipzig 1870.

Hausmann, Rich., Prof., Bischof Albert von Livland. Allgemeine Deutsche Biographie I.
—, Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod. Balt. Monatsschr. 58. 1904.
—, Ein Zweikampf vor Reval 1418. Ebd. 51. 1901.
—, Die Monstranz des Hans Ryssenberg. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. Riga 1897.
—, Andreas Knopken. Allgem. Deutsche Biographie.
Harnack, O., Livland als Glied des deutschen Reiches vom 13. bis 16. Jahrh. Preuß. Jahrb. 67. Berlin 1891.
Hasselblatt, R., Des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen des Älteren von Berson Schriften und Aufzeichnungen. 1890.
Hausrath, Ad., Luthers Leben. I. II. Berlin 1904. 1905.
Hildebrand, Herm., Livonica, vornehmlich aus dem 13. Jahrhundert im Vatikanischen Archiv. Riga 1887.
—, Das deutsche Kontor in Polozk. Balt. Monatsschr. 22. 1873.
—, Die hansisch-livländische Gesandtschaft 1494 nach Moskau und die Schließung des deutschen Hofes zu Nowgorod. Balt. Monatsschr. 20. 1871.
Hollander, Bernh., Die livländischen Städtetage bis zum Jahre 1500. Riga 1880.
—, Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Ösels. Sitzungsber. der Ges. für Gesch. u. Altertumsk. 1891.
—, Zeitströmungen und Vorgänge des Mittelalters in ihrem Einflusse auf die Begründung der livländischen Kolonie. Balt. Monatsschr. 55. 1903.
—, Bürgermeister Konrad Dürkop. Sitzungsber. der Ges. für Gesch. u. Altertumsk. 1904. Riga.
Hörschelmann, F., Andreas Knopken, der Reformator Rigas. Leipzig 1896.
Höhlbaum, K., Die Gründung der deutschen Kolonie an der Düna. Hansische Geschichtsblätter 1871/72.

Jahrbuch der Genealogie, Heraldik und Sphragistik, herausgegeben von der Sektion für G., H. u. Sphr. der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Mitau 1893 ff.
Inland. Eine Wochenschrift für Liv-, Est- und Kurlands Geschichte von 1836 bis 1863.

Kallmeyer, Th., Die Begründung der evang.-lutherischen Kirche in Kurland. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. VI.
Katalog der Ausstellung des X. archäologischen Kongresses in Riga. 1896.
Katalog der heraldischen Ausstellung zu Mitau. 1903.
Keußler, Fr. v., Zur Geographie Alt-Livlands. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XVI.
—, Die Gründung des Zisterzienserklosters zu Dünamünde in Livland. Fellin 1884.
—, Die Genealogie des Zisterzienserklosters zu Dünamünde. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XIV.
—, Der Ausgang der ersten russischen Herrschaft in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen im 13. Jahrhundert. Petersburg 1897.
—, Zur Frage der kulturellen Beeinflussung der Letten durch die Russen in der vordeutschen Periode. Magazin XX.

Köhler, Fr., Estländische Klosterlektüre. Reval 1892.
Kohl, J. G., Die Bremer beim Aufbau der Stadt Riga. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XII.

Lamprecht, K., Deutsche Geschichte III. Leipzig 1893. V, 1 usw.
Lippiflorium, Das, edid. Herm. Althof. Leipzig 1900.
Zur Linden, Melchior Hoffmann. Sitzungsber. der Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. 1887.
Löwis of Menar, Karl von, Karte von Livland im Mittelalter. Reval 1895.
Lohmeyer, K., Herzog Albrecht von Preußen. Danzig 1890.
Loffius, Joh., Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben. I, Leipzig 1875. II, 1878.

Mettig, C., Die lübische Bank im Hause der Schwarzen Häupter in Riga. Sitzungsber. der Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. 1893.
—, Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Riga. Ebd. 1894.
—, Die Verfassung Rigas. Balt. Monatsschr. 40. 1894.
—, Über den Familiennamen und die Herkunft des rig. Erzbischofs Fromhold von Bishusen. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. 1883.
—, Materialien zu einer Geschichte der reformatorischen Bewegung in Riga. Sitzungsber. der Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. 1894.
—, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, herausgeg. von Sattler. Ebd. 1890.
—, Die Fehme in Beziehung auf Livland. Ebd.
—, Zur Kulturgeschichte der Hanse. Ebd. 1888.
—, Die Hansa und ihre Beziehungen zu Riga. Riga 1900.
—, Luther als Pädagog. Riga 1883.
—, Geschichte der Stadt Riga. Riga 1895.
—, Baltische Städte. Riga 1901. 2. Aufl. 1904.
Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. 17 Bände seit 1840.
Mollerup, W., Dänemarks Beziehungen zu Livland (1346—1561). Deutsche Ausgabe 1884.
—, Konrad Ützkill und Friedrich von Spedts Plan einer Eroberung Livlands durch Frankreich. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XII.

Neumann, W., Zur Charakteristik der baltischen Kunst. Sitzungsber. der Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. 1887.
—, Das mittelalterliche Riga. Berlin 1892.
—, Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste in Liv-, Est- und Kurland.

Nottbeck, E. v., und W. Neumann, Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Reval 1896—1904.

Ödberg, F., Om Klas Kurfell, K. Erich XIV. och Johann III.: s Krigsöfverste i Livland. Marieſtad 1899.

Ranke, L. v., Weltgeschichte VIII. Leipzig.
—, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1881.
Rathlef, G., Der Fall Wendens. Balt. Monatsschr. 35. 1892.

Reimann, Das Verhalten des Reichs gegen Livland 1559—1561. Sybelsche Historische Zeitschrift 35. 1876.
Richter, A. v., Geschichte der dem russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben. Riga 1857—58.
Riesenkampff, N. G., Der deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung usw. Dorpat 1854.
Ripke, Just. N., Einführung der Reformation in den Baltischen Provinzen. Riga 1883.
Rohrbach, P., Die Schlacht auf dem Eise des Peipus. Preußische Jahrbücher 1892. Band 70.
Rußwurm, C., Klaus von Ungern. Königl. dänischer Statthalter auf Ösel. Balt. Monatsschr. 23. 1881.

Schäfer, Dietr., Die deutsche Hanse. Bielefeld (Leipzig 1903).
Schiemann, Th., Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert. In Onckens Sammelwerk: Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Berlin, I, 1885; II, 1887.
—, Die Reformation Altlivlands. Reval 1884.
—, Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltischen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Mitau 1877.
—, Historische Darstellungen und archivalische Studien. Mitau 1886.
—, Ein abenteuerlicher Anschlag. Balt. Monatsschr. 36. 1892.
Schirren, C., Dorpater Kollegienheft über livländische Geschichte (Mehrfache Nachschriften. Manuskript).
—, Livländische Antwort. Leipzig 1870.
—, Wolter von Plettenberg: Burchard Waldis. Balt. Monatsschr 3. 1861.
—, Johann von Münchhausen. Balt. Monatsschr. 23. 1881.
—, Die Kapitulationen der livländischen Ritter- und Landschaft. Dorpat 1865.
Schirrmacher, Johann Albrecht I. von Mecklenburg. Rostock 1885.
Schmidt, Osw., Zur Geschichte der Ritter- und Landschaft in Livland. Dorpater Jurist. Studien III, 1894.
—, Rechtsgeschichte Liv-, Est-, Kurlands. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. E. v. Nottbeck. Ebd.
Schloezer, K. v., Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden. Berlin 1850.
—, Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern. Berlin 1851.
Schröder, L. v., Germanischer Familienbrauch in Sage und Gebräuchen der Esten. Berichte der Gel. estn. Gesellschaft 1887.
Schwartz, Ph., Kurland im 13. Jahrhundert. Leipzig 1875.
—, Über die Wahlen der livländischen Ordensmeister. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XIV.
—, Wilhelm von Fürstenberg. Rig. Almanach 1879.
—, Über eine Anklageschrift gegen den Hochmeister Paul von Rußdorf. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XIV.
Seraphim, Ernst, Livländische Geschichte von der Auffegelung der Lande bis zur Einverleibung in das russische Reich. I, 2. Aufl., Reval 1807; II, 2. Aufl., Reval 1904.

Seraphim, Ernst, Der Feldoberst Klaus Kursell und seine Zeit. Reval 1897.
—, Kritische Besprechung Th. Schiemanns Geschichte Rußlands, Polens und Livlands. Balt. Monatsschr. 32. 1890.
—, Aus Altlivlands Bürgertum. Balt. Monatsschr. 30. 1889.
Stavenhagen, Osk., Die Anfänge des livländischen Städtebundes innerhalb der deutschen Hansa und seine Teilnahme an der Kölner Konföderation. Balt. Monatsschr. 52. 1901.
—, Die Arbeiten für die Herausgabe der altlivländischen Ständetagakten. Riga 1894.
—, Johann Wolthun von Herse. Mitteil. a. d. Livl. Gesch. XVII, 1900.
—, Der Kampf des deutschen Ordens in Livland um den livländischen Einheitsstaat im 14. Jahrhundert. Balt. Monatsschr. 53. 1902.
—, Livland und die Schlacht bei Tannenberg. Balt. Monatsschr. 49. 1902.

Tobien, A., Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert I. Berlin 1899.
Transehe-Roseneck, A. v., Das Afterlehen in Livland. Jahrb. für Gesch. und Sphr. 1896. Mitau 1898.
—"—: Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. sec. Balt. Monatsschr. 43. 1896.
—"—, Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrhundert. Straßburg i. E. 1890.
—"—, Stadtbürger als Lehnsleute des livl. Adels. Jahrb. für Gesch. u. Sphr. 1899. Mitau 1901.
—"—, Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland. I. Teil.: Das Mannlehen. Riga 1903.

Winkelmann, E., Bibliotheca Livoniae historica. 2. Aufl. Berlin 1878.

Außer den zitierten Aufsätzen und Werken sind eine ganze Anzahl kleinerer Ar
beiten im „Inland", den „Mitteilungen", „Beiträgen", den „Sitzungsberichten" d
verschiedenen historischen Vereine und in der „Baltischen Monatsschrift" benutzt worde

Personenregister.

A.

Absalon, Erzbischof von Lund 32.
Adalbert, Erzbischof von Bremen 25.
Adaschew, russischer Kanzler 230.
Adolf II., Herzog von Holstein 28.
Albert I., Bischof von Riga 32—50. 69. 93.
— II. Suerbeer, Erzbischof von Riga 69. 75. 77.
—, Herzog von Lauenburg 41.
—, Herzog von Sachsen 43.
Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg 24.
— von Brandenburg, Hochmeister und Herzog von Preußen 165. 202. 205. 214 u. a. a. O.
—, Herzog von Mecklenburg, König von Schweden 107. 118.
— VII., Herzog von Mecklenburg 212.
Alexander III., Papst 26.
Alexander VI. Borgia, Papst 162. 182.
—, Großfürst von Litauen 162 ff.
— Newski, Großfürst von Susdal 52. 56.
Alna, Balduin von, vgl. Balduin.
Andreas, Erzbischof von Lund 42. 46.
Anna von Brandenburg 212.
Anno, Livenhäuptling 33.
— von Gangershausen vgl. Gangershausen.
Ansgar, Heiliger 94.
Appeldern, Dieterich (Theoderich) von, Bischof 32.
—, Engelbert von 32.
—, Johann von 32.
Arz, Johann Graf von, Statthalter von Finnland in Livland 256.
Aschеberg, Goswin von, Ordensvogt von Grobin 137.

B.

Baisen, Hans von, Führer der Ordensfeinde in Preußen 150.
Balduin von Alna 69.
Balke, Hermann, Landmeister 51. 74.
Balm, Wilhelm, gen. Fleck, Ordenskomtur von Windau 209.
Bartholomäus, Bischof von Dorpat 149.
Behr, Dietrich von, Stiftsvogt von Ösel 237.
—, Ulrich von, Dompropst v. Kurland 233.
Bernhard von Clairvaux 94.
Bernhard, Graf von Lippe, vgl. Lippe.
Bertold, Bischof der Liven 30. 31.
Blankenfeld, Thomas, Bürgermeister von Berlin 175.
—, Johann, Erzbischof von Riga 175 ff. 184. 185. 196 ff. 200.
Blomberg, Siegfried von, Erzbischof von Riga 103.
Bockenvorde, Heinrich, Ordensmeister 137. 144.
Boismann, Heinrich, Führer der Hofleute 259. 264. 270. 271.

Boldewin, Abt in Treptow 181.
Bomhower, Antonius 184.
—, Christian 182.
Bonnius, Franz 229.
Borch, Berend von der, Ordensmeister 152 ff.
—, Simon von der, Bischof von Reval 153. 154.
Botel, Heinrich, Ordensmarschall 54.
Boyarelli, Sekretär des Fürsten Radziwill 240.
Boye, Hans, schwedischer Kommandant von Weißenstein 267.
Brandt, Asverus, Rat Erzbischof Wilhelms 239.
Briesmann, Mag., Johannes, evangelischer Prediger in Riga 200. 205. 207.
Bruggenoye (ey), Hermann von, gen. Hasenkamp, Ordensmeister 103. 106. 123. 210. 229.
Bugenhagen, Joh., lutherischer Theologe, Reformator von Pommern 181.
Butte, Johannes, Bürgermeister von Riga 185.
Burhöwden, Bernh., Bischof von Ösel 205.

C.

Chodkewicz, Hieronymus, polnischer Staatsmann 245.
—, Jan Karol, polnischer Staatsmann und Feldherr 261.
Christian III., König von Dänemark 237.
Christoph, Herzog von Mecklenburg, Koadjutor Erzbischof Wilhelms 212. 214 ff. 241. 247. 256 ff.
Cölestin, Papst 30.

D.

Damerow, Dieterich, Bischof von Dorpat 104. 106. 124.
Daniel, Ritter 33.
David, Kastellan von Grodno 120.
Domaniewski, Joh., Bischof von Samaiten 253.
Dreyenlewen, Burchard von, Ordensmeister 99.
Durcop, rigischer Ratsherr 182.

E.

Elisabeth, Königin-Witwe von Polen-Ungarn 121.
Eltzen, Robin von, Ordensmeister 103.
Erasmus von Rotterdam 181.
Erich VII., König von Schweden 79.
— XIV., König von Schweden 249. 254.
Erlichshausen, Konrad von, Hochmeister des deutschen Ordens 145.
Erlichshausen, Ludwig v., Hochmeister des deutschen Ordens 145. 149.
Ermes, Lorenz, Ritterschaftshauptmann 247.
Eskil, Erzbischof von Lund 26.
Eudokia, Tochter von Herzog Magnus 272.
Euphemia, Wladimirowna, Gemahlin Herzog Magnus' 262.

F.

Faulhafer, Dekan von Reval 137.
Fölckersahm, Melchior von 219.
—, Friedrich von, Dompropst der erzstiftischen Ritterschaft 235. 238.
Freytag von Loringhoven, Ordensmeister 155. 159.
Friedrich, Erzbischof von Riga 97.
Friedrich II., König von Dänemark 209.
— III., König von Dänemark 241.
—, Herzog von Sachsen, Hochmeister des deutschen Ordens 165.
Frießner, Dr., Parteigänger Johanns von Finnland 23 f.

Fromhold, Erzbischof von Riga 103.
Fulco, Bischof von Estland 26.
Fürstenberg, Wilhelm von, Ordensmeister 215 ff. 220. 232. 234. 236. 238. 240. 241. 245. 248. 261.

G.

Galen, Heinrich von, Ordensmeister 211. 214. 220.
—, Melchior von, Ordenskomtur von Karkus 168.
Gangershausen, Anno, Ordensmeister 76.
Gardie, Pontus de la, schwedischer Feldherr 272.
Gedimin, Großfürst von Litauen 120.
Georg, Herzog von Ansbach 202.
—, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 200.
Gerlach Rothe, Schwertbruder 73.
Gotthard, Herzog von Kurland, vgl. Kettler, Gotthard.
Gottschalk, dänischer Vogt 41. 65.
Gregor IX., Papst 69. 73.
— XI., Papst 104.
Gröningen, Dietrich von, Ordensmeister 74.
Grube, Stephan, Erzbischof von Riga 154. 155.
Gustav Wasa, König von Schweden 227. 248.

H.

Hakon, König von Norwegen 115.
Harmsen, Gert, Ältermann in Riga 147.
Hartwich II., Erzbischof von Bremen 30. 32.
Hasse, Zacharias, Reformator von Reval 186. 209 u. a. a. O.
Hedwig, Gemahlin Jagiellos von Polen 121.
Heydeck, Friedrich von, Rat Herzog Albrechts von Preußen 195. 203.
Heinrich VI., Kaiser 69.
— der Löwe 27.
—, Bischof von Ösel 104.
Herike, Goswin von, Ordensmeister 103.
Hermann, Bischof von Dorpat, Bruder Bischof Alberts 44. 49. 50. 81.
— Balke vgl. Balke.
— von Salza vgl. Salza.
Hermann von Üxküll vgl. Üxküll.
Hevelmann, Bernt, Landmarschall 123.
Hildebrand, Michael, Erzbischof von Riga 156 ff. 161.
Hochgref, Blasius, Ratsherr in Reval 248.
Hofmann, Melchior, Prediger 192.
—, Jeremias, kaiserl. Rat 240. 243.
Hohenberg, Heinrich von, Agent Silvester Stodewescher 154.
Honorius III., Papst 63.
Hoppener, Bernh., rigischer Ratmann 115.
Horn, Klas, schwedischer Feldherr 249. 254 ff.
—, Heinrich Claffon 237. 260 ff. 268.
—, Karl 268. 273.
Hornhusen, Burchard von, Ordensmeister 53.

J.

Jagiello, Großfürst von Litauen, als Wladislaw IV. König von Polen 121 ff. 139.
Jaroslaw, Großfürst von Nowgorod 26.
Innozenz III., Papst 33 ff. 52. 62.
— VI., Papst 53. 75.
Joachim, Kurfürst von Brandenburg 166.
Johann Albrecht, König von Polen 162.

Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg 212. 242. 258.
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen 204.
—, Bischof von Dorpat 103. 149.
—, Bischof von Reval 35.
—, Erzbischof von Magdeburg 73.
—, Herzog von Finnland (später Johann III., König von Schweden) 237. 249. 254.
— I. von Fechten, Erzbischof von Riga 76 ff.
— II., Erzbischof von Riga 96.
— III., Erzbischof von Riga 96.
— IV. von Sinten, Erzbischof von Riga 104. 106.
Johann V. Wallenrode, Erzbischof von Riga 106. 124. 135.
— VI., Ambundi, Erzbischof von Riga (Bischof von Lüttich) 135. 137.
—, Stiftspropst zu Riga 41.
Isarnus, Erzbischof von Riga 97.
Isfried, Bischof von Ratzeburg 35.
Julius II., Papst 182.
Jungingen, Konrad von, Hochmeister des deutschen Ordens 109. 111. 118. 127.
—, Ulrich von, Hochmeister des deutschen Ordens 128. 129. 130.
Iwan III., Großfürst von Moskau 157.
— IV., der Grausame, Zar 229 ff. 256. 261. 264. 267 u. a. a. O.

K.

Kanud der Große, König von England 25. 32.
— II., König von Dänemark 42.
Karl IV., Kaiser 103.
— V., Kaiser 206. 218 u. a. a. O.
—, Herzog von Südermanland 263.
Katharina, Gemahlin Johanns von Finnland 255.
Kaupo, Livenfürst 33. 36. 42.
Kenstuit von Litauen 120.
Kerskorf Franke, Ordensmeister 137. 138.
Kettler, Gotthard von (später Herzog von Kurland) 215. 234. 238. 242. 244. 247. 250. 254. 257. 259. 261 u. a. a. O.
Klemens VII., Papst 198.
Knieprade, Winrich von, Hochmeister des deutschen Ordens 104.
Knopken, Andreas, Reformator von Riga 181 ff. 207. 208.
—, Jakob, Kirchherr zu St. Peter 181.
Konrad, Graf von Dortmund 33.
Kruse, Eilert 238. 262. 265.
Kuband, Joh., Bischof von Ösel 137.
Kuchmeister, Michael, Hochmeister des deutschen Ordens 132. 134.
Kurbski, Andrei, Fürst, russischer Feldherr 245. 258.
Kursell, Klaus von, Führer der livländischen Hofleute 259—263.
—, Christoph, sein Bruder 270.

L.

Lambert, Bischof von Kurland 70.
Lembito von Leole, Estenfürst 41. 42.
Lichtenstein, Kuno von, Großkomtur des Ordens 128.
Linde, Jasper, Erzbischof von Riga 177 ff. 185.
Lippe, Bernhard, Graf von 41. 43.
Lohmüller, Johann, rigischer Stadtsekretär 182. 203. 210.
Ludwig der Bayer, Kaiser 99.
Lustfer, Rat des Bischofs von Dorpat 234.
Luther, Martin, seine Beziehungen zu Livland 183. 205. 207. 208.
Lutterberge, Otto von, Ordensmeister 56. 76.

M.

Magnus, Herzog von Holstein, „König" von Livland 209. 241. 244. 247. 261 ff. 264. 267. 268.
—, Herzog von Lauenburg 267 ff. 271 ff.
Mandern, Konrad von, Ordensmeister 55.
Manteuffel, Erasmus von, Bischof von Kamin 181.
Margarete, Königin von Dänemark 85. 118.
Maria Wladimirowna 266.
Marsow, Hermann, lutherischer Prediger in Dorpat und Reval 186. 192. 208.
Märklin von Wildkirchen, Balthasar, Kanzler Karls V. 200.
Martin V., Papst 135.
Maximilian I., Kaiser 162.
Meinhard, erster Bischof der Liven 29 ff.
Melschede, Heinrich von, Reiterführer in Ordensdiensten 234.
Mengede, Joh. M. gen. Osthof (Mengden), Ordensmeister 145 ff. 148. 150.
Merheim, Th. von, Ordenstreßler 129.
Meyendorff, Konrad von 33. 81.
Mindaugas (Mindowe), Großfürst von Litauen 53. 55.
Mornay, Charles, schwedischer General 257.
Münchhausen, Christoph von 236.
—, Joh. von, Bischof von Ösel 209. 223. 241.
Munheim, Eberhard von, Ordensmeister 98.
Münster, Jasper von, Ordensmarschall 215 ff. 219. 270.
Mylius, Johann, Magister 213.

N.

Nagel, Dietrich, erzbischöflicher Legat 137.
Nikolaus, Bischof von Riga 69. 75. 87.
Nikolaus, Domherr von Magdeburg 69.
Nothleben, Heinrich von, Ordensmeister 144.

O.

Öttingen, Ludwig von, Ordensritter 74.
Oldenbokum, Kaspar von, Ordensritter 247. 250. 260. 261.
Olgerd, Großfürst von Litauen 120.

P.

Pabel, Jürgen, rigischer Stadtsekretär 252.
Philipp, Bischof von Ratzeburg 35.
—, Herzog von Schwaben 32. 39.
—, Landgraf von Baden 184.
—, Landgraf von Hessen 204. 210.
Plauen, Heinrich von, Hochmeister 129. 132. 138.
Plauen, Heinrich von, der Ältere 129.
Plater, Joh. von, Ordensmarschall 194.
Plettenberg, Fromhold von 270.
—, Wolter von, Ordensmeister 156. 160. 166. 167. 169—171. 174. 186. 194. 196 ff. 204. 206. 207.
Possevino, Antonio, Kardinallegat 273.

R.

Radziwill, Nik., Wojewode von Wilna 219. 240. 250 ff. 272.
Raßberg, Ernst von, Ordensmeister 56.
Recke, Johann von der, Ordensmeister 214.
—, Thieß von der, Ordenskomtur 233. 244.

Rosen, Reinhold von 265.
Rotmar, Bruder Alberts 49.
Rudolf I., Kaiser 76. 77.
— von Jericho, Ritter 38.
Rußdorf, Paul von, Hochmeister 134. 136. 144.
Rutenberg, Tysse von, Ordensmeister 136.

S.

Salza, Herm. von, Hochmeister 73.
Saunsheim, Eberhard von, Deutschmeister 144.
Schall von Bell, Philipp, Ordensmarschall 233. 245 ff.
Scharfenberg, Henning, Erzbischof von Riga 137. 145.
Schauenburg, Willekin von, Ordensmeister 56.
Schenkenberg, Ivo, Parteiführer 268.
Schlitte, Hans 230.
Schmerten, Bernh. von, Ordensvogt 233.
Schmiedt, Johann, rigischer Stadtsekretär 252.
Schnellenberg, Ernst von, Ordensvogt 233.
Schönberg, Dieterich von, Rat Herzog Albrechts von Preußen 166.
Schöning, Bürgermeister von Riga 200.
—, Thomas, Erzbischof von Riga 200. 204. 211.
Schuiski, Wassilji, russ. Feldherr 235.
Schurf, Hieronymus 204.
Schwarzburg, Albr. Graf von, Ordenstrapier 129.
Segenhagen, Franz, Ordenskomtur 236.
Siberg von Wischlingen, Georg v., Hauskomtur von Riga 218. 238. 242.
Sigismund, Herzog von Mecklenburg 218.
— II. August, König von Polen 214. 220. 251 ff. 266 u. a. a. O.
— von Starodub 138.
Sigrid 1. 5.
Sixtus V., Papst 154.
Sluttau, Otto, Abt 181.
Spanheim, Siegfried Lander von, Ordensmeister 136.
Spedt, Friedrich von 256.
Spor von Harten, Ordenskomtur 152.
Stackelberg, Peter von, Stiftsvogt 192.
Stephan Bathory, König von Polen 267. 272.
Stobewescher, Silvester, Erzbischof von Riga 145. 148. 153. 154.
Swen Estridson, König von Schweden 25.
—, Kaufmann 25.
Switrigailo, Großfürst von Litauen 138.
Szelle, Eberhard, Pfarrherr zu Burtneek 182.

T.

Talibald, Lettenfürst 40.
Taube, Johann, russisch-polnischer Parteigänger 261 ff. 265.
Tegetmeyer, Silvester, lutherischer Prediger in Riga 183. 192. 194.
Tetzel, Ablaßprediger 182.
Theoderich von Treyden 30. 34. 41. 42. 43. 93.
Tiesen, Hans von, Hochmeister des deutschen Ordens 156.
Tiesenhausen, Barbara von 228.
—, Bartholomäus von 106.
—, Georg von 194.
Tyle, Tönnis 234.

U.

Üxküll, Burg 30. 33. 105.
—, Heinrich von, auf Fickel 237.
—, Johann von, vom Riesenberge 227.
—, Jürgen von, auf Padenorm 234.
Üxküll, Konrad von, auf Fickel 227.
—, Otto von 205.
Ungern, Jürgen von 188. 205. 248.
—, Klaus von 266.

V.

Vegesack, Thom. 228.
Vietinghoff, Arnold von, Ordensmeister 103.
—, Konrad von, Ordensmeister 124. 130. 133.
Vincke, Heidenreich von, Ordensmeister 144.
Volquin, Meister des Schwertbrüderordens 50. 71.
Vrimersheim, Wilhelm von, Ordensmeister 103.
Vorwerke, Arnold von 115.
Vorste, Johann 115.

W.

Wachtmeister, Hans von, schwedischer General 273.
Waldemar II., König von Dänemark 42. 46. 48 u. a. a. O.
— IV. Atterdag, König von Dänemark 100. 113 ff.
—, Herzog von Schleswig 32.
Waldis, Burchard, Fabeldichter 184. 185.
Wenno, Meister des Schwertbruderordens 40 ff. 62.
Wenzel, König von Böhmen, Kaiser 105.
Westhard, Semgallenfürst 39. 59.
Wilhelm von Brandenburg, Erzbischof von Riga 201. 210. 214. 217. 233. 247. 254. 257.
— von Modena, päpstlicher Legat 62. 68. 71. 75. 86. 93.
Witen von Litauen 120.
Wittenberg, Johann, Bürgermeister von Lübeck, 114.
Wiscelin, Bischof von Leal 44.
Witowt, Großfürst von Litauen 107—138.
Witzlaff, Fürst von Rügen 44.
Wjatschko, russischer Fürst 37. 47.
Wladimir, Fürst von Polozk 30. 37.
Wolthuß von Herse, Johann, Ordensmeister 151.
— —, Ernst 152.
Wolff, gen. Lüdinghausen, Ordenskomtur 244.
Wrangel, Hermann von 244.
Wsewolod, russischer Fürst zu Gercike 38 ff.
Wulff, Heinrich 115.

Z.

Zamoiski, Jan, polnischer Staatsmann und Feldherr 267. 273.
Zborowski, polnischer General 267.

Ortsregister.

A.

Abſel, Burg in Livland 218.
Apule, Kurenfeſte 25.
Arensburg, biſchöfliche Burg und Stadt auf Öſel 244. 261 u. a. a. O.
Aſcheraden, Ordensburg in Livland 270.
Augsburg, Reichstage zu 238. 242.
Avignon, päpſtliche Reſidenz 97. 103.

B.

Bartenſtein, Schlacht bei 168.
Bauske, Ordensburg in Kurland 210. 238. 239. 272.
Belbug, Kloſter in Pommern 181.
Berſohn, Schloß in Livland 240.
Bewerin, Lettenburg in Livland 40.
Blumenthal, Friede zu 156.
Bornhöved, Schlacht bei 49.
Bremen 30. 42 u. a. a. O.
Breſt, Friede zu 139.
Burtneek, Schloß in Livland 271.

C.

Calmar, Union zu 108.

D.

Danzig, Vertrag zu (1366) 103.
—, Friede zu (1397) 109.
Diſſna, Lager von 272.
Doblen, Ordensburg in Kurland 152.
Dorpat, Burg, Stadt und Bistum in Livland 40. 46. 55. 83. 179. 192. 200. 230. 235. 241. 265. 274 u. a. a. O.
Dünaburg, Ordensburg in Kurland 56. 123. 239.
Dünamünde, Kloſter und ſpätere Komturei des Ordens in Livland 34. 50. 83. 97. 247.
Durben, Schlacht bei 54.

E.

Eckau, Ort in Kurland 223.
Elbing 129. 132.
Erlaa, Schloß in Livland 270.
Ermes, Schlacht bei 245.

F.

Fellin, Ordensburg u. Stadt in Livland 40. 41. 46. 96. 113. 209. 243. 246 u. a. a. O.
Fickel, Burg 260.

G.

Georgenburg 54.
Gercike, Burg und Fürstentum an der Düna 26. 37 ff. 81.
Goldingen, Ordensburg und Stadt in Kurland 243.
Gotland 28 ff.
Greifswalde 104. 114.
Grobin, Ordensburg in Kurland 243.
Gröfen, Ort in Litauen 55.
Guthwall, Kloster 83.

H.

Hapfal, Bischofsschloß in der Wiek 209. 256. 267.
Heiligenberg, Ordensburg 56.
Helmet, Ordensburg 98. 269.
Helfingborg 114. 115.

J.

Jamburg, Burg in Ingermanland 273.
Jurjew, Russenburg 26.
Iwangorod, Russenburg 161. 273.

K.

Karkus, Ordensburg in Livland 98. 267. 269.
Kawelecht in Livland 235.
Kehola, Bach in Livland, Schlacht bei 56.
Kexholm in Ingermanland 272.
Kirchholm, Burg in Livland 147.
Kirrumpäh in Livland 123. 163.
Kiwerowa Horka, Verhandlungen bei 273.
Kokenhusen, erzbischöfliche Burg, früher russische Burg Kukenois 37 ff. 153. 214. 269.
Köln, Konföderation zu 115. 116.
Kopenhagen 115.
Koporje in Ingermanland 52. 273.
Kowno 124.
Kronenberg, Traktat zu 272.
Kukenois (Kokenhusen) 26. 37.
Kurland, Reformation in 209.

L.

Lais(holm) in Estland 235. 242.
Leal in Estland 267.
Leole, Estenburg 41. 42.
Lemsal in Livland 214. 218.
Lenczig, Friede zu 138.
Lennewarden, Schloß in Livland 33. 55.
Lindanissa, Estenburg 44.
Loccum, Kloster 31.
Lohde, Schloß in Estland 267.
Lubahn, Schloß in Livland 240.
Lübeck 28. 97. 114. 115 u. a. a. O.
Ludsen, Burg in Livland 239.

M.

Magdeburg, Reichstag zu 33.
Maholm, Schlacht bei 163.
Marienburg, Ordensschloß in Preußen 98. 132. 150.
—, Ordensburg in Livland 99. 233. 243.
Marienfeld, Kloster 34.
Marienhausen, erzbischöfliches Schloß in Livland 240.
Melnosee, Friede am 135.
Memelburg in Preußen 53. 123. 166. 229.
Mitowe (Mitau), Ordensburg 238. 250.
Moskau 164. 239. 262 u. a. a. O.

N.

Narwa, Schlacht bei 108.
— 150. 233. 274.
Neuermühlen, Schlacht bei 156. 211.
Neuhausen, Ordensburg 99. 234.
Newa, Schlacht an der 52.
Nowgorod 28. 114. 124 ff. 157. 164 ff. 273 u. a. a. O.
Nüggen, Schlacht bei 241.
Nyschlott 233.

O.

Oberpahlen, Ordensburg 235. 269.
Odenpäh in Nordlivland 40. 41.
Ösel 41. 46. 49. 55. 71. 205 ff. 209.
Ostrow, Festung 163.

P.

Padis, Kloster 34. 100.
Pale, Fluß in Nordlivland 40.
Pebalg Schloß in Livland 219.
Peipus, Schlacht auf dem Eise des 52.
Pernau 55. 200. 244. 245. 255. 260. 267.
Pleskau (Pskow) 26. 38 ff. 52. 56. 124 ff. 157. 164 u. a. a. O.
Pljussa, Friede zu 274.
Polozk 26. 92. 159. 272.
Poswol, Verträge zu 221. 222.

R.

Rawa 258.
Reval, Ordensburg, Hansestadt 44. 49. 85. 100. 110. 186 ff. 208. 227. 230. 247. 248. 249. 260 ff. 263. 265. 268 u. a. a. O.
Riga, Ordensburg, Hansestadt 33. 64 ff. 86. 98. 113. 156. 181. 205. 207. 211. 229. 236. 239. 250. 251. 254 u. a. a. O.
Righebach 33.
Ronneburg, erzbischöfl. Schloß 196. 271.
Roop, Burg in Livland 271.
Rossiten, Burg in Livland 239.
Rujen, Burg in Livland 107.

S.

Salis in Livland 122. 218.
Saule, Schlacht an der 50.
Schleswig, Hoftag zu 43.
Schwaneburg in Livland 219.
Segeberg, Kloster in Holstein 29.
Selburg, Bistum und Burg 239.
Seßwegen in Livland 219. 238.
Sigtuna am Mälarsee 25.
Sinzig, Reichstag zu 39.
Smilten in Livland 219. 238. 271.
Smolina, Schlacht an der 164.
Speyer, Reichstag zu 241.
Stenby, Vertrag zu 74.
Stettin, Friede zu 265.
Stintsee 156.
Stockholm 118.
Stralsund, Friede von 115.
Swienta, Schlacht an der 138.

T.

Tannenberg, Schlacht bei 129.
Tarwast, Ordensburg in Livland 98.
Terrafer, Schlacht bei 235.
Thorn, Friedensschlüsse von 134. 150.
Tirsen in Livland 238.
Tolowa, Landschaft in Livland 39.
Tolsburg in Estland 233.
Treptow in Pommern 181.
Trikaten in Livland 271.

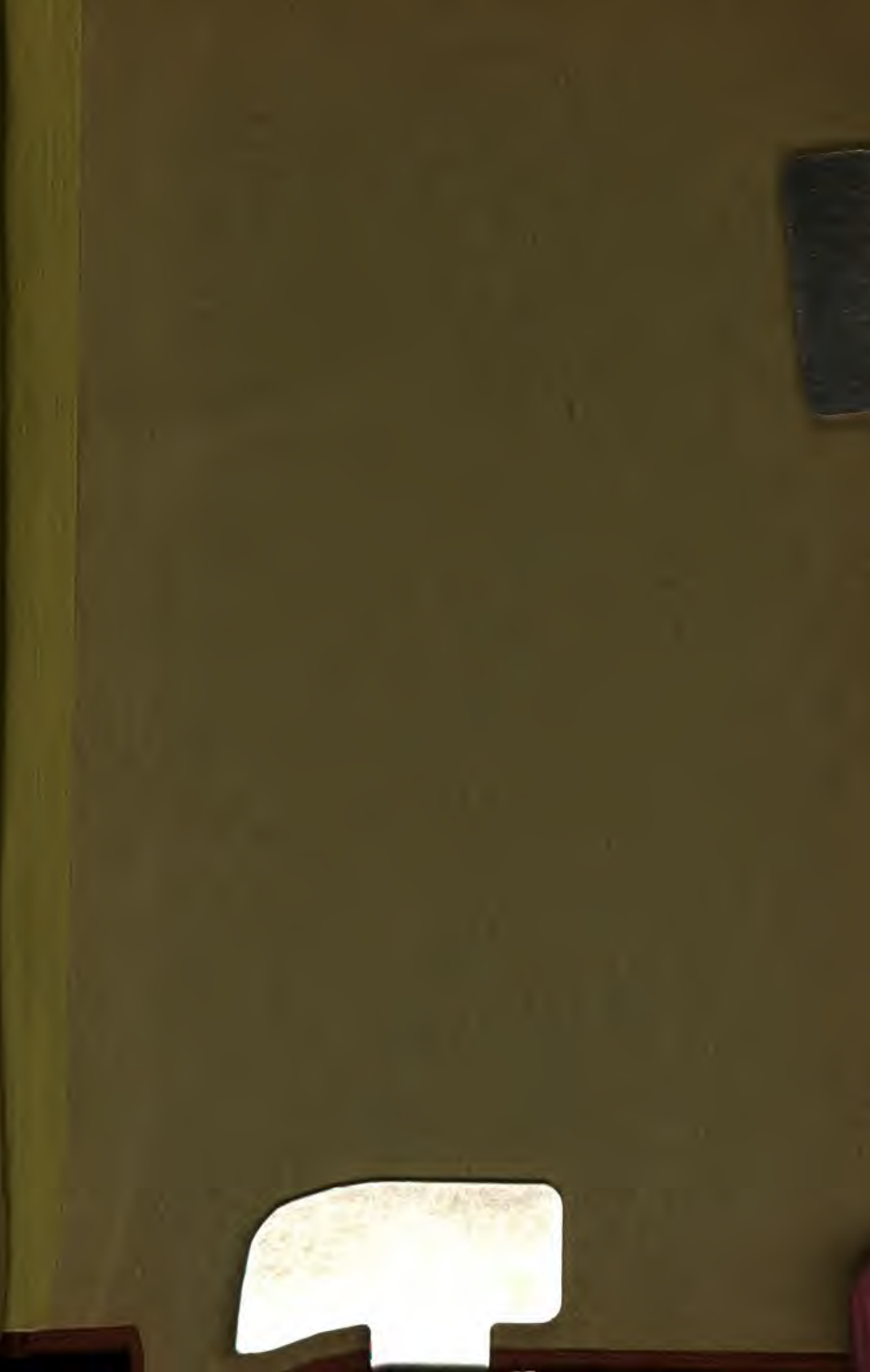
W.

Wall, Landtage zu 139. 153. 161. 207. 210. 234 ff.
Wainsel 218.
Warschau 255.
Weißenstein, Ordensburg in Estland 100. 233. 247. 250.
Welikije Luki 272.
Wenden, Landtage zu 164. 218. 240. 269. 270 ff. u. a. a. O.
Wesenberg, Ordensburg in Estland 150. 233. 270.
Wjelun, Friede zu 136.
Windau 243.
Wisby 28. 114 u. a. a. O.
Wittenstein, Ordensburg in Riga 153. 155. 156.
Wolmar, Landtage zu 153. 156. 164. 180. 194. 197. 200. 211. 215. 233 271.
Wordingborg, Friede zu 147.
Worskla, Schlacht an der 123.

Z.

Zapolje, Friede zu 273.

Berichtigungen.

S.	32,	Z.	7	von unten	lies: Kanud II. statt Konrad.
„	50,	„	18	„ „	„ Westhard statt Westhand.
„	56,	„	17	„ „	„ Schauenburg statt Schaumburg.
„	150,	„	5	„ oben	„ Hans von Baisen statt Baisin.
„	192,	„	14	„ „	„ Stackelberg statt Hackelberg.
„	201,	„	15	„ unten	„ Wolfenbüttel statt Lüneburg.
„	212,	„	5	„ „	„ Albrechts statt Johann Albrechts.
„	213,	„	3	„ oben	„ Johann Albrecht statt Albrecht.
„	219,	„	13	„ unten	„ Polen statt Preußen.
„	237,	„	6	„ oben	„ Friesner statt Frieskr.
„	244,	„	10	„ „	„ Doblen statt Dahlen.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.